



Tommy

Professor Dr. Karl Max Schneider †

Tiere haben das Wort

Geschichten aus dem Leipziger Zoo



URANIA-VERLAG

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur

LEIPZIG/JENA/BERLIN

Gekürzte Ausgabe des Sammelbandes „Tiere haben das Wort“ für das Buchhaus Leipzig
Herausgegeben von Ingeborg von Einsiedel
Mit einem Vorwort von Professor Dr. Heinrich Dathe



Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1962 by Urania-Verlag, Verlag für populärwissenschaftliche Literatur Leipzig/Jena/Berlin

VLN 212 — 475/4/62. ES 18 G 3

Textzeichnungen, Schutzumschlag und Einbandvignette von Heinz Rammelt

Graphiken von Kurt Marschalek (nach den S. 128 und 160), Rudolf Schnabel (nach den S. 48. 96 und 176)

Kurt Tessmann (nach S. 192) und Jürgen Wittdorf (nach S. 32)

Gesamtherstellung: VEB Druckerei „Thomas Müntzer“ Bad Langensalza

Zum Geleit

Viele Jahre schon vor seinem Tode wollte mein verehrter ehemaliger Chef, Professor Dr. KARL MAX SCHNEIDER, die schönsten seiner zahlreichen Tiergeschichten in einem Band zusammenfassen. Manche Gespräche hatten wir über diesen Plan, die mit der Zeit im Hinblick auf das immer mehr anschwellende Material einerseits und die laufend größer werdende Belastung seiner Persönlichkeit andererseits immer drängender von meiner Seite aus geführt wurden. Wenngleich nun doch das im geheimen Gefürchtete eintrat, daß der Autor diese Zusammenstellung nicht mehr selbst vornehmen und mit der ihm eigenen Sorgfältigkeit überwachen konnte, so hatte er doch bereits eine gewisse Auswahl der für diesen Zweck gedachten Erzählungen getroffen und auch die Anlage des beabsichtigten Buches schon weitgehend vorausdisponiert, so daß nicht mehr allzuviel zu tun übrigblieb. Es ist wohl selbstverständlich, daß von der Herausgeberin und vom Verlag keinerlei Zutaten hinzugekommen sind. Nur an den Stellen, an denen neuerliche Forschungsergebnisse es angezeigt sein ließen, wurden behutsam Korrekturen vorgenommen. Wir hegen die Hoffnung, daß mit der Herausgabe dieser Sammlung vielen Freunden des Verfassers und des Leipziger Zoos eine Freude bereitet wird, wie man sowohl nach den zahlreichen Zuschriften, die Professor SCHNEIDER seit Jahrzehnten erhielt, und den Stimmen, die auch nach seinem Tode in der Öffentlichkeit laut wurden, als auch nach der hohen Auflagenzahl, die seine Bücher erreichten, annehmen darf.

Professor SCHNEIDER, dessen wissenschaftlicher Ruf als Zoologe, als Tierpsychologe und Tiergärtner sich vor allem auf seine Gründlichkeit, seine unbestechliche Wahrheitsliebe und seinen schwer erreichbaren Kenntnisreichtum gründete, widmete sich mit wahrer Begeisterung der Volksbildung.

Die im vorliegenden Band niedergelegten Tiergeschichten sind aber nur eine Seite Professor SCHNEIDERS, die volksbildnerische, und damit auch nur eine Seite der Tiergärtnerei. Freilich ist die Arbeit im Dienste der naturkundlichen Volksbildung die wichtigste Aufgabe der Tiergärten in der Gegenwart; erst dann folgen die Wissenschaft am lebenden Tier und der Tier- und Naturschutz. Schließlich sind aber diese beliebten Kulturstätten für die Erholung und Entspannung der werktätigen Menschen geschaffen worden. KARL MAX SCHNEIDER war einer der ersten der modernen Tiergärtner, der die Aufgaben verstandesmäßig durchdrang,

die die Gesellschaft der Gegenwart einem Zoologischen Garten stellt. Gerade der Leipziger Zoo gab doch in seiner Geschichte und Entwicklung ein vorzügliches Anschauungsmaterial dafür ab. Er war von einem Privatmann, einem Gastwirt, gegründet worden, der anfangs nur sein Geschäft heben wollte, sich aber mit seiner Schöpfung bald schon wissenschaftliche Verdienste in verschiedener Hinsicht erwarb. Schließlich wurde die Verantwortung für den Betrieb des neuen Zoos zu groß, um von einem einzelnen getragen zu werden. Man rief eine Aktiengesellschaft ins Leben, wobei sich aber bald herausstellte, daß für ein Kulturinstitut die gewisse Unsicherheit bei der Führung eines solchen Unternehmens in wirtschaftlich schwankenden Zeiten auf die Dauer untragbar ist. So nahm die Stadt Leipzig den Zoo in eigene Regie. Ähnlich verlief auch die Entwicklung der Zoologischen Gärten in vielen anderen Städten, etwa in Dresden und Frankfurt. Die Tendenz, sich aus privatem in kommunales Eigentum, sich vom Schauobjekt mit merkantilem Hintergrund zum allgemeinbildenden Institut von kulturellem Niveau zu entwickeln, darf geradezu als Musterbeispiel der steigenden Wertung, aber auch der Wandlung der Anschauungen von der Wichtigkeit solcher tierkundlichen Bildungsstätten angesehen werden.

Während früher in den Zoos gern Einzeltiere in möglichst vielen Arten nebeneinander zur Ausstellung kamen, legt man heute höchstes Gewicht auf biologische Ausstellungsweisen, das heißt, man zeigt — wo möglich — Herden, um die natürlichen Verhaltensweisen der Tiere besser studieren zu können. Man setzt geographisch zusammengehörige Formen in dieselbe Anlage und erhöht dadurch den pädagogischen Schauwert. Gleichzeitig wird aber auch der Zucht große Aufmerksamkeit gewidmet; denn nur so wird es auf die Dauer möglich sein, viele dem Aussterben nahe Tiere vor der Ausrottung zu bewahren. Die Tiergärten bekommen dadurch eine völlig neue, aber höchst wertvolle Aufgabe. Ohne Zoos gäbe es heute weder Wisente noch Milus auf der Erde. Bei Halbeseln, Wildpferden, Wildeseln, Leierhirschen, bei Eisbären, Trauerschwänen, Hawaiiigänsen, Silberfasanen, um nur einige zu nennen, wird man zweifellos bald dasselbe sagen müssen. Aus dem Rückgang der Großtierwelt, die ja von der unaufhaltsam fortschreitenden Kultivierung unserer Erde in erster Linie betroffen wird, resultierte auch die Notwendigkeit, sozusagen in letzter Minute die Biologie, die Gewohnheiten, den Bau eben dieser Tiere möglichst genau zu erforschen. Wer mit diesen Dingen tagtäglich zu tun hat, dem wird immer wieder mit bedrückender Deutlichkeit bewußt, wie wenig wir trotz aller bisherigen Forschungen auch von längst bekannten Tieren wissen, wie etwa von Bären, Wölfen, Affen, Antilopen, Wildschafen und Krokodilen, um nur willkürlich ein paar Formen herauszugreifen. Es war deshalb sehr zu begrüßen, daß Professor SCHNEIDER seinerzeit im Leipziger Zoo eine „Tierpsychologische Forschungsstelle“ einrichtete. Aus gleichem Anlaß gründete die Deutsche Akademie der Wissenschaften auf breiterer Grundlage die Zoologische Forschungsstelle im Tierpark Berlin.

Die neuen, im Tierpark gewonnenen Einblicke in das Tierleben und die wissenschaftlichen Erkenntnisse sollten, ja müssen meiner Meinung nach all den sich für Tiere interessierenden Menschen, denen es nicht vergönnt ist, wie wir Tier-

gärtner mitten in einer „Tierstadt“ zu leben und zu arbeiten, die aber dennoch gern unterrichtet sein möchten, in faßlicher und interessanter Weise vorgelegt werden. Die Werkstätigen, die der Wissenschaft ja erst die Voraussetzungen für ein erfolgreiches Arbeiten schaffen, haben selbstverständlich auch das Recht, die Ergebnisse zu erfahren. So wird eine echte Wechselwirkung zwischen Bevölkerung und Wissenschaft erzielt. Keiner verstand, diesen Kontakt besser zu pflegen als KARL MAX SCHNEIDER. Letztlich — es kann gar nicht oft genug wiederholt werden — bauen wir die Tiergärten nicht für die Tiere, sondern für die Menschen. Es war KARL MAX SCHNEIDER geradezu ein Bedürfnis, von seinen Erkenntnissen in leicht verständlicher Weise anderen Mitteilung zu machen. Er war dabei ein anerkannter Meister des Stiles. Seine Darstellung ist stets schlicht, so wie er lebte und lebte. Daß er bewußter Sachse war, wird dem Leser oft genug klar. Er verwandte mit innerer Freude Saxonismen. Oft genug klingt auch seine erzgebirgische Heimat in seinen Worten durch. Er schrieb seine Erlebnisse auf, von einem inneren Drang angetrieben; und es war manchmal nicht leicht, zu entscheiden, ob er wohl lieber volkstümliche Aufsätze oder eine wissenschaftliche Abhandlung zu Papier brachte. In den letzten Jahren, als er weniger Schlaf brauchte, verfaßte er die meisten seiner Erzählungen zwischen 5 und 6 Uhr früh im Bett, wenn er, von den Tagesgeschehnissen ungestört, seinen Gedanken nachsinnen konnte. Mit einem nadelspitzen Bleistiftstummel schrieb er seine Geschichten in Gabelsberger Stenographie auf einzelne Zettel nieder, die tags darauf hilfreiche Hände in Schreibmaschinenschrift übertrugen. Nicht selten erzählte er dann, wie er sich während des Schreibens innerlich freue, wenn ihm eine Wendung besonders gelungen erschien. Er malte sich das Schmunzeln des Lesers im voraus aus und war glücklich, wenn ihm Briefe seiner Verehrer bestätigten, daß er wieder einmal den rechten Ton getroffen hatte. Wer Professor SCHNEIDER kannte, wird es selbstverständlich finden, daß bei seinen Aufsätzen der Humor nicht zu kurz kommt.

Die meisten seiner Schilderungen haben ihren Ursprung in Erlebnissen im Leipziger Zoo. Andere hängen irgendwie mit ihm zusammen, sei es nun, daß ein Tierfänger sie erzählte oder daß sie bei Reisen für den Tiergarten entstanden. Wieder andere sind Tierbeschreibungen, die aber gleichfalls auf eigenständigen Betrachtungen basieren. Nicht eine der Geschichten ist erfunden oder „nachempfunden“. KARL MAX SCHNEIDER hatte, soweit er überhaupt einer solchen Wallung fähig war, alles Abschreiben aus tiefster Seele.

So beschwingt und spritzig der Text Professor SCHNEIDERS auch sein mag, der Tierkenner wird doch die vielen eingearbeiteten wichtigen Tatsachen, von denen nicht wenige neue Erkenntnisse sind, bemerken. Nicht zuletzt dürfte auch der Leser auf seine Kosten kommen, der Tierseelenkundliches erwartet. Wenn man weiß, daß kein Ausdruck und kein Wort flüchtig oder unbedacht hingeschrieben wurde, dann wiegen die Aussagen und Anschauungen Professor SCHNEIDERS um so schwerer. Er vertrat in dieser Hinsicht seine eigenen, wohlfundierten Auffassungen, auch wenn sie sich nicht immer in tierpsychologische Anschauungen der Gegenwart einfügen sollten. Die enorme Breite seiner Erfahrungen,

die vom Röhrenwurm bis zum Menschenaffen reichten, berechtigte ihn zu selbständigen Ansichten. Die im vorliegenden Band zusammengestellten Aufsätze sind in der Zeitspanne von 1924 bis 1955 entstanden und geben somit gleichzeitig Bericht über die großen und kleinen Ereignisse im Leipziger Zoo während dieser Zeit. Die meisten sind in Tageszeitungen oder Zeitschriften erschienen. Sie warben nicht nur für den Besuch des Zoos, sondern gewannen auch der Tierwelt unzählige Freunde; sie verhalfen ihrem Verfasser zu einer ausgesprochenen Popularität.

Der Buchschmuck stammt zu einem Teil aus der umfänglichen Tierbildersammlung des Autors. Weitere Blätter von RUDOLF SCHNABEL, KURT TESSMANN und JÜRGEN WITTDORF waren dem Verfasser bei Lebzeiten wohlbekannt und hielten seinem kritischen Auge stand. Die meisten schuf HEINZ RAMMELT, der als junger Kunstbeflissener einst zu Füßen KARL MAX SCHNEIDERS gesessen hatte, um einer Vorlesung über die Tiere in der künstlerischen Darstellung zu lauschen. Professor SCHNEIDER hat mir gegenüber mehr als einmal RAMMELT als Könnler auf dem Gebiet der Tierillustration bezeichnet. Ich weiß, daß er seinen Zeichnungen vollen Herzens zustimmen würde.

Mögen die Geschichten dem Leser des Buches, das in dieser Form in dem Jahre erscheint, in dem Professor SCHNEIDER 75 Jahre alt geworden wäre, dasselbe Vergnügen bereiten, das wir bei der Zusammenstellung empfanden!

HEINRICH DATHE

Tierpark Berlin 1961

Ein seltsamer Gast

So kann man ihn mit gutem Gewissen nennen, den neuen Orang-Utan im Zoo. Ein Besuch, wie ihn Leipzig, nein Deutschland, wohl gar das europäische Festland, nicht alle Jahre hatte. Ein Ereignis, das jedem, der mit wachem Auge den allmählichen Untergang der freien, lebenden Natur verfolgt, ebensoviel bedeutet wie der Besuch eines orientalischen Maharadschas. Und es ist ein Maharadscha; allerdings ein Maharadscha des sumpfigen Urwalds, der himmelhoch ragenden Baumkronen Borneos, der hier einkehrte.

Erste Eindrücke

Wochen vorher war seine Ankunft gemeldet. Und als der Stinnes-Dampfer, der ihn auf dem Wege von Manila nach Singapore in Miri an Bord genommen hatte, in Rotterdam einlief, da wurde hart um seinen Kopf gefeilscht. Der Vertreter des Leipziger Zoos erwarb ihn. Leicht war's nicht, ihn an Deck zu kriegen; denn der Besitzer hatte ihn hinter einer Wand von Ballen am warmen Schornstein verstaut. Die Begrüßung war auch nicht eben von europäischer Höflichkeit. Verärgert schlug der Gefangene durchs Gitter seiner Sänfte, sagen wir ruhig: Transportkiste. „Quaje (kwaad = böser) Racker!“ antwortete ihm ein holländischer Wärter, der gleich ein paar Kratzwunden von ihm abkriegte und immer noch froh war, daß er ihm die umklammerte Hand nicht durchs Eisen gezerzt hatte. Der mürrische Alte schien dem Drang nie widerstehen zu können, allen, die ihm näher traten, eins auszuwischen. Sogar das Ansehen nahm er übel und empfand es als persönliche Beleidigung. Natürlich war's gewagt, ausgerechnet Anfang Januar solch einen empfindlichen, nur für die Tropen geborenen älteren Herrn zu übernehmen. Jedoch das Wetter war

günstig. Bestand nur noch eine Gefahr: das Hochwasser. Halb Holland war überschwemmt; der Eisenbahnverkehr zum Teil unterbrochen. Dennoch ging die Reise glatt vonstatten. Der eigenartige Passagier war sorgsam verpackt, seine Koje mit Decken und Heu verhüllt. Bald sprach sich die Neuigkeit im Zug herum. Vor allem das Speisewagenpersonal umlagerte den fremden Scheich und war nicht eher wegzukriegen, als bis der Küchenchef mit dem Kochlöffel erschien. Gegen Mitternacht fiel der Urwaldkönig in Schlaf. Wenn das Brausen, Runksen und Kreischen der Wagenräder einmal schwieg, dann belauschte ich ihn: Es waren lange, schwere Atemzüge; wie tiefer Menschenschlaf. Ein Lademeister interessierte sich besonders für die seltsame Fracht. Er konnte sich nur nicht klar darüber werden, ob der Mensch vom Affen oder der Affe vom Menschen abstamme; eine an sich gar nicht so dumme Frage. Aber seine Begründung für die enge Verwandtschaft zwischen beiden war doch etwas kitschig: „Mir lāsñ uns drheeme doch ooch de Leise ab!“

So verging die letzte milde Nacht vorm Einbruch neuer Kälte, und der seltene Gast, begleitet von noch einigen anderen Tropenkindern, fuhr mit dem D-Zug Rotterdam-Utrecht-Amersfoort-Bentheim am Sonnabend vormittags neun Uhr im Leipziger Hauptbahnhof ein. Inzwischen war im Affenhaus der große Menschenaffenkäfig nachgesehen und gefestigt worden. Das tat not. Grollend wie ein Raubtier fiel der Ankömmling die Leute an, die sich mühten, die schweren Rundeisen an seinem Kasten zu lüften. Als ihm aber dann der Weg in die hundertmal so große Behausung freigegeben worden war, da trat etwas Merkwürdiges ein: Das Tier wollte gar nicht aus seinem eigenen Kerker heraus; als wäre ihm sein Gefängnis lieb geworden. Wie einer, der es nicht nötig hat, lag der asiatische Häuptling auf seiner Bank, die ihm an die sechs Wochen lang Lager gewesen war. Jetzt fühlte sich auf einmal der einstige Beherrscher der Wipfelregion in dem vertraut gewordenen Winkel sicher vor dem neuen Unbekannten, sicher vor lästigen Störungen, sicher vor den zudringlichen Blicken der Bleichgesichter. Endlich geruhte der „Fürst“ auszusteigen. Doch wie vorsichtig und gelassen tat er's! Am Gitter rüttelnd, in tiefen Gurgellauten prustend und dann mit den unglaublich leistungsfähigen Lippen schnalzend, so kletterte er hoch, als stiege er noch einmal auf die Baumriesen seiner Heimat. Die Arme klafterten mehrere Meter. Nun erst konnte man ihn richtig besehen, den unheimlichen Gast.

Eine Mißgestalt mit Menschenhaupt! In düsterem Rotbraun hängt das lange, straffe Haar von den Gliedmaßen, die sich wie Gestänge ausrecken und zusammenlegen. Hand- und Fußsohlen sind natürlich kahl, eigenartigerweise auch die Rückenmitte. Spärlich sind Finger und Zehen besetzt. Aber, aber, möchte man mit Rotkäppchen rufen, Großvater, was hast du für große, schwarze Pfoten? Die sind ja maßlos lang. Manche Inder haben schon fast unangenehm dünne, lange Finger. Aber hier sind doch unförmige Monstra daraus geworden, die herabhängend gelenkigen Kunstgliedern ähneln und, auf den Kopf gelegt, von einer Schläfe zur anderen reichen. Seht die aber einmal arbeiten! Das sind natürlich Greifhaken, die den „Waldmenschen“ durchs Geäst der Fruchtbäume tragen und ihn die jüngsten, schmackhaften Triebe eben noch erreichen lassen. Mehrere Kilometer helfen sie ihm in einer Stunde zwischen Himmel und Erde durchwandern.

Eben zeigt er's noch besser! Um sicher zu sein, hängt er sich am Deckengitter auf. Die vier Finger und Zehen sind wie Steigeisen um je einen Stab gebogen; die zurückstehenden Daumen fassen nicht mit. Anscheinend mühelos schwebt nun das schwere Tier stundenlang da oben. Grotteskes Bild! Zu sehen ist eigentlich weiter nichts als vier zur Decke strebende Gliedmaßen und dazwischenliegend ein Riesenkopf; wie eine als Ampel aufgehängte schwarze Maske. Die ganze Stellung erinnert sehr an jenen gliederverrenkenden Jogin, der sich zeitlebens darin geübt hatte, Götzenbilder darzustellen. Tatsächlich hat das Tier etwas Vorweltliches, auf uns Überkommenes, Urmäßiges an sich. Dabei hat sein Kopf nicht einmal jene rätselhaften Backenwülste und den Kehlsack früher eingeführter Riesenorangs, ist vielmehr erschreckend menschlich. Fast könnte es das Haupt eines Weisen sein, eine freie, aufsteigende Stirn, in ihrer Mitte durch eine merkwürdige, beulenartige Wölbung ausgezeichnet; vom Nacken her dringt ein Büschel langer, zuweilen gescheitelter Haare vor, die sich ausnehmen wie die Kappe



auf dem Scheitel eines bärtigen Mönchs. Lächerlich klein die Ohren, ganz im Gegensatz zu den Löffeln des Schimpansen, und unter den Brauenbogen ein Paar Augen, deren Ausdruck nur menschlich beschrieben zu werden verdient. Meistens spricht sich eine ernste Gelassenheit darin aus, dabei doch große Aufmerksamkeit für alles Wichtige, was in der Umgebung geschieht; es ist etwa die Haltung eines erfahrenen, abgeklärten Menschen, der sich mit seinem tragischen Schicksal abgefunden, doch nicht das Interesse am Leben verloren hat. Einige finden eine tiefe Traurigkeit im Blick des Orang. Manchmal ist es ein wahrhaft kindlicher Friede, zuweilen aber dämonische Wildheit. Hockt das Tier — zusammengefallen wie ein Haufen rotbrauner, zottiger Glieder, den Kopf halb zwischen den breiten Schultern sitzend, die Hände im Nacken übereinandergelegt — auf seinem Kasten und wird gereizt, dann steht es gemessen auf, schüttelt sich, fletscht dabei mit den bräunlichen, furchtbaren Zähnen und geht wie ein sagenhaftes Ungeheuer auf den Störenfried los. Da umwittert einen doch etwas von jener allmählich aussterbenden, ungebändigten Kraft des Naturlebens. Elementar quillt der Wunsch hoch: Möchten diese Zeugen auch späteren Geschlechtern erhalten bleiben. Wie wir zum Glück erfahren, sind bereits Maßnahmen geplant, die verhüten sollen, daß jene Waldbeherrscher von gewissenlosen Jägern und Händlern — die gerissenen Dajaken eingeschlossen — gänzlich ausgerottet werden.

Hoffentlich, hoffentlich kommt die Hilfe nicht zu spät.

Betrachtungen und Beobachtungen

Sinnend stehen wir im Affenhaus vor dem seltsamen Gast und suchen in diesem Zerrbild einer Menschengestalt, das die Gelehrten zeitweise *Homo satyrus* genannt haben, menschenfremde Züge auf. Einige wenige finden wir. Das Haar z. B., das bei manchen Stücken an Arm und Rücken bis zu 50 cm lang werden kann, ist etwas abweichend verteilt. Die plattgequetschte Nase erinnert fast an Fledermäuse. Und das vorspringende, runzelige Riesenmaul sieht bald aus wie ein quer aufgeschnittener, faltiger Gummiball; es fehlen die aufgeworfenen Lippensäume. Die innere Schleimhaut greift nicht über wie bei uns. Alle übrigen Unterschiede sind nur solche des Grades und werden fast restlos verständlich, wenn



man bedenkt, daß man einen „Waldmenschen“ — das bedeutet nämlich Orang-Utan — vor sich hat, einen Kletterer, der zum Leben einen riesigen Urwald braucht. Klettern muß man das Tier sehen, sonst kommen einem die Greiffüße wie verkrüppelt vor. Der Orang braucht sie doch kaum zum Gehen. Wann kommt er denn überhaupt einmal auf den Boden? In der Freiheit höchstens, wenn er sich ein paar junge Schößlinge abbricht. Auch hier im Garten sieht man das Tier fast nie von seinem Hochsitz herunterkommen. Aus dem Kletterleben erklären sich übrigens auch mancherlei Verwachsungen zwischen Finger- und Zehngliedern.

Hier scheiden sich eben die Wege, die der Urmensch und der Menschenaffe gingen.

Der aufrechte Gang und das sich

höher entwickelnde Hirn des ersteren dürften im gesteigerten Daseinskampf nützlich geworden sein. Der Menschenaffe aber paßte und paßt sich dem Baumleben weiterhin an. So erwarb der Orang unter den Anthropomorphen die längsten Arme und die kürzesten Beine. Ich sah den hiesigen nie frei aufrecht gehen. Immer hält er sich dabei an und steht dann meist gegrätscht mit auffällig durchgedrückten Knien da. So fehlt ihm auch ein Körperteil, der von der menschlichen Gesellschaft gern verachtet und zugleich als Allerwertester bezeichnet wird, das ist nämlich diejenige Muskelmasse, die unseren aufrechten Gang ermöglicht. Ein Spaßvogel könnte also mit gewissem Recht behaupten, daß der Hintere und das Hirn anteilig den Kulturfortschritt bedingt hätten. Die vergleichenden Anatomen haben ja auch längst darauf hingewiesen, daß das Becken der Menschenaffen der am wenigsten menschlich entwickelte Körperteil sei.

Plötzlich fahren wir erschrocken aus unseren Betrachtungen auf. Es donnert und poltert durch den Raum. Aha! Der Schimpanse im Nachbar-

käfig kommt mit einer Scheuerbürste angetobt, trampelt wie besessen über den Holzboden, schwingt sich hoch und trommelt nun mit den Füßen gegen ein klapperndes Eckbrett, daß einem Hören und Sehen vergehen. Die abgeschrubbte Scheuerbürste wirft er seinem Stubenachbarn durchs „Fenster“; eine Sauglocke folgt grölend hinterdrein. Der neue zwangseinquartierte Mieter aus Borneo verdreht zu all dem Schabernack noch nicht einmal den Kopf. Nur sein braunes Auge sucht den Krakeeler. Den aber spornt die Erfolglosigkeit zu neuen Taten an. Schon hat der, einem beruhten Feuerwehrmann vergleichbar, ein Tau wie einen Spritzenschlauch herangeschleppt, zerrt es mit hoch und lanciert das Ende durchs Zwischengitter. Irgendwie muß die Verbindung mit dem neuen roten Kumpan da drüben doch aufgenommen werden. Das bringt den Orang endlich aus der Ruhe. Bedächtig hangelt er auf einen Bambusstock, bemerkt den schwarzen, tollen Kobold, schiebt langsam seinen kurzen Hals vor und blickt starr auf die Hanswurstiaden seines Hausgenossen. Von seinem vorspringenden Untergesicht fällt der lohfarbene Bart. Über den Mundwinkel setzt der an und läuft in einen vorwärtsgestrichenen Bocksbart aus. Ein Kopf wie Rübezahl. Die Leute, die sich soeben noch über den verrückten Schimbo vor Lachen schüttelten, betrachten den ernstesten, mürrischen Waldgesellen beinahe andachtsvoll. Welch ein Gegensatz: im Nebengelaß der rumorende, immer zum ausgelassenen Spiel aufgelegte, kaspernde Afrikaner; und hier der in sich gekehrte, verschlossene, jeder unnötigen Äußerung abholde, ältere Insulaner. Fast hat er etwas Teuflisches angenommen. Dabei sind beide Typen Glieder der einen Menschenaffenfamilie. Die Eingeborenen halten sie ja auch beide für Menschen, die nur nicht sprechen wollen, um nicht arbeiten zu müssen. Auch eine Lesart!

Gemessen und voll Bedacht geht der Orang auch im Urwald vor, wenn er sich von Ast zu Ast schwingt; hier eine Frucht, da einen verlockenden Blätterzweig mit Knospen heranholend. Die Reisenden berichten darüber fast übereinstimmend. Vermutlich macht er's dabei ähnlich wie hier im Affenhaus, wenn er, sobald ihm etwas Wohlschmeckendes gereicht wird, die Frucht oder was es sei, vorerst in sein großes Froschmaul steckt und dann auf seinen Kasten turnt, der ihm Tisch und Bett zugleich ist. Diese Lippen sind ja die reinen Markttaschen für ihn. Eier, Klöße, Apfelsinen, alles nehmen sie auf. Übrigens kann die Unterlippe vollständig über die obere hinweggezogen werden und an Stelle eines Taschentuchs bequem

die Nase wischen. Hilft das nicht, dann tun's die langen Finger. Vor einigen Tagen fürchtete ein Besucher sogar, jener stieße damit bis zum „Geherne“ vor. Keine Angst!

Daß der Orang keinen schlechten Geschmack hat und auch darin dem Menschen nahesteht, das müssen die Farmer von Borneo und Sumatra erfahren, wenn eine Anzahl von „Moritzen“ ihre Pflanzungen besucht. Der unsere ist ein ausgesprochener Pflanzenfresser. Sein Leibgericht ist aufgekochter, gezuckerter Reis; jedesmal ein Kloß. Den steckt er, wie gesagt, in seinen geräumigen Lippenmusterkoffer, trägt ihn auf seinen Kasten, wo er, wie ein Orientale hockend, gemächlich zu speisen anfängt. Vorerst beißt er ein Stück der zusammengeballten Masse ab und knetet es im Mund zu einer dicken Scheibe, die er des öfteren auf der schippenförmigen Unterlippe, seinem Suppenlöffel, weit vorschiebt und dann befriedigt beäugen kann. Hernach nagt er wohl mit den Oberzähnen den fertig gemachten Pamps ab. Das dauert nicht lange, ist so ein Kloß verschluckt. Am Tag genehmigt er etwa zehn solcher Sätzchen; gelegentlich auch drei Stück mehr. Dazwischen nimmt er gern eine Apfelsine an. Ist sie ganz, so wird sie natürlich erst geschält. Ist sie in der Schale geviertelt, dann wird jedes Teil nur ausgelutscht; andernfalls wird auch das Fleisch mit ausgegessen. Datteln sind gleichfalls willkommen. Die Kerne werden ausgespuckt und aus der Schale im Mund eine Art Priem zurechtgepappst. Leckerbissen sind für ihn frische rohe Eier. Die nimmt er einem überaus vorsichtig mit Daumen und Zeigefinger aus der Hand und bringt sie in seiner Mundsammeltasche fort. Ich muß dabei immer an einen Unteroffizier im Felde denken, der zum Gaudium der Kameraden rohe Eier im Mund zerbiß und verschluckte — bis ihm einmal ein faules untergeschoben wurde. Das könnte unserm Moritz nicht passieren. Behutsam drückt er mit einem Eckzahn ein Loch hinein, klaubt mit den Händen ein paar Schalenstückchen ab und saugt den Inhalt mit Behagen aus. Nötigenfalls langen die hageren Finger mit hinein. Mit einem gekochten Ei verfuhr er ähnlich, brach es auseinander, war über das feste, leuchtend gelbe Dotter höchst erstaunt, schob es mehrfach an die Nasenlöcher und stellte es, durchs Gitter fallen lassend, dem Spender wieder zur Verfügung. Getrunken hat Moritz zunächst noch nicht. Dafür kaut er ja täglich bis zu zehn Apfelsinen aus.

Nach jeder Mahlzeit macht er reinen Tisch. Mit seinem Handrücken wirft er Eierschalen, Dattelkerne, Reisspelzen und sonstige Überreste von

seinem Kasten; so vornehm lässig in der Gebärde, wie es nur wertlose Dinge verdienen können. Mein Nebenmann, der eigens nach Leipzig gereist war, um diesen sonderbaren Heiligen zu sehen, meinte, es gäbe Menschen, die nicht so manierlich bei Tisch seien wie eben unser Orang.

Moritz

Menschlich ist die Gestalt dieses Waldstrolches mit dem Sokrateskopf, dieses Scheusals mit der unheimlichen Fratze; menschlich ist sein Geben, menschlich ist sogar sein Schlaf. Haben Sie ihn einmal richtig schlafen sehen? Da muß man früh oder in den Mittagsstunden kommen. Dann liegt er oben auf seiner Holzpritsche, seitlich, das schwere Haupt auf den muskulösen Unterarm gebettet. Decken verschmäht er. Das wundert mich, denn ich habe schon alte Orangs gesehen, die sich unter einer Decke förmlich vergruben; und ein mir bekanntes Orangkind hüllte sich in solch einen Flausch, daß es wie aus einer Kapuze treuherzig lugte. In der Freiheit soll sich der Orang bei tropischen Regenschauern mit Blättern oder Zweigen bedecken. Ganz sicher ist das nicht. Doch dürften das riesig lange Schulterhaar und der ebenso reiche Armbehang die Regentropfen in der Seitenlage des Tieres ohnehin ableiten. Im Wald schlägt er sein Lager in den Bäumen auf; etwa 8 bis 15 Meter hoch baut er sich fast täglich aufs neue ein Nest aus zusammengelegten Zweigen und ausgerautem Laub ins Geäst. Das mag er ähnlich sauberhalten wie hier seinen Schlaftisch. Nur dann, wenn dieser schmierig und beschmutzt ist, hat er bis jetzt dem Wärter Zutritt in seinen Wohnraum gestattet. Jene Gepflogenheit, in einem luftigen und doch zugfreien Ruhebett unter freiem Himmel die Tropennacht zu verbringen, wird es übrigens sein, die unsern Moritz ebenso wie seinen Nachbarn



Schimbo daran hindert, in einen Schlafkasten zu gehen. Sie tun es nie. Dagegen regt sich der Nestbauinstinkt ganz offenkundig. Unser Orang hat in der Nacht vom 21. zum 22. Januar sein erstes Nest gebaut, vorn am Gitter, und zwar aus Stroh; er hat auch schon mehrere Nächte darin geschlafen. Dies kleine Heiligtum scheint er sogar vor Zudringlichkeiten besonders zu schützen. Er ist ein Tagtier und gleicht darin dem normalen Menschen. Bricht

der Abend herein, dann tritt der Sandmann auch vor sein großes Gesicht: Die Atemzüge werden schwerer, langsamer, schließlich schnarcht der rote Hüne wie ein alter Herr und schläft bis in den Morgen. Dann muß man ihn sehen, wenn er sich mit den langen Fingerspitzen die Augen ausreibt und nach jedem Wischen die skeletthaft langen Glieder betrachtet, als wenn eine „feune“ Dame nach dem Schneuzen den Erfolg im Taschentuch beschaut.

Interessant ist auch die Nachricht, ein Orang habe sich rasch ein Nest zurechtgemacht, nachdem er verwundet worden war. Da muß man schon an sich halten, um das immerhin anders geartete Wesen nicht vollends zu vermenschlichen. Vielleicht hat die eingetretene Schwäche auf das Tier als Müdigkeit gewirkt. Allzuoft wird dieser Fall nicht eintreten; denn jener bärenhafte Sohn des Urwalds hat fast keine Feinde. Von Haus aus scheut er auch den Menschen nicht. Am wenigsten den eingeborenen Dajaken. Er weicht ihm langsam aus. Daß er, angegriffen, seinen Gegner mit den Händen fassen und mit dem furchtbaren Gebiß ganz schauerlich zerfetzen und zerfleischen kann, ist ebenso verständlich. Das ist Notwehr, die auch die Maus versucht. Unsympathisch scheinen ihm Schlangen zu sein; denn als ich Moritz solch ein gut nachgebildetes, bewegliches Reptil zeigte, da zog er sich in den äußersten Käfigwinkel zurück, das Auge immer dem tückischen „Wurm“ zugewandt. — Im ganzen dürfte der Mensch sein einziger Feind geworden sein; der treibt's allerdings schlimm genug. Ich weiß von einem Sammler, der dreiundvierzig Orangs schoß. Bis zum Ausgang des vorigen Jahrhunderts kamen fast nur junge, lebende Orangs nach Europa; der erste wohl 1776, und zwar in die Menagerie des Prinzen von Oranien im Haag. Die Eingeborenen erlegten die Mütter mit Giftpfeilen und nahmen ihnen die Jungen ab. Zuweilen soll die tödlich getroffene Mutter ihr Kind selbst von sich geworfen haben; warum, steht noch dahin. Angeblich wird das verendete Tier von den Jägern an der Wundstelle ausgeschnitten und dann gegessen. Man hat dabei sogar an einen Rest von Menschenfresserei gedacht.

In den neunziger Jahren kamen wahre Riesen jenes aussterbenden Geschlechts herüber. Der damalige Direktor des Leipziger Zoos, Ernst Pinkert, hatte die Einfuhr organisiert. Es waren — die größte je gemessene Scheitel-Fußsohlenlänge beträgt 1,94 Meter — Tiere von einer vorher nicht gekannten Größe; nahezu anderthalb Meter lang, mit gewaltigen Backenwülsten, die wie Scheuklappen an den Köpfen hingen, und mit

mächtigen Kehlsäcken, die vermutlich weniger der stimmlichen Äußerung, eher als Luftkissen für das Haupt dienen. Den Kopf trägt ja auch der hiesige Orang mehr vorn als oben. Gleich diesem waren jene ersten ihrer Heimat entführten Mordsburschen unversöhnlich und rächten sich, wo sie konnten, an ihrem Verwandten, der sie überlistet und ihnen die Freiheit genommen hatte. Oberwärter Fischer, der sie betreute, erzählte mir u. a., wie diese rotbraunen Satane erbost alle Menschen faßten, deren sie habhaft werden konnten. In Brüssel, wo sich täglich an die dreißigtausend Menschen an den Käfig drängten, kriegte einer den Geschäftsführer zu packen und riß ihm eine Schoßhälfte seines Fracks herunter. Der konnte noch vom Glück reden; denn ein etwa vierjähriger Borneo-Orang soll einmal einhalbzöllige Eisenstangen wie Rohr gebogen haben.

Wie werden solche „unverschämt große Lämmels“, die auf etwa 50 Jahre geschätzt wurden, gefangen? Haben die Dajaken einen „Meias“ entdeckt, dann treiben sie ihn auf einen möglichst freistehenden Baum, bewachen diesen und fällen die Stämme in der Nachbarschaft. An den nächsten beiden Tagen halten sie das Tier, wenn nötig mit Wachtfeuern, zurück. Dann hängen sie ein Gefäß mit dem betäubenden Milchsaft einer giftigen Schlingpflanze und mit Früchten an den Baum und warten ab, bis das hungrige Tier davon nascht. Entweder fällt der benommene Affe von allein herab — das ist weniger erwünscht, weil es dabei Gliederbrüche geben kann — oder der Stamm wird umgelegt und auf das übertölpelte Tier ein aus Zweigen geflochtener Käfig gestülpt. Schlimmstenfalls wird ihm das Schen mit Pfeffer vorübergehend unmöglich gemacht.

Orangs scheinen überhaupt eine Vorliebe für geistige Getränke zu haben. Einer, der sich tagsüber frei auf dem Schiff bewegte und sehr gern im Takelwerk herumtunkte, hat sich regelrecht totgesoffen. Eine Rumflasche war ihm in die Hände gefallen, deren Inhalt er restlos in sich hinübergeleitet hatte. Das hiesige Stück wird natürlich abstinent gehalten.

Die oben beschriebene Fangweise, vielleicht auch die sich anschließende wenig tierfreundliche Behandlung, machen die Orangs oft hinfällig. An sich können sie lange in Gefangenschaft leben; einer z. B. hielt über neun, ein anderer siebzehn Jahre aus. Die Hauptschwierigkeit liegt in der richtigen, abwechslungsreichen Ernährung. Der Kampf — darüber hat die Wissenschaft inzwischen Licht verbreitet — gilt vor allem dem Mangel

an Stoffen, die in ihrem Wesen erst neuerdings erkannt sind, den sogenannten Vitaminen; ein Mangel, der die bei Seeleuten nach zu gleichförmiger Verpflegung entstehenden Krankheiten wie Skorbut und Beriberi erzeugt. Daher die Freude des Pflegers über jede neue Speisearart, die das wertvolle Tier zu sich nimmt. Seit einigen Tagen trinkt der Leipziger Orang nun auch. Der Wärter hält den Topf mit dem Ausguß ans Gitter, Moritz kommt wie ein Akrobat von oben her und saugt mit tiefem Ernst ein paar Schluck auf, die den Topf fast leeren. Hat er sich die Lippen, die eine Art Suppenterrine bilden, vollgesogen, dann benimmt er sich ungefähr wie ein Weinkenner beim Probieren: hält die Flüssigkeit im Mund, schlürft sie durch die Zähne und spült sich eigentlich richtig die Gaumenhöhle damit aus. In letzter Zeit verschmäht er auch die Trauben nicht mehr. — Vielleicht war's jener Drang nach anderem Futter, vielleicht war's auch nur Spielerei, die einem Orang voriges Jahr ein tragisches Ende bereitet: Er hatte ein Taustück hinuntergewürgt, das sich in den Eingeweiden versetzt hatte.



Die Leibesöffnung ergab es. Dabei stellt sich immer wieder heraus, wie erschreckend menschlich das Tier innerlich beschaffen ist. Dementsprechend trägt auch seine „Seele“ menschliche Züge.

Junge Orangs sind überhaupt richtige Kinder und wie diese individuell veranlagt. Es hat selbst in der Gefangenschaft überaus spiellustige und spaßmachende junge Orangs gegeben. Ich sah einmal einen, der auf Zureden hin mit Armdrehungen wahre Heuwirbel um sich erzeugte. Meist sind aber schon Orangkinder langsamer und ruhiger in ihrem Wesen als etwa Schimpansenbabys; sie haben's eben mehr in sich. Erst recht die Alten, wenn sie, ohne den Kopf zu verdrehen, mit ihren Augen die Umgebung mustern. Und wie gut weiß der hiesige zu unterscheiden! Reicht man ihm etwas, wovon er sich nichts verspricht, so schlägt er es einem aus der Hand und wird böse, d. h., er schiebt die Lippensäume zu einer Schnute vor — an den Rändern geschwungen wie ein Stück Wellblech — und bringt beim Zurückziehen einen giftigen Schnalzlaut heraus.

Zieht der Feind noch nicht ab, dann werden die Lippenränder abgehoben und die bräunlichen Zähne freigelegt; ein stilles, aber deutliches Memento. Der sonst beinahe sokratische Kopf gewinnt dabei etwas Leichenhaftes. Ist es eine ihm ohnehin unsympathische Person, so fällt er sie an, faßt danach und läßt ein dumpfes, grollendes Kollern hören, beinahe wie ein Büffel. Sagt ihm aber etwas Angebotenes zu, dann nimmt er es einem überaus vorsichtig ab. Aus Gesundheitsrücksichten sollte Moritz vor einigen Tagen mit ungeschältem Reis gefüttert werden, der gelblich aussieht. Das widerliche Spelzenzeug machte ihm aber nicht die rechte Freude. Daraufhin stahl er sich von der unbeobachtet hinterm Gitter stehenden Schale aus zehn Klößen die einzigen zwei weißen, aus geschältem Reis bereiteten. So rasch hatte er den Farbunterschied mit demjenigen des Geschmacks verbinden gelernt.

Rohe Eier werden, wie beschrieben, mit einem Eckzahn an einem Ende aufgedrückt. Unlängst klappte das nicht. Er versuchte, die Kalkhülle mit den Fingern aufzuklauben; das ging erst recht nicht. Da klopfte er es sachte auf den Boden. Auch das fruchtete nicht gleich. Wie half er sich? Er legte es mit der einen Hand auf seinen Scheitel, drückte mit der anderen von oben, und — schwaps — kreperte die Bombe. Dann begann das große Aufleckeln. Kein Tropfen ging verloren. Die Sache ist übrigens weniger gefährlich, als sie aussieht; unter dem Schädeldach des Orangs liegt ja noch nicht der dritte Teil von der Hirnmasse eines Menschen.

Neulich reichte ich ihm wieder einen jener Leckerbissen. Er kam herzu. In dem Augenblick ging ich mit dem Ei innerhalb des Gitters etwas tiefer, um ihn auf den Boden zu locken. Sobald er das bemerkte, drehte er sich um und kehrte auf seinen alten Platz zurück. Er kam sich wohl veralbert vor. Sein ganzes Verhalten redete so deutlich die Sprache des Götz von Berlichingen! Dem Sinne nach: „Rutscht mir den Buckel runter! Von euch lass' ich mich noch lange nicht auf den Besen laden!“ Das hatte mir ganz fern gelegen. Darum lief ich ihm nun nach, mit dem Ei in der Hand, und hielt es ihm nahe hin. Was tat er? Er kam rasch herzu und schlug mir das Ei aus der Hand, daß es am Boden zerbrach. Jetzt kam ich mir wirklich vergackeiert vor. — Sogar mit seinem Wärter war er unlängst ungnädig und pfefferte ihm eine sonst so beliebte Mandarine weg, nachdem er vorher von einem zudringlichen Besucher geärgert worden war. Er ist eben schwerblütig und nachträglich; seine Gemütszustände scheinen nicht so leicht zu zerfließen wie beim Schimpansen.

Ist der Name der größten bisher nach Europa eingeführten Orangs mit dem Leipzigs verknüpft, so auch manche Beobachtung über das Familienleben. Vor vielen, vielen Jahren war hier eine Orangmutter mit Kind. Da war zu sehen, wie jene ihrem Jungen die Semmel vorkaute und diesem ins Mäulchen steckte. Geschieht's bei uns nicht ähnlich? Vielleicht kämen wir, wenn wir mehr Gelegenheit zur planmäßigen Untersuchung hätten, noch hinter weit größere Menschenähnlichkeiten. Am Ende behielte dann der Besucher recht, der am vergangenen Sonntag gar nicht mehr vom Anblick des hiesigen Orangs loskam und mir dann leise sagte: „Das ist ja gar kein Tier; von Rechts wegen müßtet ihr den überhaupt mit Sie anreden.“

Was man im Zoo nicht sieht

Wer in den Zoologischen Garten kommt, soll nur Schönes sehen. Alles Unfertige, Vorbereitende, was den Eindruck stört, durch ein Tierparadies zu wandeln, wird vermieden wie im Theater der Blick hinter die Kulissen. Aber kann es deshalb nicht auch interessant sein, zu erfahren, was man im Zoo für gewöhnlich nicht sieht?

Der Tierbestand ist nur zum Teil „beständig“, das sind die gut eingewöhnten, züchtenden Stücke. Vieles andere ist — wenigstens in Leipzig — dauernd in Bewegung, kommend und gehend. Schon im Aquarium.

Wie sie ankommen und abgehen

Daß manche Meeresbewohner von der Küste nach Leipzig „trocken“ verschickt werden, wird viele wundern. Seerosen und Krebse werden in feuchtes „Seegras“ gepackt und überstehen, wenn die Hitze nicht zu groß ist, die Fahrt recht gut. Fische reisen in Wasserfässern. Weniger Rutsch pflegt man mit großen Schildkröten zu machen; ein Lattenverschlag über die Kiste genagelt und den Begleitschein auf den Hornbuckel geklebt; damit: „Fahr wohl!“ Schlangen verfrachtet man gern in Säcken. Was kann man andernfalls für Angst ausstehen, wenn solch ein Giftkopf unterwegs das Luftloch seines Kerkers findet! Kommen sie frisch aus dem Urwald, dann heißt es erst einmal, mit Geduld und etwas Petroleum die Zecken (sprich: Holzböcke) aus dem Schuppenkleide lösen. Krokodilen wird gelegentlich der gefesselte Kopf gewaschen und gesäubert. Vögel werden nach der Ankunft erst „entlaust“, Affen oft geimpft. Flamingos schwirren in Schilfkörben an, von Sackleinewand überzogen. Strauße und Nashornvögel machen sich manchmal eigen-

mächtig mit ihren kräftigen Schnäbeln etwas Luft in die hölzerne Emballage. Will man, daß Zebras, Hirsche und Antilopen mit gesunden Hinterbeinen das Ziel erreichen, wird man die Rückseiten ihrer Sänfte polstern lassen. Besondere Sorgfalt erfordert das Transportabteil für Raubtiere, sonderlich für Bären. Nur schweres Holz, womöglich noch mit Blech beschlagen, läßt einen ruhig daneben schlafen. Denn raus sind sie schnell, nicht gleich zurück. Viele Kriechtiere bringt ein rascher Griff hinter den Kopf wieder in die eigene Gewalt. Giftschlangen gegenüber vermag eine lange Zange, an Raubvögeln ein Besen erste Hilfe zu leisten. Stundenlange, tage- lange Mühen kann es kosten, ehe ein höherer Säuger von der Vorsicht eines Orangs den ihm bekannten Raum mit der engeren Kajüte vertauscht.



Wie sie geboren, verloren und aufgezogen werden

Anzeichen von Wohlbefinden dürfte es immer sein, wenn sich ein Tier auch in der Gefangenschaft fortpflanzt. Raum dafür kann die kleinste Hütte bieten; bei winzigen Beutlern umschließt eine Kokosnußschale das ganze Familienglück. Bekanntlich hat auf dem Nachwuchs der Leipziger Zoobewohner seit Jahrzehnten ein gewisser Segen geruht, vornehmlich auf dem seiner Raubtiere. Es liegt in der Natur dieser geheimnisvollen Geschehnisse, daß sie sich im Verborgenen am besten begeben. So wird die trächtige Tigerin schon zwei Wochen vor ihrer Niederkunft hinter einen Verschlag zurückgezogen. Tragende Bärinnen können so empfindlich sein, daß sie gleich in einem geschlossenen Haus untergebracht werden. Wußten Sie übrigens, daß sie in diesen Monaten zu fressen aufhören? Kamelstuten und Schafmütter kommen in warme, abgesonderte Räume, wo sie weder von Artgenossen belästigt, noch die jungen, zunächst noch nassen Kinder durch die Kälte gefährdet sind. Obacht geben heißt es bei Erstgeburten. Zuweilen versagen bei jungen Müttern die Pflegeinstinkte, am



ehesten, wenn der Körper noch nicht genug Milch entwickelt. Dann kann die Löwin oder Hyäne kannibalische Anwandlungen haben und die eigenen Kinder fressen. Jammervoll, wenn am nächsten Morgen nur noch ein paar Füßchen im Wochenbette liegen. Wird die Gefahr rechtzeitig erkannt, so wird versucht, die Alte abzusperren und die Kleinen zu retten. Als meistens noch blinde, hilflose, schon halb erkaltete Kätzchen werden dann die Löwenbabys, in Tücher gehüllt, in die Küche des Wirtschaftshofes getragen, auf Heizkissen oder vor Wärmesonnen gelegt, und für die Pfleger kommen unruhige Tage und Nächte. Vorteilhaft, wenn zufällig eine säugende Hundeamme zur Hand ist, die das Waisenkind annimmt. Für kleine Wildschafe, Antilopen oder Hirsche muß gewöhnlich eine Ziege herhalten. Ein halbes Dutzend steht davon in Bereitschaft. Da ist eine Rehricke in die Schlinge eines Wilderers gegangen. Tags darauf wird das Kitzchen in seinem gefleckten Säuglingskleid neben der toten Mutter gefunden. Ein zurückgebliebenes Feldhäuschen hatte sich in einer Furche verirrt. Im Zoo werden sie abgegeben. Die ersten Wochen kosten Mühe. Dann aber kommen die Tage, wo die erfrechte Jugend auf Entdeckungsfahrten geht. Zunächst inspizieren die Löwchen Hausboden und Kammern. Noch ein paar Wochen, und eins klettert durchs Fenster auf den Hof; mit einem Hühnchen im Maul kommt es zu aller Entsetzen heim — stolz! Tags darauf hat der Tunichtgut einen jungen Büffel im Hintergarten angefallen. Ein junger Mufflon erklimmt die Heubodentreppe und macht Sprungübungen aus etwa 4 Meter Höhe aufs Pflaster. Spielerei. Der junge Petz hat sich am heißen Sommernachmittag im Eisschrank einquartiert. Kleine Hirsche gehen nach dem Bad in der Parthe in Herrn Direktors Garten botanisieren und zeigen ausgesprochenes Interesse für Herzblättchen. — Schwierigkeiten gibt es, wenn Tiere von der südlichen Erdhälfte ihre Brut im Herbst anbringen. Dann muß, wie einmal bei australischen Schwarzschwänen, die Höhensonne aushelfen. Neulich hat gar der Storch für auswärtige Angelegenheiten eine Reihe Stutzechsenbabys abgegeben. Nachts wurden sie aus den Schaukästen genommen und in besondere Behälter gesetzt, wo ihnen keine Ameisen auf den Leib rücken. Daß die Bestände an tropischen Zierfischen aus zwei feuchtheißen Zuchtzimmern ergänzt werden, ist auch nicht allbekannt.

Wenn's ihnen nicht gut ist

Seit Monaten schon hat eine hinterindische Netzschlange den Hungerstreik erklärt; der muß gebrochen werden. Mehrere Leute halten die Riesin, ein Schlauch wird ihr in den Rachen geschoben und 20 mit gehacktem Fleisch verrührte Eier eingeflößt. Die Assala hat sich das Kleid aufgerissen; dann kommt der Arzt und näht es wieder zu. Einem Waran ist ein Geschwür gespalten worden; ihm werden noch einige Spülungen verschrieben. Die verklebten Augen jener Schildkröte sind mit einer Lösung zu beträufeln. Richtige Klumpfüße hat nach dem harten Winter ein Gänsegeier gekriegt. Zwei eigroße Eiterherde wurden herausgeschält, und eine Anzahl Spritzen führen nun zur völligen Heilung. Erinnern Sie sich übrigens des Weißstorchs mit dem Kunstbein? Ziemlich aller 14 Tage werden den Huf-tieren die „Schuhe“ besehen und nötigenfalls die Sohlen zurechtgeschnitten.



Schlimm ist's, wenn einem Leoparden die Krallen in den Zehenballen wachsen; furchtbar mag das schmerzen. Gar nicht so selten tritt bei kleinen Tigern ein Nabelbruch auf; der wird wie beim Menschen wegoperiert. Sogar der Kaiserschnitt ist hier bei einem Panther und einer Löwin ausgeführt worden. Ein junger Wolf hat ein Bein gebrochen und kriegt einen herrlichen Gipsverband. Nach zwei Minuten hat der Satan seine zersplitterte Haxe aus der schönen Hülse gezogen — und wird auch wieder gesund. Das junge Lama hat sich erkältet und ist durchfällig geworden; etwas Kohle und ein Leibwickel werden's schaffen. Schimpansin Suse leidet an Zahnweh; das gibt ein Theater! Lebenswichtig für Elefanten ist Haut- und Fußpflege. Bringen neu eingeführte Büffel oder Zebras eine Fellkrankheit mit, so kommen sie in die Enträudungszelle und werden vergast. Alles mögliche wird gemacht; nur eins geschieht nicht im Zoo, wonach ich schon zwanzigmal gefragt worden bin: Die Löwen werden wirklich nicht geschoren.

Was sich sonst noch im Hintergrund abspielt

Hunderterlei anderes, was getan werden muß und was der gemächlich durch den Garten schlendernde Beschauer nicht zu sehen braucht, vollzieht sich im Geschäftszimmer und auf dem Hof, den Gebäude und Tore wie eine Burg verschließen. Was an Tieren, Futter und Streu kommt, das stellt sich hier ein. Oft staut sich Wagen an Wagen; hohe Strohfuder wanken herein, getürmte Düngerwagen lästern hinaus. Futter- und Heuböden, Werkstätten für Zimmerleute, Schlosser und Maler, Stallungen, Schlachthäuser, Abfallgruben, Schuppen für Kisten, Kohle und Sägespäne, Pferde und Wagen umrahmen den Wirtschaftshof. Karawanen von Handwagen bringen im Frühjahr zahllose Säcke mit „Hundeblumen“ und Disteln (neulich hatte ein Schlaufuchs einen viertelzentnerschweren Findling mit darunter gepanzelt), im Herbst voll Kastanien und Eicheln. Eigene Gespanne kommen mit Grünfutter und Zweigen für

Hirsche und Giraffen hier durch. Das ist auch der Platz, von

wo aus manches Tier seine Bühnenlaufbahn antritt: der Klapperstorch in den „Zigeunerbaron“, der Bär ins Weihnachtsmärchen, die Schäfchen zur „Friederike“, das Pony natürlich ins „Weiße Rössl!“ Donnerwetter, wie der Fernsprecher rasseln kann, wenn „drinn“ der Vorhang zum letzten Akt in „Carmen“ hochgehen soll und die Pferde für den

Einzug noch nicht dort sind! Viel ernsteren

Alarm gibt's „bei Hofe“ zu anderen Gelegenheiten; so

bei Hochwasser, das die Gitter der Seelöwenanlage

durchdrückt, über-

haupt, wenn ein Tier ausgebrochen ist. Was

gab das für eine

Jagd am Gohliser Wehr, als

an einem Sonntagmorgen einer jener fixen Jungen die

Reise nach seinem ureigenen

Element, dem Meer, angetreten hatte! Oder entsinnen Sie sich



des durchgebrannten Stachelschweines, das sich erst im Rosental eingegraben hatte, dann ein verspätetes Pärchen auf den Trab brachte und schließlich sogar die Polizei provozierte? Es paddelte durch den Fluß, aber ein Steckbrief folgte ihm. Aus Lindenau kam die vertrauliche Meldung, ein Hausgenosse habe es gefangen und wolle es weiterverklitschen. Man rückt dem Verdächtigen auf den Hals. Nachmittags erscheint er kleinlaut mit einem Korb im Zoo, beteuert, er habe nicht gewußt, daß man keine Stachelschweine fangen dürfe, bittet um Entschuldigung, öffnet den Korb und bringt heraus . . . einen Igel. Nach Jahr und Tag wurde der abgerückte Duckmäuser bei Zöbiger tot am Eingang zu einem Dachsbau gefunden. Den überaus strengen Winter hatte er nicht überstanden. — Vor längerer Zeit drängte es übrigens bei der probeweisen Besetzung einer Neuanlage auch einmal einen Eisbären, sich seinen Zwinger von außen anzusehen. Eine Abwehr mit Stock und Hut reizte ihn erst recht. Mit Spießen und Stangen suchte man den Flüchtling in ein Blockhaus zu drängen — suchte! Schließlich bezog er ein Wasserloch, wo er's in Ruhe mit ansah, daß man einen Gitterwald um ihn erstehen ließ, so daß die Grönländerin — es war eine „Sie“ — im eisernen Garn saß. Im übrigen kommen solche Ausflüchte offiziell ja nie vor, und dann würde das allein ein ganzes Kapitel ausmachen. Schweigen wir heute deshalb darüber.

Nicht minder vielfältig ist der Betrieb im Zoo-Geschäftszimmer. „Herr Dogdor, unser Ganarchenvogel blustert s'ch egal so auf. Had där verleichd de Babageiengrangheid?“ Ein anderer hat abends vorher am Bierisch gewettet, er getraue sich, dem Elefantenbullen „eine Haare“ aus dem Rüssel zu ziehen, und erkundigt sich nun, wie sich die Direktion dazu verhalte (wegen der Hilfestellung durch einen Wärter). Ein Dritter erbietet sich, an beiden Pfingstfeiertagen im Löwenkäfig ein (von der Gastwirtschaft zu lieferndes) mehrgängiges Mittagessen einzunehmen, vorausgesetzt, daß ihm die Gartenleitung für seine Heldentat die bescheidene Entschädigung von je 1000 Mark in die Hand drücke und — im Fall der Fälle — die Versorgung seiner Familie übernehme. So etwas habe bisher noch niemand im Zoo gesehen. Unter den zehn Bedingungen, die die Direktion als Grundlage für weitere Verhandlungen an den tapferen Herrn stellte, befand sich die Einsendung eines irrenärztlichen Gutachtens über den Geisteszustand des Kontrahenten. Das aber hat der Zoo bis jetzt noch nicht gesehen.

Die Pechmarie

Der Tierkindergarten, dieses Schmuckkästchen des Leipziger Zoos, war frisch „aufgebügelt“. Meister Blocks Hände hatten neue Märchenbilder hineingezaubert. Jung und alt, zumal die Kinder — und zwar solche bis zum Alter von 65 Jahren —, hatten ihre Freude daran. Auch eine Familie aus der Ferne wollte ihn besehen. Unseligerweise erwischt sie einen Regentag dafür. Überhaupt, Muttchen hatte ihren krummen Tag; sie ward zur leibhaftigen Pechmarie. Zunächst steckt sie einen Finger zu den Hundchen. Einer der frechen Welpen hält den für einen Knochen, hapst und zwickt die Unvorsichtige ins Fleisch. Nun aber weg von dieser respektlosen Tierjugend! Schon steht hinter ihr ein Fohlen. Zudringlich schiebt es seine weichen Lippen der gebefreudigen „Tante“ entgegen und setzt dabei — *par un surcroît de malheur!* — seinen kleinen Huf auf die neuen Schuh! Also lieber zu den drolligen Ferkeln, die gar nicht „säuisch“, sondern mehr wie Marzipanschweinchen aussehen. Zicklein gesellen sich dazu. Eins davon macht sich unbemerkt daran, das blumige, im Regenwind bewegte Sommerkleid anzuknabbern. Die flatternden bunten Flecken nahmen sich ganz so aus wie blühende, schwankende Zweige oder gar ein wogendes Wiesenstück. Und wo das ist, soll man seine Beißerchen ansetzen und futtern; so wenigstens hat es Allmutter Natur den Ziegen als Kindern der Berge seit Urzeiten ins leicht erregte Herz gelegt. Auf einmal entdeckt die Beknabberte das Unheil. Ausgerechnet mit dem letzten Rest Stoff, bestem Batiste, muß ihr das passieren! Verärgert geht sie hin zur Bärenbühne, legt, um sich den Schaden recht zu besehen, ihre Handtasche, halb offen, auf den Rand. Da dreht sich ein kleiner Petz, der's eilig hatte, dieweil er zu viel grünes Zeug gefressen, rasch herum und schießt hinterrücks seinen braungrünen Darmbrei durchs Gitter auf das gute, klaffende Stück. Ein dickeres Ende hätte die Pech-

strähne nicht haben können. Das Maß war buchstäblich voll. Es war gar nicht so leicht, so viel Papier aufzutreiben, um wenigstens den Henkel und den Bügel schuffelnd von dem Bösen wieder freizulegen. Die Lederhülle hatte auf einmal merklich an Gewicht gewonnen!

Prompt kam tags darauf ein Beschwerdebrief des Hausherrn an die Direktion — allerdings in Versen; etwa so ausklingend: „Finger gebissen, Huf auf den ‚Fissen‘, Kleid zerrissen, Tasche besch . . .“ Das hatte für den einen Tag gelangt.

Aber sie wird wiederkommen in den Leipziger Zoo, bestimmt wird sie das; das nächste Mal vielleicht als Goldmarie.



Schlangenfütterung

Wenn man sich vergegenwärtigt, wie eng die Möglichkeiten der Betätigung für ein Tier durch den Mangel an Gliedmaßen begrenzt werden, so muß man sich wundern, daß die Schlangen dennoch auf so verschiedene Weise ihre Nahrung erwerben. Es wird eben auch in bezug auf die Art, wie Tiere ohne Arme und Beine ihre Beute überwältigen, eine gewisse Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen offenbar. Drei Umstände sind es vornehmlich, welche Variationsmöglichkeiten geschaffen haben: die Entwicklung der Zähne, die Ausstattung mit Giftdrüsen und die Länge des Körpers. Dementsprechend ließen sich an den Gefangenen des hiesigen Zoos vier Methoden erkennen, mit deren Hilfe die verschiedenartigen Schlangen ihre Opfer niederkämpfen.

Die für menschliche Begriffe grausamste Freßweise wird u. a. von unserer einheimischen Ringelnatter geübt. Ihre Lieblingsspeise sind Frösche. Wie räumt sie unter diesen armen Schluckern auf! Zu Land und zu Wasser folgt sie ihnen, packt sie an einer beliebigen Körperstelle: am Bein, am Rumpf oder am Kopf — und schlingt sie unzerstückelt bei lebendigem Leibe allgemach hinunter. Selbst heftige Gegenwehr ist meist aussichtslos; die vielen spitzen, rückwärts gekrümmten Zähne greifen nur zu gut. Und so muß eben der unglückselige Lurch erleben, wie er allmählich in den Schlund der Natter hinabgezogen wird. Fünf; sechs Stück nacheinander müssen zuweilen denselben Weg gehen. Wird etwa die Schlange nach ihrer Mahlzeit gereizt, so bricht sie ihren Mageninhalt wieder aus, um rascher flüchten zu können. Da passiert es nicht selten, daß die bereits Verschlungenen wieder lebend zum Vorschein kommen, wie die sechs Geißlein aus dem Leib des bösen Wolfs.

Weniger brutal erscheint das Verfahren der Giftschlangen. Unsere Kreuzotter z. B. „sticht“ die Maus, die sich ihr nähert oder der sie folgt, mit

ihren nadelartigen Giftzähnen und läßt die auf den Tod Verwundete laufen, soweit die rasch schwindenden Kräfte reichen. Alsdann spürt sie, tastend und riechend, die kleine Leiche auf und würgt sie hinunter. Eine gewisse Steigerung gegenüber dem Verhalten dieser echten Otter weist dasjenige einer Giftnatter, der Schwarzotter auf. Sie packt die Ratte, flößt ihr den höllischen Saft ein, läßt sie aber, wie hier öfter festgestellt wurde, nicht wieder los, sondern drückt sie gegen feste Gegenstände und wartet so das Ende der schnell gelähmten Beute ab. Besonders Baum- schlangen sollen ihre Opfer auf diese Weise am Entrinnen hindern.

Eine weitere Gruppe der „listigen“ Schlangen verzichtet auf die stumme Mitarbeit vergifteter Stilette. Sie bringen vielmehr die Länge und die enorme Muskelkraft ihres Körpers zur Geltung. So die heimische Schling- natter. Ihr brauner Leib vermag sich augenblicklich wie ein Knäuel um das geschlagene Opfer zu wickeln, hält es so und drückt wohl auch den Fang zu Tode. Auf ähnliche Manier sah ich Äskulapnattern ihre beliebten Mäuse und die Kettenschlange ihre Meerschweinchen „verwinden“. Eine Rattenschlange fing fliegende Sperlinge aus der Luft. Auf eine Maus warf sich diese asiatische Natter mit ihrem schmalen Dreikantenleib und preßte die Gefangene an die Wand, daß sie das Fortlaufen vergaß. Virtuosen auf diesem Gebiet sind die Riesenschlangen, von denen manch- mal im Leipziger Terrarium vier Arten vertreten sind, darunter vielleicht eine hinterindische Python, die sich sogar gegen zudringliche Beobachter wutvolle Vorstöße zur Abwehr leistet. An das Verzehren von Kadavern war keine zu gewöhnen; selbst raffinierte Versuche sind vorbeigelungen. Aber lebende Hühner, einschließlich ausgewachsener Truten, Enten, Kaninchen und nicht zu große Schweine nehmen sie an. Dem Menschen gehen sie in der Wildnis meist aus dem Weg; tun sie es nicht,

dann ist die Begegnung nicht ungefährlich. Die Literatur verzeichnet mehrere derartige Unglücksfälle. Die

Frau eines aus Leipzig stammenden Farmers hat dabeigestanden, wie eine Python ein Kind anfiel, sicherlich auch ermordet und verschlungen hätte, wenn nicht noch rechtzeitig Hilfe gekommen wäre.

Bei jeder Fütterung kann man sich von neuem davon überzeugen,



daß sich die hier gereichten Futtertiere nicht im geringsten vor der Riesenschlange ängstigen. Diese stellt vielmehr ein Novum für sie dar, worauf sie nicht eingestellt sind. Sie nähern sich ihr, beriechen sie, klettern auf ihren Leib, als wäre sie ein Ast. Ein halb erwachsenes Schweinchen scharrete sich letztthin unmittelbar neben der freßunlustigen Netzschlange eine Grube und legte sich zum Schlafen hin; noch weiter ging ein Kaninchen, das sich die zusammengerollte Python als willkommenes Bett wählte. Das Nonplusultra aber leistete sich ein Karnickelpaar, das vor den Augen derselben Schlange der Liebe pflog. Nicht minder ergötzlich ist, daß vor Jahren die zu einer überaus gefährlichen Klapperschlange gesetzten Mäuse ihrer Gesellschafterin, die eben in der Häutung war, in völliger Verkenntung der Sachlage die Klapper abfraßen.

Solche Szenen häufen sich in der kalten Jahreszeit, wo die Kriechtiere natürlicherweise weniger zum Fressen aufgelegt sind. Wir haben es ja mit Kaltblütern zu tun, deren Leben — der Wärme ihrer Umgebung entsprechend — in verschiedenen raschen Rhythmen verläuft. Hat doch die hiesige große Netzschlange in einem der letzten Jahre vom Juli bis zum darauffolgenden März nichts zu sich genommen. Dafür hat sie sich bei anderer Gelegenheit wieder schadlos gehalten. Ein erwachsenes Kaninchen, ein 78pfündiges Schwein und hernach noch ein kleineres Borstentier, zusammen weit über einen Zentner, hat sie bei einer einzigen Fütterung verdrückt. Ein durchaus zuverlässiger Beobachter erzählte mir, er habe zugehört, wie eine solche Riesin einen ausgewachsenen Buschbock mit Hörnern runtergekriegt hat! Dies dürfte so ziemlich die Höchstleistung darstellen. Sie wird lediglich durch einige Hinweise auf die Anatomie des Schlangenkörpers verständlich: Die knöchernen Unterkieferäste sind vorn nicht verwachsen; ihre hinteren Enden sind am Schädel nur durch elastische Bänder aufgehängt, weshalb die Schlangen auch nicht zu kauen vermöchten, selbst wenn sie ihr Gebiß dazu befähigte; die Oberkiefer sind gleichfalls nicht vollkommen starr dem Kopfskelett eingefügt. Schließlich verwehrt kein die Rippen zusammenschließendes Brustbein den weichen nachgiebigen Geweben, ihre ganze Dehnungsfähigkeit zu entfalten.

Gesetzt nun, für heute abend sei Schlangenfütterung angesagt. In der Zeitung hat's gestanden. Kinder haben keinen Zutritt; mit Recht. Erwartet wird überdies nur ein naturwissenschaftlich interessierter Zuschauerkreis. Es soll kein Schauspiel sein, und doch sind es dramatische



Augenblicke, wenn die aus dem Paradies bekannte Verführerin dem ihr verfallenen Opfer das Leben entreißt. Mischen wir uns unter die Besucher!

Der Tag ist gut gewählt. Die Riesenschlangen haben frisch gehäutet, zwischen Geäst und Steinen haben sie ihr meterlanges „Natternhemde“ abgestreift, und so ist die Aussicht, daß sie fressen, groß. Besonders eins der Tiere kriecht auffallend unruhig durch den Käfig. Dabei wird erst die gleißende Schönheit seines eleganten Leibes offenbar. Ganz mit orientalischen Mustern übersät. „Wie ä Debbch!“ läßt sich eine Frauenstimme hinter mir vernehmen. Die Schlange erklettert einen Ast, dreht den freischwebenden Vorderkörper im Halbkreis durch den Raum gleich einer Schlingpflanze, die keinen Anhalt findet, und schwingt bei alledem die tiefgespaltene, weit aus dem geschlossenen Munde vorgeschobene Zunge wie eine Wünschelrute auf und nieder. Sie „sucht“. Jetzt — die Dämmerung ist hereingebrochen — setzt der Pfleger, möglichst lautlos, ein Kaninchen dazu. Eine Hungrige liegt eben zusammengeringelt in der Nähe des Heizkörpers. Ihre senkrechten Schlitzpupillen beginnen sich zu runden; doch schiebt sie zunächst nur den kleinen Kopf ein wenig über den Körperwall. Das Kaninchen hoppelt auf sie zu, beschnüffelt sie eingehend an der Nase und hüpfert, anscheinend ahnungslos, wieder fort. „Hast de Deene?“ flötet meine Nachbarin von neuem zu ihrem Begleiter und erhält darauf zur Antwort: „Die will's ferleich geschbickt!“ Jetzt fliegt aus dem Schlangenkopf die Gabelzunge, der feine Tastapparat, und in den ganzen „Wurm“ kommt unhörbare Bewegung. Vorsichtig hebt die Lauernde den nunmehr vorgeschobenen Kopf, immer genau auf das Opfer gerichtet, vom Sand ab und zieht die Halsregion zu einer seitlichen Schlinge heran. Sie hat den Angriff vorbereitet und wartet wie versteinert. Eben kommt der Nager auf seiner Runde wieder herzu, bemerkt das Zungenspiel und stutzt. Solange er sich nicht regt, tut's auch die Schlange nicht. „Der merkt's gar nit, der Simpl“, schwäbelt ein Herr aus Stuttgart in die spannungsvolle Stille. „Dös kennt halt die Baazis noch net!“ klärt ihn ein Landsmann auf. Das japanische Schlangengesicht schiebt sich näher und näher an den noch immer ruhig weitermuffelnden Holländer. „Nich, nich!“ ruft eine Dame beschwörend der indischen Schleicherin zu. Eine andere hält ihren Hut vors Gesicht, um das Schreckliche, was sich da vorbereitet, nicht zu sehen. Und doch luntz sie mit einem Auge drüber weg.

Der „Simpl“ will sich von dannen trollen. Da, ein blitzschneller Vorstoß, ein wirres Knäulen des übermächtigen Schlangenkörpers und, wenn es überhaupt dazu kommt, ein gepreßtes Quicken der Beute. Das ist alles eins. Die Riesin hat den Schecken am Hinterbein erfaßt und sich zweimal um seinen Körper geschlungen. Noch ein reflektorisches Zucken — und nach einigen Sekunden sieht man, daß es vorüber ist mit dem vergewaltigten Säuger. In der eisernen Umklammerung ist er erstickt. In etwa fünf Minuten hebt die Schlange ihren Kopf ab. Wahrscheinlich hat sie am aufgehörenden Herzschlag gemerkt, daß sie ihres Fraßes sicher ist. Sie atmet sichtlich tief. Nun fängt sie an, den Kopf des Toten zu suchen. Ist ihr das gelungen, dann reißt sie ihren Rachen auf und stülpt ihn über den Mundteil des Opfers, ganz selten anders; das Mahl beginnt. Erst in diesem Augenblick lösen sich die Schlingen, die die Leiche umkrampften. Nun zieht sie den Erwürgten ins Wasser. „Se ditschd!“ kommentiert mein Nebenan. Dadurch vermindert sich die Reibung des Felles, die besonders bei seidenhaarigen Tieren widerwärtig zu sein scheint. Der Freßakt kann sich sogar unter Wasser vollziehen, wenn nur wenigstens das vordere Luftröhrende dann und wann die Oberfläche überragt. So unglaublich es klingt, so vermag doch die Riesenschlange ihren Kehlkopf aus dem Maul zu strecken, dessen rote Röhre während des Schlingens die Luftzufuhr gewährleistet. Der Kopf und der Schultergürtel des Beutetieres machen der Fresserin am meisten zu schaffen. In Pausen, die der Atmung, der Schleimabsonderung und wohl auch der Ausdehnung des Schlangenkörpers gewidmet sind, klettert sie langsam, stülpt sich förmlich mit dem Maul darüber, erst die eine, dann die andere Kieferhälfte vorschiebend und mit dem Ober- und Unterkiefer abwechselnd. Der jeweils stehenbleibende Mundteil hält das Futtertier mit seinen Haken fest. Eine Windung leistet gewöhnlich dem ausweichenden leblosen Tierkörper Widerstand. Wird die Freßarbeit zu beschwerlich, dann zieht die Schlange ihren muskulösen Rumpf einmal massierend über die Leiche.

Ihre Halshaut ist nun aufs äußerste gespannt; die glänzenden Schilderreiben sind auseinandergezerrt wie die Maschen eines ausgeweiteten Strumpfs. Sind Kopf und Schultern überwunden, dann stellen die Kiefer ihre Arbeit ein. In fortlaufenden Wellen führt



jetzt das Tier seinem Halsteil Muskel und Haut zu, die den verschlungenen Teil der Beute erfassen und hinterdrücken oder -ziehen. Endlich sind die Vorderbeine verschwunden — eine Pause —, und in wenigen Minuten verschwindet auch der Rest in dem häutigen Sack. Von dem ganzen Hasenschmaus schaut nur noch das Bein heraus. Sichtlich wird jetzt der Speiseballen von der zweckmäßig arbeitenden Muskulatur in den Magenschlauch gedrängt. Der Schlangenkopf ist freilich während der Mahlzeit etwas aus dem Gefüge geraten. Der ganze Unterkiefer sieht aus wie gebrochen. Es bedarf schon einiger Gähnbewegungen, ehe sich die Knochenspannen wieder in ihre richtige Lage gerenkt haben. Die überdehnte „Unterlippe“ hängt noch eine ganze Weile an den Seiten herab, wie bei einem alten Mann, der zeitlebens die Pfeife im Mund gehabt hat. Dann geht's ins Wasser, zum Trinken oder Baden. Tags darauf liegt das Reptil mit aufgeblähtem Leib in einer Ecke und hält Siesta.

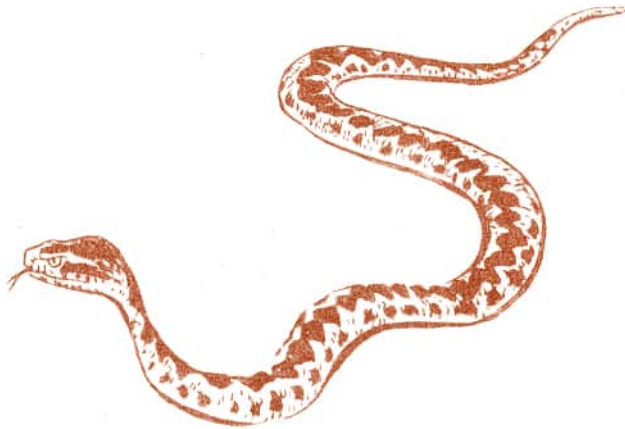
Nach einer Woche hat die Schlange oft schon einen Teil ihres Fraßes bis auf die Krallen und das zu Filz verdichtete Haar vollständig verdaut. Die Knochen treten nur noch als papierartige Lagen im Kot auf; von solcher rapid zersetzenden Kraft sind die Magensäfte.

Das Kaninchen war aber nur der erste Gang. Die Freßlust der Schlange ist danach durchaus nicht immer befriedigt, bei mancher überhaupt erst angeregt. Nur braucht das Tier zum zweiten Gang weit weniger Zeit. Das nächste Stück wird von dem ausgeweiteten Rachen beinahe eingeschaufelt.

Zuweilen wickelt eine gierige Python zugleich zwei Futtertiere in ihre mörderischen Schlingen ein. Dann kann's mit Artgenossen zu bitteren Kämpfen kommen. So liegt es heute nicht. Die Tigerschlange im Nachbarraum hat ihr Opfer noch gar nicht angerührt. So macht sich unsere Python auf, schleift ihren Körper durch die Wasserbecken und klettert am Zwischengitter hoch, züngelt und sucht sich vergebens durch das Maschenwerk zu zwängen. Sie dürfte das Beutestück gerochen haben, denn zum Sehen ist es fast zu dunkel geworden. Bis zu Meterhöhe erhebt sie sich. Die hellen Bauchschilder schimmern deutlich durchs letzte Dämmerlicht. Aber die Umrisse verschwinden. Immer dichtere Schatten dringen durch das Glasdach. Schwere Tropfen fallen eintönig von Blatt zu Blatt, bis sie von den Riesenschäften der Alocasien eingefangen werden.

Ein Krokodil schleppt seinen dicken Leib über den knirschenden Kies. Ab und zu fängt ein Laubfrosch an zu geckern. Sonst schweigt alles in dem Haus. Die warme Feuchtigkeit legt sich beengend auf . . .

Draußen zieht eine Amsel ihre vollen Lieder in den Frühlingsabend. Eine Griegsche Melodie schwebt von der Terrasse herüber, und unter freiem Himmel, an der frischen Nachtluft, die uns nun wiederum umfängt, weicht auch der letzte Druck vom Herzen: der Rest von Grauen vor dem Fremden, Unberechenbaren, unheimlich Schleichenden und sich Windenden des kriechenden Getiers; der Rest von Abscheu vor der Art, wie sich hier kaltes Blut an warmem Blut vergriff. Und doch — wer wollte da entscheiden, ob hier, ob dort mehr Lebensrecht besteht?



Tiere als blinde Passagiere

Hätten Sie noch nie etwas von „blinden Passagieren“ gehört? Jenen meist jugendlichen Abenteurern, die, nachdem der Dampfer weit genug in See gegangen, aus dem Kohlenbunker vorgekrochen kommen und nun ohne Schiffspapiere mitgenommen werden müssen. Und solche Schlingel sollte es unter Tieren . . . ? Bitte!

Nun ist es in Leipzig Brauch geworden: Wer was findet, das er nicht kennt, das aber krabbelt, kriecht oder fliegt, der bringt's — wär's auch nur eine Schwärmerraupe oder „so 'ne Art Nachtigall“ — zum Zoo. Da ist er stets willkommen. Und so greife ich im wesentlichen lediglich aus dem Gästebuch jener Sammelstelle ein paar Eintragungen heraus und füge einige Worte über die Personalien, die Nationalität und das aktenkundige Vorleben der „Zugänge“ an.

Bringt mir der Besitzer einer Holzhandlung aus der letzten südamerikanischen Sendung einen „Wurm“: zusammengerollt wie das Gehäuse der Tellerschnecke, den Kopf zu innerst und die Spirale seitlich von hundert winzigen Beinchen übergriffen; jeder der zahllosen gelbbraunen Ringe ist herrlich braun abgesäumt und trägt seitlich einen schwärzlichen Punkt. Ein Tausendfuß aus der Familie der Spirostreptidae. Laßt ihn in Ruhe! Dann wird sich bald zeigen, wie sein bleistiftdicker und ziemlich handlanger Leib auf Hunderten von Füßen in mehreren stehenden „Dauerwellen“ über den Boden gleitet. Wie lachten wir auf, als ein kleines Mädchen bei seinem Anblick sagte: „Wenn der Schuhe anhätte, was müßte der für Stiefel putzen!“ Greifen will ich den Kriecher nicht; unsere ostafrikanischen, fingerstarken Schnurfüßler geben einen braunen, jodhaltigen Saft ab, der's wirklich in sich hat. Eine weitere Art dieser Vielfüßler bestimmte ein Fachgelehrter als *Doratogonus stylifer*. Was übrigens den Irrtum „Wurm“ anlangt, so wolle man nicht vergessen,

wieviel Eingeweidewürmer alle eingeführten Tiere mitbringen, sonderlich die Schlangen. — In diese lichtscheue Gesellschaft paßt ein Riesenläufer, mit flachen braunen Rücken- und gelben Bauchschildern gepanzert. Ein anderer dieser räuberischen Scolopender — angeblich seine 20 cm lang — hat gleich eine große Spinne gefrühstückt.

Viel leichter zu erkennen war, was der Bote einer Maschinenfabrik in vier Kästchen brachte. In den Versandkisten, die aus Mexiko gekommen waren, hatten sich große „Insekten“ gefunden, manche davon konnten fliegen. Nun hatte man — und das mit Recht — eine Heidenangst, man möge die Fremdlinge nicht wieder aus der Fabrik herauskriegen. Also bat der Prokurist um möglichst rasche Auskunft und guten Rat. Wir öffneten: Da waren's lauter große Amerikanische Schaben; aber eben Amerikanische, an die unsere schwarzen Orientalischen Kakerlaken, geschweige die viel bescheideneren Deutschen nicht herankommen. Auch ungeflügelte Larven waren dabei. Den Fabrikherrn hätte ich einmal nachts in unser Kriechtierhaus führen mögen. Dort haben sich diese Garde-Franzosen seit Jahren heimisch gemacht; wie an Fäden gezogen, flitzen sie ruckweise in Strecken über die Wand. Mit Krokodilen sind sie hier eingeschleppt worden und sollen auch bleiben. Denn der Zoo ist nicht böse über die braunen, stachelbeinigen Ritzenschlüpfer: Er fängt sie in Fallen und verfüttert sie. Das haben sie nun davon. Von manchen Tieren — wahrhaftigen Selbstversorgern — werden sie gleich selbst gefangen. Die Schaben hinwiederum zehren von anderen Terrariumsbewohnern, wie den fliegenden Hunden, die Abgänge auf. Ein netter Kreislauf! Nur wenn sie „zu dick“ auftreten, Bücher und Tücher zerfressen und — wie es einmal geschah — von den Namensschildern die Farbe abnagen, dann werden sie gezehntet. — Gelegentlich ist auch eine mittelamerikanische, breite und reichlich 4 Zentimeter lange Riesenform unter den vermeintlichen „Gäfern“ hereingekommen und hat ihre Brut hier aufgezogen, von der sich 12 Junge, wie Schutz suchend, unter der Alten verkrochen. Ich weiß, manch empfindsames Gemüt kriegt ein leises Schütteln schon beim Gedanken an diese unheimlichen Nachtwandler. Aber es gibt auch reizvolle Vertreter darunter. So wurde uns einmal aus einer Bananentraube ein zartgrünes Schäbchen gebracht — ein geradezu duftiges Gebilde mit rotbraunen Fühlerchen und fein genetzten, blaßgrünen Flügeln, die wie durchsichtige Schleier den Leib bedeckten. Panchlora wird die Gattung in der Wissenschaft genannt. Einmal entwischte mir der schöne

Gast aus der Schachtel — welche Klinse wäre für eine Schabe zu eng? Ein großes Suchen hob an; an Decken, Gardinen, Teppichen, unter Büchern. Weg war er. Noch während wir suchten, sah ich aus einem Stoß unerledigter Briefe sich ein grünes, rötlich gesäumtes Kopfbruststück vorschleichen und eilig wieder in Deckung begeben. Da fand sich der Durchgänger; das Einfangen gestaltete sich zu einer Schreibtischrevolution. Aber ich mußte ihn wiederhaben; es war doch ein Weibchen, das an seinem Hinterleib ein wohlbehütetes Eierpäckchen trug, dem, wenn's soweit ist, gleich lebende Junge entschlüpfen! Mir genügt es, daß mein Stempelkissen regelmäßig von trinklustigen einheimischen Schwäblein aufgesucht wird. Und die behäbige Bäckerschabe, diese Segnung des

Morgenlandes, beehrt nachts unseren Bade-
raum ohnehin mit ihrer Anwesenheit.

Im Sommer war es, als aus einer Bananen-
ladung — angeblich von einer Kamerun-
vorgelagerten Insel kommend — ein seltsames

Langbein eingeliefert ward: die Larve
einer Gottesanbeterin, jener unglaublich
geschickt getarnten Fangschrecke. Innerhalb
weniger Wochen entwickelte sie sich

vollends zu einem herrlich grünen Tier. Und betrieb ihr teuflisches
Handwerk meisterlich. Gottesanbeterin? Ja, sie hält ihr vorderstes,
gleich einer eisernen Jungfrau mit Stacheln bewehrtes Beinpaar wie in
Gebetsstellung erhoben. Da naht sich ein Kerbtier. Der verschlagene
Mörder läßt es auf sich zukommen. Blitzschnell klemmt er es jetzt
zwischen die schnappmesserartigen Gliedmaßen. Der
Gefangene wehrt sich, strampelt und arbeitet mit den
Fühlern. Vergebens. Der Kerf wird bei lebendigem Leib
erbarmungslos aufgefressen; ein Bein nach dem anderen
verschwindet in den Kiefern der Schlanken, selbst die
Flügeldecken der Schaben werden mit zerschrotet, wie von
einer Maschine. Nach einigen Wochen findet sich auf einem
Ast oder an der Wand ein waffelartiges, schaumiges, quer-
gestreiftes Gebilde, gleich einem verhutzelten, schlecht-
geratenen Stück Blätterteiggebäck. Das ist die luftige Hülle
der Eier.



Nicht sehr viel später ward auf dem Stand eines in der Stadt feilhaltenden Grünwarenhändlers eine Heuschrecke mit graubraun gefleckten Flügeln und mennigroten Leisten an der Schenkelunterseite entdeckt: sonach eine ägyptische Feldheuschrecke, die sich allerdings nicht in den gefürchteten Wanderscharen findet. Ich erkundigte mich bei dem Standinhaber nach dem Näheren: Sie habe auf italienischem Blumenkohl gegessen, und zwar auf weißem; also sei er von Neapel gekommen, der süditalienische sehe gelb aus. Vor diesem Fachwissen kapituliert zwar meine Botanik, aber die Vermutung kann durchaus zutreffen. Übrigens ist dieselbe Springschrecke auch schon mit Gemüse und Apfelsinen in die Markthalle verfrachtet worden.

Eine tolle Figur machte ein Kerbtier, das einmal Anfang November an der Kasse abgegeben wurde. Natürlich sah man ihm das Heuschreckenhafte an, es war plump, ohne Flügel und trug über der Brust ein dunkelgetupftes, braunes Schild, an dem zunächst jederseits ein vorwärts gerichteter, geweihartig gegabelter Zacken saß, dahinter nochmals ein aufrechtstehender Dorn, und am aufgeschwungenen Hinterrand ein ganzer Kranz von mindestens zehn hochstarrenden kurzen Spießen. Ich mußte an das vorsintflutliche Dreihorn (Triceratops) aus der nordamerikanischen Kreide denken. Wie heißt du und woher kamst du, wunderliche Gestalt?

Auf einem Bananenbusch ist sie mit ihren dornigen Beinen gegangen, nicht gesprungen! — und zwar langsam, denn es war kalt; und leise gezirpt soll sie haben. Die Früchte waren von den Kanarischen Inseln gekommen. Das war ein Fingerzeig auf *Cosmoderus erinaceus*. Dieser Name weist auf das Igelige hin. Damit haben wir einen Verwandten jener nordafrikanischen Wüstenbewohner vor uns, die ihrem Feind aus den Hüftgliedern — gleich einem plötzlich eingeschalteten Sprengwagen — einen Strahl ihres Blutes entgegenspritzen und dabei auf ein halbes Meter ganz gut zielen sollen. „Wandernde Blutspritzbatterien“ hat sie Vosseler genannt. „Wat es nich allens jibt!“

Im ganzen stellen die luftlebenden Gliederfüßer — ihrem Artenreichtum entsprechend — die Hauptmasse der von Übersee eingeschleppten Tiere dar. Ich müßte hier eines noch unbestimmten neuen Ohrwurms gedenken, der wahrscheinlich aus einem Kasten ins Leipziger Affenhaus eingewandert ist. Auch anderwärts sind große bunte Ohrenkriecher zugeschleppt worden.

Von Blumenkohl, der vermutlich gleichfalls aus Italien stammte, wurde Herrn Michalk einmal eine Verwandte der grünen Stinkwanze gebracht. Er wies mich auch darauf hin, daß gelegentlich mit Rohbaumwolle eine kleine „Feuerwanze“ hereinkommt, ein berüchtigter Schädling. An solch anrühigen Gastgeschenken hat es uns gerade noch gefehlt!

Aber selbst Schmetterlinge haben die Seereisen als blinde Passagiere überstanden. Spinnerraupen, die sich hier ihre Kokons woben, wurden auf amerikanischen Äpfeln gegriffen. Auf eine recht ungewöhnliche Weise hat das eine Mottenart fertiggebracht. Als im September 1925 eine große Sendung von Tieren aus Angola im hiesigen Zoo eintraf, kamen einige Schwarzbüffelhörner mit. Mehrere davon waren mit röhrenartigen Gebilden gespickt. Es handelte sich um Puppenhüllen eines kleinen Falters, der Gelben Hornmotte, die mit unserer Kleidermotte verwandt ist. Danach war hier ein Schmetterling ins Land gekommen, der seine Eier schon an die Hörner noch lebender Tiere legen kann und dessen Raupe die Hornmasse in verdaulichen Nahrungsstoff umzusetzen vermag. Unsere Kleider- und Pelzmotten leisten ja ähnliches.

Welch sonderbare Schicksale manche Tiere haben, das lehrten uns zwei merkwürdige Vertreter aus der Familie der Dasselfliegen. Im März 1925 brachte eine Lappenschau etwa 30 Rentiere aus dem nördlichen Finnland hierher. Unterwegs gingen schon einige verloren, bis sich herausstellte: Sie waren stark von Dasselfliegenlarven befallen, und zwar gleich von zwei Arten. Die Haut, besonders die am Hinterrücken, war dicht mit taubeneigroßen Beulen durchsetzt, deren jede eine elfenbeinfarbene Larve barg. Die werden schwärzlich, wandern aus und fallen zu Boden; hier suchen sie sich einzubohren und sich in einem Tönnchen zu verpuppen. Etwas anders als bei dieser Hautdasselfliege läuft das Leben der Rentier-Rachenbremse ab. Sie spritzt dem Rentier ihre Eier in die Nase. Von hier aus gelangen die Larven in den Rachen, wo sie sich mit Mundhaken befestigen, ihrem Wirt recht zu schaffen machen können und, wenn sie hinreichend entwickelt sind, ausgeniest werden. Einige der puppenreifen Larven habe ich gesammelt und in angefeuchtetem Rentiermoos auskriechen lassen. Dabei ergab sich, daß sie doch — entgegen bisherigen Angaben — bis zu 12 Tagen leben können. Bekanntlich hat auch unser Rehwild viel unter solchen Quälgeistern zu leiden.

Nicht genug mit diesen Zweiflüglern! Auch die Käfer stellen unter jenen Eindringlingen ihren Mann. Vor einigen Jahren wurde mir ein unserem

Widder ähnlicher Bock aus Westindien zugestellt: schwarz mit gelben Querbinden und rotbraunen Gliedmaßen. Außer einem anderen Bockkäfer kamen im Torfmull der von den Kanarischen Inseln abgesandten Tomatenkisten kleine, schwarze Gesellen mit in die Markthalle, die sich als *Gnathoncus punctatus* erwiesen.

Fast alle Handelsplätze der nördlichen Halbkugel hat die aus dem warmen Süden stammende winzige Pharao-Ameise erobert. Ihre Heerscharen können wirklich zur Plage werden, befallen Eßwaren, besonders Fleisch, und gehen auch bereits lebensschwache Tiere an. Im Leipziger Zoo haben



sich gleich zwei Arten eingestellt. Schon mehrmals hat dieser Zwerg die der Schädlingsbekämpfung dienende Industrie in Bewegung gesetzt. Wo es nicht anders geht, richtet der listige Mensch das süße Fraßgift so her, daß es von den emsigen Arbeiterinnen anderen Genossen, besonders der Brut, übermittelt wird und diese damit ausstirbt.

Ein seltsames Geschick bereiteten diese puppenhaften Hautflügler einer Schar „weißer Ameisen“. Mit einer Sendung Jaffa-Apfelsinen waren sie nach Leipzig gelangt. Um eine angegangene, gedrückte Frucht hatten sie sich gesammelt; zu Tausenden. Die ganze Ecke saß voll. Ein Teil davon kam durch die Freundlichkeit des Herrn Inspektor Finden in den Zoologischen Garten. Sie wurden in einem Kasten verwahrt. Aber die kleinen Pharao-Ameisen fanden doch durch eine feine Spalte Zugang und brachten die morgenländischen Einwanderer — immerhin Angehörige derselben Klasse! — ohne Gnade um. Übrigens hat auch einmal eine Grabwespenform in sehr festen Legezellen von Jamaika aus den Weg in die Messestadt gefunden. Was aber die Augen der Tierkundigen besonders auf jene Südfruchtsendungen gelenkt hat, das war das Vorkommen gewisser Spinnen, vor allem der Vogelspinne. Es erregte geradezu Aufsehen, als in Leipzig der erste dieser langhaarigen, fast handgroßen Achtbeiner in den Zoologischen Garten kam; zugleich eine etwas kleinere, aus Westindien stammende Verwandte der Wolfsspinne. Ja, gerade die letztere vermehrte sich sogar in unserem Kriechtierhaus. Reizvoll ist es, wie die im Flitzen so gewandte Tarantel scheibenförmige — manchmal auch kugelige — weiße Eihüllen spinnt und mit sich unterm Rumpf herumträgt, sie mit den Kiefertastern wie einen Teller oder mit den

zwei hintersten Beinpaaren wie einen Ballen haltend. Diesem Wickelbett entschlüpfen späterhin an die zweihundert entzückende, vielleicht 3 mm lange, umherkribbelnde Spinnlein, die sich schon wie Sternchen an Fäden herunterlassen können. So niedlich solch ein Nestgespinst — eine wahrhaftige Spinnstube — ist, die Erfahrung damit gemahnt zur Vorsicht. Das Gift der erwachsenen Tiere ist auch für den Menschen nicht harmlos. Wieviel weniger für die Beutetiere! Wie oft habe ich zugesehen, wenn sich eine aus Honduras eingeschleppte Vogelspinne auf eine große Amerikanische Küchenschabe stürzte und ihr die beiden, ungefähr ein Zentimeter langen, braunen, krummen Giftdolche in die Brust stieß! Nur die Flügel und die feste Körperhülle ließ sie übrig; zuweilen hat sie auch die zerkaut. Welch grausiges Spiel des Zufalls! Da werden zwei Kerbtierarten auf verschiedenen Wegen aus Amerika nach Leipzig eingeschleppt — um sich dann hier abzuwürgen! In einer Nacht hat der Räuber sogar einen kleinen Frosch bis auf ein häutiges, schleimiges Klümpchen mit Knöchelchen aufgefressen. Vor einem flatternden Sperling flüchtete er; Nestjungen dürfte er den Garaus machen. Und wie hat mich der gelbhaarige Unhold einmal genarrt! Er hatte sich eine tiefe, röhrenartige Grube gebaut und den Eingang zu seiner Höhle mit Spinnweben wie mit Tapete — nicht etwa als Fangnetz — ausgekleidet, beim Spinnen den Hinterleib mit den Spinnröhren wie ein Weberschiffchen seitlich hin und her bewegend. Eines Morgens sind zwei Vogelspinnen im Nest! Erst bei genauerem Zusehen stellt sich heraus: Das Tier hatte sich ... gehäutet. Das Kopfbruststück war oben wie an einem Gelenk aufklappbar und ließ in einen Kranz von fast einem Dutzend Löchern sehen — die Einmündungen der nunmehr hohlen Beingehäuse. — Seidenspinnen, z. B. in Brasilien und Indien zu Hause, hier dem Zoologischen Institut vorgelegt, vervollständigen die Reihe der unfreiwillig Zugewanderten. Sie bliebe aber lückenhaft, gedächten wir nicht noch der gefürchteten Skorpione. Der Fadenskorpion aus Java hat sich in einer Schiffsladung hierher begeben, ebenso wie der kleine gelbe Giftstachelträger aus Spanien. Ein Muttertier der letzteren Art war von Mandarinen zerquetscht worden. Auf ihm saß noch ein halbes Dutzend Junge. Inspektor Findeisen nahm sich ihrer an und bekam sie wirklich groß. Ist das nicht tierlieb? Daß Professor Grimpe auf einem Greifstachler, der 1928 vom Leipziger Zoo erworben wurde, eine südamerikanische Zecke entdeckte, nur nebenbei. Übrigens sind Holzböcke auf neu eingeführten Riesenschlangen nicht selten; und

Professor Erich Hesse hat schon in den 90er Jahren einen dieser wenig ansprechenden Schmarotzer in einer Versandkiste des Leipziger Zoos gefunden, worin eine Seeschildkröte gekommen war.

Mit noch keinem Wort haben wir der Weichtiere gedacht, von denen so manches sich als Schnecke oder deren Laich mit Pflanzen oder Fischversandgefäßen einschmuggeln ließ. So ist Caesar R. Boettger namentlich der Herkunft einer Blasenschnecke nachgegangen. In unserem Kriechtierhaus hat einmal solch ein Gast aus Cuba — in einem kinderfaustgroßen weißen Häuschen wohnhaft — seine letzten Jahre verbracht. Und ich bin überzeugt, daß noch weit mehr Arten bei uns Besuche machen, schon wenn ich daran denke, wie viele „Kleinigkeiten“ in Gestalt von Würmern und Krebsen in dem Seewasser herumwimmeln, worin die Kinder des Meeres in unser Aquarium kommen.

„Ja, das mag alles angehen“, dürfte hier einer einwenden; „Würmer, Schnecken, Tausendfüßer, Schaben, Heuschrecken, Ohrenkriecher, Termiten, Wanzen, Schmetterlinge, Fliegen, Käfer, Wespen, Ameisen, Spinnen, Zecken — von den mit bloßem Auge unerkennbaren gar nicht zu reden ... es sind doch alles niedriger stehende Lebewesen. Werden denn aber auch höhere, also Wirbeltiere, unbeabsichtigt eingeschleppt?“ Jawohl, auch das! Im Sommer 1896 erhielt der Leipziger Zoologische Garten außer vielen anderen neuen Tieren einen Königstiger aus Indien. Seine Kiste war doppelwandig. Zwischen die beiden Bretterlagen hatte der Absender Laub und Zweige gestopft. Ein aufmerksamer Wärter durchsuchte beim Auseinandernehmen der Säufte dies Füllwerk und fand darin außer Schaben, Tausendfuß und Scolopender: zwei Arten Geckos! Neuerdings sind solche Haftzeher mit Apfelsinen aus Jaffa und mit Bananen aus Kamerun zu uns gekommen.

Was aber soll man sagen, wenn ich hinzufüge, daß gelegentlich auch Schlangen mit in die Fruchtkeller geraten? Bei der Eile, in der etwa in Westindien die noch nicht ausgereiften Bananentrauben auf die weißen Schiffe gebracht werden müssen, ist das nicht zu vermeiden. Für den Verbraucher ist das auch gänzlich ungefährlich, denn die zunächst verborgenen „Blindgänger“ werden ja spätestens beim Zerteilen der Fruchtstände erkannt. Ich möchte wissen, wieviel kleine Riesenschlangen auf diesem Wege schon nach Deutschland gekommen sind! Besonders häufig die Königsschlange und die ihr nahestehende Kaiserboa. Von der letzteren lebte eine noch viele Jahre im hiesigen Terrarium; prächtig ist die ge-



diehen, und kam doch nur reichlich 1 Meter lang hierher. Wie? Nun, eines Tages werden wir von einer Bananengroßhandlung angerufen: Es sei eine 7 Meter lange Schlange dort. Der Wärter kommt hin.

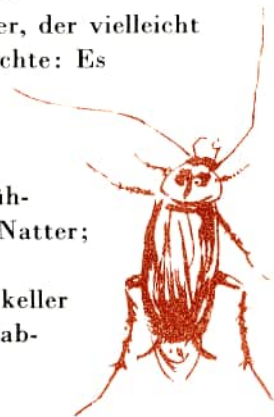
Da guckt aus einer Bananestaude ein Schlangenköpfchen heraus. Die Neugierige wird mit einer Zange gefaßt und in einer Kiste zum Zoo gebracht. Es war also keine Gift-

schlange, obwohl sich der Racker sehr giftig benahm, sich sofort beim Deckelöffnen zum Angriff auf-

richtete, seine Schlinge legte, das Schwänzi in den Kistenwinkel zurückschob und gegen uns vorschob. Ganz herrlich, wie lebensvoll sich das kleine Ding benahm! Als seine Heimat konnte Honduras ermittelt werden. Ein anderes Stück war in Santa Marta an Bord gegangen, woher die kleineren Büschel kommen sollen. In einer deutschen Großstadt mußte übrigens einmal solch einer ziemlich harmlosen Schlange wegen der Eisenbahnwagen wieder geschlossen werden. Auch ein Hundskopfschlinger war in einem Fruchtberg — wie im Bauch des trojanischen Pferdes — mit nach Deutschland gelangt.

Sehr zu unserer Freude wurde ein andermal unsere Schlangensammlung um eine Strumpfbandnatter bereichert. Sie ist von einem gelben Seitenstreif und von schwarzen Flecken geziert; der Bauch leuchtet rötlichgelb, und die Zunge hat schwarze Spitzen. Bläht sich das dreiviertel Meter lange Kerlchen auf, so treten auf der Rumpfseite im Bereich des hellen Streifens weißliche Säume in Erscheinung. — Gelegentlich steckten auch „grüne Schwestern“ der Natter mit im Busch.

Recht willkommen war uns vor Jahren ein Händler, der vielleicht zwei Drittel einer Bananentraube mit hierher brachte: Es sei eine Eidechse drin. Der Aquariumsvorsteher nimmt ein Tuch und faßt das herauslugende Schwanzende. Aber die „Eidechse“ hörte gar nicht wieder auf! Was zieht er heraus? Einen Hühnerfresser, jene prächtige, gelbschwarze, brasilische Natter; fast 2 Meter lang. Drei Wochen war sie an Bord gewesen, drei Wochen hatte sie in einem Reifungskeller zu Leipzig verbracht und war dennoch nicht abgemagert. Angeblich hatte sie sich inzwischen



recht verdient gemacht und Mäuse gefangen. Und dazu reist man nach Europa!

Das Schönste kommt aber. Eines Tages gewahrt Herr Inspektor F. in einer großen Bananenstaude, die von der Insel Martinique eingetroffen war, ein nicht ganz halbmeterlanges Schlänglein, freilich ein giftiges! Er nimmt es mit und bietet ihm nestjunge Mäuse — solch einen Leckerbissen! — an; die beißt es tot und läßt sie liegen. Schon hoffnungslos gibt er einige kleine Frösche hinzu. Rein — rups — runtergeschlungen! Das Rätsel war gelöst. Sechs auf einmal von dieser Sorte hat sie verdrückt. Auch weiche Fische, hauptsächlich Grundeln und Welse; Barben verschmähte die Wählerische bereits wieder. Nun riß auch der Knoten bei ihr. Aller zwei Monate häutete sie sich. In zwei Jahren wurde sie für den Hausgebrauch etwas zu länglich; sie war zooreif geworden. Freundlicherweise wurde sie uns geschenkt. Nun mußte sie „beschildert“ werden. Zunächst waren wir darob in Verlegenheit, wes' Nam' und Art sie sei. Anfänglich für einen „Buschmeister“ gehalten, entpuppte sie sich als eine weniger gefährliche Trugnatter, die schon öfter in mittelamerikanischen Farbhölzern Deutschland heimgesucht hat.

Auch damit endet der Vagabundenaufmarsch noch nicht. Die Vogelwelt trägt sich wenigstens mit einigen Nestern in die Anwesenheitsliste ein.

Wie aber steht's schließlich mit den Säugetieren? Selbst damit läßt sich aufwarten. Dreimal wurde uns ein Nagetier, die Panama-Nachtratte gebracht, die immer in Bananenfruchtständen von den westindischen Inseln oder Honduras zugereist war. Ihr Rückenhaar ist grau, hat aber rotbraune Spitzen; unten sieht sie weißgrau aus. Die Ohren sind nackt, die Nagezähne gelb, die Söhlchen fleischfarben. — Wie das eine Tier hierher kam, war besonders schnurrig. Eines Morgens wird Herr Inspektor F. vom Leiter einer Einkaufsgenossenschaft angerufen, er habe gestern nachmittag im Bananenkeller eine rote Ratte gefangen, das „Vieh“ sei aber nachts verblüht; ob er sie nicht haschen wolle. Ehrenvoller Auftrag! Drei große Räume standen dem Ausreißer zur Verfügung, vollgestopft mit Gestellen, Kisten und Kästen. Ein Schreibtischfach hatte halb offen gestanden. Die Amerikanerin hatte sich anscheinend für die heimische Buchführung interessiert: den ganzen Papierkram, Rechnungen, Quittungen, alles zerrissen, die Leitz-Hefter angenagt; sämtliche geschäftlichen Unterlagen hatte sie durchstöbert. Aber jetzt hatte man sie so ziemlich dingfest. In dem Augenblick saust sie an den Vorhängen hinauf und

springt von einer Gardinenstange auf die andere. Doch jeder Verbrecher macht seine Dummheit: Und so verkroch sie sich in einem Kasten. Dort wurde sie erwischt — was nützte es, daß sie durch einen Lederhandschuh in einen Finger biß. Sie wurde in eine Glasbüchse gesperrt und einem Liebhaber gegeben, bei dem die Wilde fingerzahn ward. Als sie doch noch im Zoo landete, hatte sie nur noch einen Schwanzstummel. Sie schien sich ihren schuppigen Leibesanhang selbst abgebissen zu haben; das hatten wir schon einmal mit solch einer frisch eingelieferten „Bananenmaus“ erlebt. Aber noch mehr! Zwei Tage später entdeckten wir gerade bei ihr drei Junge. Zwei davon hingen fest angesaugt am Mutterleib. Wenn die Alte ging, schleifte sie die „Anhängsel“ hinterdrein, und das noch, als diese, ohne Schwanz, mindestens 5 Zentimeter lang waren. Selbst wenn die Mutter sprang — sie hüpfte gelegentlich 45 Zentimeter hoch —, verlor sie die seltsame Tracht nicht. Freilich, als nach drei Wochen ihre „Wohnhütte“ gelüftet ward, waren nur noch zwei Kleine aufzufinden. Die aber waren fast so groß wie Hausmäuse, sahen braungrau aus — noch nicht so leuchtend gelb — und hatten auffallend große Augen. Trotzdem hingen sie noch saugend an der Alten, und wenn die wegrannte, schleppte sie ihre Kinder zwischen den Hinterbeinen nach. Leider wurden wir an der Mutter irre: Zweieinhalb Monate nach der Geburt starb das eine Junge — der rechte Hinterfuß war gebrochen. Im Alter von einem Vierteljahr war das andere tot. Das Rotgelb hatte sich übrigens bei ihm, von den Rumpfseiten kommend, schon über den ganzen Rücken verbreitet. Doch sieh: Sein Schädel war ausgefressen. Ich habe die Mutter schwer im Verdacht, einen Kindesmord begangen zu haben. Aber weist ihr's nach? Als Grabstein für den umgebrachten Sprößling wollen wir wenigstens den wissenschaftlichen Namen an den Schluß dieser Tiergeschichte setzen: *Nyctomys sumichrasti nitellinus* Bangs.

Eingedenk der alten Rattenweisheit, das Schiff rechtzeitig zu verlassen, scheint auch noch eine andere Art gewesen zu sein: unsere alte Hausratte. Sie ist bekanntlich von dem östlichen Eindringling, der Wanderratte, ersetzt worden und in der Leipziger Pflege seit vielen Jahren überhaupt verschwunden. Da tritt auf einmal in einem hiesigen Großbetrieb die Totgesagte wieder auf, und zwar gleich in starken Bruten. Woher wohl? Sicher wurde sie gleichfalls eingeschleppt.

So greifen Weltverkehr und Tierwelt ineinander. Und doch ist der Zusammenhang nicht so folgenreich, wie er zunächst erscheint. Die Gefahr,

daß unsere heimische Tierwelt von solchen blinden Fahrgästen gefälscht würde, ist nicht groß. Schon unser kalter Winter läßt die meisten Verschleppten nicht aufkommen. Er liest unter den Ankömmlingen mit harter Hand aus. Jede Art ist viel zu fest an den ihr angestammten Lebensraum — ihre Umwelt — gebunden, viel zu eng verhaftet mit einem Gewebe von Bedingungen, die allein das Leben ihrer Angehörigen erhalten können und die ein fremder Erdteil jenen verschlagenen Robinsons der Tierwelt nur selten zu bieten vermag. Sie mögen dem Liebhaber Freude machen oder im Zoologischen Garten belehren helfen, der, wie man sieht, nicht nur im Kauf oder Tausch seinen Bestand vermehrt, sondern oft auch durch den Versand von — ausgerechnet — Bananen.



Olga

Wir haben schon allerhand im Leipziger Zoo erlebt; aber so lange hat uns noch keine Frau an der Nase herumgeführt wie neulich Olga. Eine schmerzliche Tatsache für uns Männer aus Pf — affendorf; aber mit den gewiß noch schläueren Berlinern hat sie's nicht anders gemacht.

Schon im August, in den Vor-Messe-Tagen, hat sie — die zweite unserer Nilpferdfrauen — uns einen Streich gespielt. Sie sollte auf die bewußte Berliner Reise gehen — etwas, worauf sich jeder und wohl auch jede freuen würde; angeblich ist das Hochzeitmachen doch so wunderschön. Tagelang ging sie ganz reiselustig in die zurechtgemachte Kabine. Und jetzt war der große Wagen, die Hochzeitskutsche, ein 7-Tonner, da. Plötzlich versagte Olga; war nicht mehr aus dem Wasser zu kriegen. Sie tat dumm. Weshalb? Wer weiß das bei einer so dickhäutigen Frau? Und sie tückschte bis zum Wochenende, glatt sechs Tage lang. Die DEFA, die die Abfahrt filmen wollte, die Fahrer und wir, die den Wagen teuer bezahlen mußten, warteten und warteten auf sie, warteten verzweifelt. Wir schlossen das Haus, damit sie ungestört sei; wir ließen sie hungern. Sie ging zwar in den Kasten, aber nur ein Stück. Das Hinterteil blieb draußen. Sicher ist sicher. Wer will da einen Schieber fallen lassen? Schließlich ging uns doch der Atem aus, und wir schickten den großen Wagen leer nach Berlin zurück. Tags darauf war Frau Olga im Kasten. Vorher hatte sie stets um die Kistenkante gelunzt; jetzt setzte sie sich breit und flatschig rein, als wie: Da habt ihr mich. Uns kam der Kaffee hoch. Schließlich klappte es aber doch; Geduld ist eine schöne Sache. Berlin ward angeläutet. Der Riesenlaster erschien zum zweiten Mal. Die DEFA war auch noch am Platz. Und so ging's — wenn auch derb verspätet —, begleitet von einem Wärter und einem Zimmermann, mit Juchhee auf die Berliner Chaussee. Im Berliner Garten ward die Braut mit Jubel begrüßt.

Es paßte: Das Oktoberfest hatte ja eben begonnen. Knautschke, der Bräutigam, ward beglückwünscht und gefeiert. Von ihm kann man sagen: Er kam, sah und — liebte. Nach einigen Tagen setzte die Ernüchterung ein. Ende September kam heran. Wir erbaten die „verliebene Braut“ zurück. Und warteten wieder. Anfang Oktober ward's uns ungemütlich. Jeden Tag konnte es frostig werden. Wir mahnten Berlin an, doch das Tier zu schicken. Antwort: Das wollen wir schon lange; aber Olga will noch nicht. Sie geht wohl in den vorgesetzten Kasten; aber zur Vorsicht läßt sie immer ein Hinterbein zurück. Ich verwünschte dieses „Sau-Mensche“. Was nun, wenn uns der Frost über den Hals käme? Und noch ein paar Tage später traf die Nachricht ein: Olga ist wieder paarungslustig geworden. Sie habe nachts ein Gitter durchgebrochen und treibe sich wieder mit Knautschke im Wasser herum; sie denke nicht mehr ans Kistengehen. Wie Pyramus und Thisbe auf dem Lande mögen die Verliebten am Gitter hin- und hergebusselt haben, mit ihrem Mäulchen, das mit einem Kuß an die zwanzig vernarrte Menschenmänner auf einmal abfertigen könnte. Aber nun haben sie den eisernen Widerstand nicht mehr ertragen. Und dann hat's mit Macht gedonnert. Schon hatten sie sich wieder. War das eine Bescherung! Aber die Vermutung vom „Kistengehen“ schien sich als tierpsychologische Fehldeutung zu erweisen. Es war am 22. Oktober, eine Zeit, zu der es schon hätte schneien können. Ich hatte eben von neuem jenes „Aas“ beschimpft. Da rief Berlin an. Olga sei im Kasten; um fünfzehn Uhr werde sie verladen. Ich traute meinen Ohren nicht. Sollte die Wetterwendische beim Abschluß des Oktoberfestes ihrem Knautschke einfach durchgebrannt sein; hatte etwa auch er die alte Weisheit von der Frauen Sinn und Will' erfahren müssen?





Gespannt war ich wirklich wie ein Schirm. Endlich erfuhr ich's. Olga war nicht eigenwillig abgehauen, war nicht durchgegangen; das schon, aber nicht freiwillig. Sie war selbst einer Frauen-, um nicht zu sagen Weiberlist erlegen. Frau Dr. Heinroth, die verdiente Direktorin des Berliner Gartens, hatte ihr nach den zweiten Flittertagen einen Zwangspaß bauen lassen — auch bei Nilpferdens gibt es Engpässe! Mit einer nachgiebigen Bambusstange hatte man das widerspenstige Frauenzimmer an den Ohren gekitzelt und durch eine Planke von hinten her mit sanfter Gewalt die Hinterfüße, gewissermaßen die Strümpfe (Größe 20), berührt. Raffiniert, nicht? Und das half. Olga setzte einen Fuß vor den anderen, sockte, wenn auch nicht eben gern, ihrer Reisekiste zu, Schritt für Schritt. Auf einmal fiel der Schieber, fiel wie der Vorhang nach einem Schauspiel nieder. Da hatte man sie.

Ohne Begleiter ging's Hals über Kopf nach Leipzig, im Wettlauf mit der nächtlichen Kühle. Gegen zehn Uhr abends war sie hier. Unsere Leute empfangen sie, zum Abladen wohl vorbereitet. Als die Arche von der angesetzten schiefen Ebene knackernd herunterglitt, sah man auf einmal: An der Rückseite der „Brautkutsche“ steckte ein ziemlich meterhohes Maskottchen; eine vom Oktoberfest stibitzte Knautschkefigur in glänzend schwartigen, oberbayrischen Sepplbuxen und grünem Tiroler Jodlerhütchen. Daß fand ich überaus spaßig. Man mag über die Berliner denken wie man will; Humor haben sie, und daß macht sie mir von vornherein sympathisch.

Gegen Mitternacht war's soweit zum Aussteigen. „Schieber hoch!“ Die schwärzliche Fleischwalze schob sich rücklings heraus, guckte sich einmal um — sie schien sofort wieder „heeme“ zu sein; und hinein ins Bad nach diesem krausen Tag! Schwabbel schob ihr sein Schnutchen durchs Gitter entgegen — und die Familie im Wasserwinkel des Leipziger Dickhäuterhauses war wieder komplett.

Hoffentlich hat sich die Trennung wenigstens gelohnt. Im Mai wird sich's erweisen! Ich hege leise Zweifel; denn Olga bleibt eben Olga.

Eine anrühige Gesellschaft

Steht man inmitten des Leipziger Zoologischen Gartens und blickt über den Flamingoweiber weg nach dem Hause der Elefanten, so flankieren zwei dosenförmige Maschendrahtgehäuse die Flucht. Es sind zwei riesige Flugkäfige. Der rechte ist dem Greifvogelgeschlecht zugedacht. Der ist 30 Meter lang, 15 Meter breit und 13 Meter hoch. Ein Stück Parthenfluß ward mit einbezogen. Felsenwände, Bäume und Stümpfe zum Aufblocken, Schweberecks, die den Aufenthalt auf schwankenden Ästen ermöglichen, und ein Weiher vervollständigen die Ausstattung.

Und nun zu den ins Hausbuch dieses Baues Eingetragenen. Die meisten gehören zu den Geiern. Geier pflegt man gern mit Vorgängen des Zerfalls, des Abbaus, sagen wir gleich offen: mit der Pleite in Zusammenhang zu bringen. Damit würde man aber den Vertretern jener stattlichen Greifvogelfamilie schwer Unrecht tun, wenigstens soweit sie im Leipziger Zoo wohnen. Dort bauen sie nämlich auf, und zwar seit vielen Jahren, allerdings auf ihre Weise. Mit Eifer „suchen“ sie, natürlich ohne es zu ahnen, den Zoo unabhängig zu machen von der Auslandsbelieferung, so daß man schon mehreren der nackthalsigen Belegschaftsmitglieder einen Ring mit der Aufschrift: „Made in Germany“ verleihen könnte.

Man spreche also nicht geringschätzig von dieser Sippe, zumal sie in der freien Natur — zusammen mit Hyänen und anderen Aasfressern — eine wichtige Aufgabe erfüllt: Sie wirkt als eine Art Wohlfahrtspolizei und beerdigt alles Gefallene in ihrem Kropf und Magen.

Übrigens noch ein Wort zu der Besetzung des hiesigen Geierheims. Ein wahrheitsgetreu ausgefüllter polizeilicher Aufenthaltsnachweis für Fremde würde in der Spalte „Anzahl“ etwa die Ziffer 25 tragen. Wer nur eine Minute vor dem Luftbau steht, der erkennt, daß da ein ganzes Völkergemisch zusammengewürfelt ward. Außer den Geiern sind es meist Adler:

Seeadler, Steinadler, Kaiseradler — ein Witzbold kritzelte neulich „Volksadler“ auf sein Schild. Aber selbst die Geierversammlung ist nicht einheitlich. Da stehen gelbbraune Gänsegeier, welche in den Mittelmeerlandern bis nach Abessinien und zum Tschadsee hin ansässig sind und deren Vettern auch die indischen Türme des Schweigens bedienen. Hinten am Felsenhang haben sich auffallend helle Stücke unter die Gruppe gemischt: fahle Gänsegeier in blaßgrauen Rücken aus Südafrika, wo sie als Lammräuber gefürchtet sind; und auf jenem Baumstumpf hockt eine herrlich gesprenkelte Gestalt aus dem schönen Geschlecht der Sperbergeier, das im nordöstlichen Afrika beheimatet ist. Meist am Boden steigen einige Mönchsgeier in dunkelbraunen Kutten umher, weit über Südeuropa durch Asien bis China, Indien und Nordostafrika verbreitet. Ihre Zuzugenehmigung würde vielleicht den tadelnden Vermerk: „Unsicherer Herkunft!“ enthalten. Sieh, da kommt gerade einer mit blauem Schnabelgrund und auf kurzen Flaum gehaltener Tonsur herbeigehumpelt, wie ein Konfirmand, dem die langen Hosen noch nicht recht passen!



Unter die „Großen“ haben sich aber allerlei kleinere Leute „niederen Standes“ gemischt: Bussarde und Milane. Gerade die letzteren sind es aber, die den Flugraum nützen. Wie selten, daß sich einer von den „Großköpfeten“ bemühte, eine Runde zu fliegen. Wahrscheinlich gehen sie in der Freiheit nur auf große Fahrt, wenn sie hungrig sind. Hier bekommen sie — einen Fasttag ausgenommen — täglich ihre Zuteilung. Wozu also? Leben bringen, wie gesagt, die mehr oder weniger gabelschwänzigen „Weihen“ in die Bude. Anhaltend und geschickt wendend schwimmen sie durch das Luftmeer. Es gibt ausgesprochene „Spaßvögel“ darunter. Brütet ein Geier, dann richtet es solch ein Schabernack so ein, daß er ihm, der in seinem Horst liegt und sich so unauffällig wie möglich verhält, ganz knapp über den Kopf hinsaut. Man versetze sich in die Lage des an seinen Brutplatz Gebundenen; als wenn uns im Dienst ein Flugzeug knapp ein halb Meter über dem Hut hinjagt.

Genug! Diese ganze bunte Gesellschaft wurde im Dezember 1943 ausgebombt. Die Rückwand ihres einst so stolzen Flugraums stürzte nach

einem schweren Brand zusammen. — Nicht nur Bücher und Papiere, auch Käfige und Tiere haben ihre Schicksale! — Einige jener Segler der Lüfte nahmen die Gelegenheit wahr und entschwebten ins Rosental oder in unbekannte Ferne; mehrere kehrten zurück. Ein Seeadler ward damals aus der Nähe Bremens von den Zeitungen gemeldet. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen Flüchtling aus der Seestadt Leipzig handelte. Die weitaus meisten blieben ihrem Standort treu. Sie wurden freilich umgesiedelt in den benachbarten dosenförmigen Flugkäfig, den bisher das Reihervolk zur Brutkolonie gemacht hatte. Jenes wurde im Ringtausch bei den Pfauen und Kranichen auf dem Kickerlingsberge einquartiert; denn das Viertelhundert Neusiedler mit seinen unbarmherzigen Schnabelhaken und den starken Fängen samt den Krallendolchen der Adler hätte das biologische Gleichgewicht sehr zuungunsten der alteingesessenen Stelzbeine verschoben. Allmählich wurden die evakuierten Räuber auch in der neuen Wohnung heimisch, was bleibt einem heute schon anderes übrig? Bei Tieren kann das freilich lange dauern! Ganz unverkennbar war's bei vielen bereits im nächsten Dezember soweit. Da fingen mehrere aus der Geierschar schon an, die Ästchen mit dem Schnabel aufzuheben. Das gab dem Pfleger einen Wink. Nun aber Zweige bündelweise in den Käfig; die Herrschaften wollen bauen und brüten!

Wieso das gerad' zur Winterszeit? Nun, es sind ja gutteils Gäste von der südlichen Erdhälfte, wo der Sommer in unseren Winter fällt; und dieser Zeitenrhythmus scheint in unseren Tieren noch jahrelang nachzuschwingen. Wie aber vertragen die aus dem sonnigen Süden Zugewanderten überhaupt das nordische Wetter? Im Freien! Es hängt vielleicht damit zusammen, daß jene Flieger gelegentlich durchs schneebedeckte Hochgebirge streichen, dort auch brüten und in empfindlich kalte Höhen sich erheben.

Kurz und gut, es wurde immer deutlicher: In diesem Geierreich, das dem Außenstehenden ein Trubel von Einzelgängern zu sein scheint, bildeten sich Paare; so mancher Geierich fand sich bei einer Geierwally ein. Wie sie das herauskriegen, ist ihr Geheimnis; unsereiner kennt die Geschlechter nicht auf Anhieb auseinander. Die wissen es aber, welches Deckelchen zum richtigen Töpfchen paßt. Freilich gibt es auch in dieser Gemeinschaft zuweilen einen Fehltritt. Ei, was mußten wir da bei einer jüngeren Ehefrau mit einem Mönchsgeier erleben, ausgerechnet einem Kuttenträger!

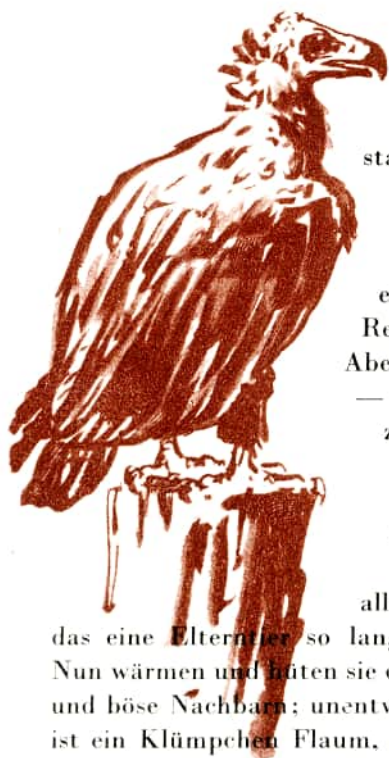
Bestimmt war das ein Junggeselle, ein armer Tropf, für den es hier keine bessere Hälfte gab. Der stellte jener Gänsegeierin nach, obwohl die eigentlich schon „in festen Händen“ war. Das war natürlich sträflich und sah aus, als versuche er, ein dreieckiges, um nicht zu sagen „dreckiges“ Verhältnis anzubandeln. Der Mönch ließ nicht ab, mit der Verehrten schön zu tun. Mit seinen Kopfverdrehungen hatte er wohl gehofft, ihr das flaumige Köpfchen zu verdrehen. Nur, als er — Mitte Februar — auf einmal frech werden wollte, da war's aus. Sie wandte ihm den Hals abwehrend zu. Schluß! Später brachte er sein Herz voll unerhörter Liebe einem Gänsegeierfräulein entgegen — mit einem Reis im Schnabel; das ist so wie bei uns ein Blumenstrutz. Der Antrag, ins gut Deutsche übersetzt, würde etwa heißen: „Komm', wir wollen zusammen ein Nest bauen!“ Indes — wenn der Herr zudringlich ward, dann schüttelte auch sie ihn ab. Es stellte sich eben heraus, daß man sich bei aller Freundschaft nicht bis zum letzten verstand, sie k o n n t e n sich nicht verstehen. Bei Gänsegeiersch sind just andere Gepflogenheiten üblich. Hier hat eben die Natur im verschiedenen Liebeszeremoniell der Arten Sperren eingelegt, die dann verhindern, daß sich wahllos deren Blut vermische. Zur Besänftigung hochempfindlicher Gemüter sei hervorgehoben, daß jenes Fremdgängertum nur eine Ausnahme unter besonderen Umständen war und unter der Rubrik „ein Flirt der Geier“ abgeschrieben werden kann.

Ist man sich nun endgültig darüber klar, wer zu wem gehört, dann kann man Hochzeit machen. Umständlich geht das vor sich. Man hört es schon von weitem. Der eine Partner — ob „sie“ es ist, erscheint mir noch nicht einmal ganz sicher — zetert unaufhörlich dabei. Zugleich wird eine Brutstätte festgemacht: Sie möchte guten Anflug, freien Blick und etwas Halt fürs Brautbett haben; nicht so, wie jener Anfänger, der da neulich eine nackte Baumzwiesel dazu wählte, der Luftikus! Nun geht's ans Werk: die Wiegen herzurichten. Es ist, als sei ein Baurausch über sie



gekommen: Wollte Gott, er käme auch über uns! Dann heißt es, auf die Reisisuche gehen! Jedes Zweiglein wird aufgehoben oder abgeschlissen und im Schnabel fortgetragen, hinauf auf den Mauersims zum Nistplatz, und wär's auf Umwegen. Rastlos tun das die meisten; nur nicht bei Sturm, bei Schneegestöber oder bei Regen — da feiern ja auch andere Bauhandwerker. Das ist freilich nicht so einfach! Der Schnabel faßt ja keine großen Bündel. Man muß schon öfter „gehen“. Und wenn der Weg steil ist, muß er in Serpentina zurückgelegt werden. Nach jeder Teilstrecke legt man den fortgeschleppten Schatz erst einmal ab. Das ist jedoch gefährlich, der guten Freunde wegen. In diesem Kreis geht statt des Kohlen- der Holzklau um. Auch hier gilt Busch: „Kaum hat mal einer ein bisschen was, schon gibt es welche, die ärgert das.“ Hat man glücklich den Endspurt zum Neste hinter sich, legt man die sperrige Tracht dem Gatten zu Füßen. Der arbeitet sie brav in den groben Horst ein und türmt den allmählich zu einem Thronchen auf, in der Mitte eine Liegemulde offen lassend. Aber man darf sich seines Besitzes immer noch nicht freuen, und säße man mit dem Hintern drauf! Bald naht ganz heimlich solch ein Strolch und Musedieb und möchte einem die „Balken“ vom Rüstplatz wegorganisieren. Da bricht's freilich aus, und ein Heidengetetter geht los. Der Spitzbube wird mit lautem Gegecker abgefertigt, das klingt wie ein in Stellung gebrachtes Maschinengewehr: gägägägäg! Was für einen ständigen Kummer hatten damit gar zwei Kuttengeier! Auch diese kahlköpfigen, armen Teufel wollten sich nicht lumpen lassen. Seit dem Januar waren sie bemüht, Ruten zu einem Bodennest zusammenschleppen. Aber immer nahten sich heimlich die Holzdiebe, die da gern ernten, wo sie nicht gesät haben, und wollten den brutlustigen Mönchen die Stöcke unterm Leib wegzerren. Das gab natürlich Krach im Vogelhaus! Kürzlich hat nun der Futtermeister seinem Herzen einen Stups gegeben und einen Batzen zusammengelesener Kamel- und Lamawolle rausgerückt, dazu etwas verdorrtes Gras und Wurzelwerk. Das paßte herrlich als Polster in die hölzernen Matratzen. So konnte der Schneesturm seine kalten Flocken nicht mehr durch die Ritzen wehen, die den Keimling im Ei erstarren lassen können.

An die sechs solcher Brutstätten errichtet mitunter die hiesige Gänsegeierschar. Dann besetzen die Paare ihre Heime fest und belegen sie — nicht gleichzeitig — mit einem weißlichen Geierei; diese großen „Räuber“ bringen ja nur ein einziges an! Bei ihrer Stärke sind sie durch Feinde



kaum gefährdet; sie können sich dem einen Stück ausschließlich widmen, und der Bestand bleibt wohl erhalten. Rührend, wie im Februar und März der diensthabende Ehegatte unter einer Schneelage verschwindet und im regnerischen Aprilwetter gleich einem durchweichten Federhügel auf dem Reisischober liegt, naß wie zum Auswringen. Aber es wird nicht gewichen! Und der Partner — das Geschlecht ist eben äußerlich kaum festzustellen — hockt brav wie eine Schildwache daneben, zuweilen mit ausgespannten Fittichen. Sie lösen sich im Brüten ab, aber oft in langen Pausen. Sehen lassen sie den Wechsel selten. Vermutlich tun sie's

aller 2 bis 3 Tage, denn in der Freiheit wird das eine Elterntier so lange brauchen, bis es ein Aas gefunden hat. Nun wärmen und hüten sie das keimende Leben gegen feindliches Wetter und böse Nachbarn; unentwegt, es koste, was es wolle. Solch ein Küken ist ein Klümpchen Flaum, so groß wie eine Männerfaust, fast reinweiß. Die Alten nähren es — monatelang. Drunten am Boden „knaupeln“ sie einen Pferdekopf oder einen Knochen zweifelhafter Provenienz ab, so daß ihnen der Kropf durch das Vorderbrustgefieder tritt. Dann geht's nach Hause mit der etwas anrühigen Tracht. Droben im Horst hebt das schneeige Kind bettelnd sein Köpfchen, zuweilen auch noch etwas dazu „sagend“. Und nun neigt sich das Elterntier vornüber, würgt schuckernd den vorverdauten „Sauerbraten“ herauf, und das Kleine zerrt ihn dem Spender vom großen Schnabel weg. Wohl bekomm's!

Lacht die Morgensonne, läßt man sie dem Kind ins Bettchen scheinen. In der Mittagsglut pflegt man es zu beschatten. Erstaunlich, wie rasch das Junge sich entwickelt. Bald sprossen ihm die braunen Schwingen, und in einem Vierteljahr, da ist es fertig, mit etwas dickem, wolligem Kinder Gesicht, mit braunem, sparrigem Halskragen, leicht dunkelzimtfarbenem Anflug; aber sonst — der ganze Vater. Es wird Ihnen nicht immer leicht werden, dann Mutter und Kind zu unterscheiden. Im Sommer — nachdem es schon ein paarmal Aufwind unter die jungen Fittiche genommen hat — steigt es einmal über die Bettkante. Den Ausflug dehnt es bis auf Meter-



weite aus. Noch etwas hin — und eines Tages ist es unten an einem Felsvorsprung gelandet. Sehnsüchtig äugt es hinauf in das endgültig verlorene Kinderland.

Schon naht ein böser Fremdling, der einen zupfen will, aber dem wird's gegeben! Und wenn sich elf Uhr vormittags das verborgene Türchen öffnet, durch das die Fleischbatzen, oft schon von Hautgout behaftet, fliegen; wenn's also heißt: „Platz nehmen zum Mittagessen!“ — schon ist der Neuling da. Und langt — die Jugend ist ja ewig hungrig — auch entsprechend zu. Auf einmal ist aus dem Nesthäkchen, das den Eltern aus dem Munde lebte, eine „Person“ geworden, mit der die Artgenossen rechnen müssen.

Es folgen Jahre des völligen Ausreifens, wahrscheinlich — draußen — in der Beutesuche im Gelände. Indes naht wieder schon die Zeit, da die Alten, kaum ein halbes Jahr erholt von all dem Plack, an die Familienbildung gehen. — Möchten Sie sich das nicht einmal ansehen? Gleich hinter dem Flamingoweiber, am Aufgang zum Elefantenhaus, rechter Hand steht diese Geierliebeslaube. Soviel wir wissen: In diesem Ausmaß gibt's so etwas in ganz Deutschland, ja meines Wissens in Europa nicht noch einmal in einem Zoo. Zuweilen sechs Geierhorste beieinander! Der Wärter hatte schon recht, den einmal ein Fremder fragte, woher die vielen Geier kämen, mit der echt sächsischen Antwort: „Die mach'n mir selber!“

Das freut den Zoodirektor sooo sehr!

Da wären wir denn wieder einmal auf dem Weg zu den Affen. Klein-Bubi kann es zwar kaum erwarten, aber da am Eingang ein langes Beet von niedrigen Steinen umfriedigt ist, läßt er sich's nicht nehmen, erst einmal auf den Kanten hinzutänzeln. Patsch! — verliert er das Gleichgewicht und stapst daneben. Na, dann rin in die Stiefmütterchen! 10 000 Stück wurden mühevoll von den Gärtnern gepflanzt. Aber das ist nicht so gefährlich; es sind ja nicht die eigenen. Zu Hause nähme sich der Fall ein wenig anders aus. Hier ist das aber bloß eine öffentliche Anlage, die der Stadt gehört. — Statt nun dem Jungen ein kräftiges Wörtlein zu sagen, steckt sich Vati eine Zigarette ins Gesicht, eben die letzte; und die Schachtel? Wegwerfen, wie es die meisten anderen tun, soll man sie nicht. Aber da steht gerade eine Palme. Wird die knallrote Hülle — wie sinnig! — in einen Blattwinkel geschoben. Die zusammengeknüllte Straßenbahnfahrkarte fliegt in zielsicherem Bogen auf den grünen Rasen. Das kann einem doch niemand zumuten, diese unnötig gewordenen Gegenstände bis zum nächsten Papierkorb mitzuschleppen. Der Mensch ist schließlich kein Lastzug.

Nun erst eine Runde durchs Aquarium. Da findet sich beim Durchstöbern der Jackentasche doch noch die gestrige Kinoeintrittskarte. Überaus neckisch wird sie unter ein Schild geschoben. Wofür wird auch der Wärter bezahlt? Und da Klein-Bubi die Krokodile noch näher haben möchte, hebt man ihn ein bißchen auf die Trockenmauer; daß er mit seinen Trapserchen einen Aronstab umknickt, ist weiter nicht schlimm. Schließlich bezahlt man ja seinen Eintritt und die Steuern obendrein.



Inzwischen hat sich — wie immer, wenn man unterwegs ist — etwas Hunger eingestellt; die Bänke im Staudengarten laden zu einem geruh-samen Imbiß ein. Die Kirschkerne spuckt man am bequemsten gleich auf die Bank. Setzt sich dann später ein Kind im weißen Sommerkleid-chen ahnungslos auf den Platz, hat seine Mutti wenigstens auch ihren Spaß an den roten Abzeichen. Hernach drückt man das Einwickelpapier ganz verschwiegen in einen hohlen Baum; dazu hat doch der liebe Gott die Bäume wachsen lassen. Und Apfelsinen- und Eierschalen, ins Gebüsch gepfeffert, geben erst ein richtig buntes Bild.

Dann führt der Weg am neuen Brunnen vorbei. Warum nicht einen Schluck? Doch damit nicht genug. Befriedigung schafft das manchen erst, wenn sie mit ihren mehr oder weniger sauberen Fingern eine Weile auf die Düse drücken können; ist gar ein Stückchen Zeitung noch zur Hand, dann — so furchtbar spaßig! — hinein damit ins Rohr, wenn's auch schwer fällt. Mögen die nächsten sehen, woher sie Wasser kriegen. Ach, wie das den Zoodirektor freut!

Mitunter wirkt sich eine Grünanlage sogar störend aus, z. B. jene Rasen-ecke. Die schneidet man schon besser ab und läuft darüber; wozu die viele Zeit aufwenden und den Weg benutzen? Bis der Gartenleitung nichts weiter übrig bleibt, als dort wieder eine eiserne Ecke einzusetzen, die eigentlich für die Schrottsammlung bestimmt war. — Viel zweck-mäßiger sind dagegen Anpflanzungen von Narzissen, Tulpen, Magnolien- und Fliederbüschen. Da kann man zur guten Stunde ein Sträußchen mit nach Hause nehmen; das lohnt sich wenigstens. Und die Nachkommenden samt dem Direktor mögen ihr Vergnügen an den abgeschlachteten Sträuchern und den zerschlissenen Stümpfen haben. — Viel Freude haben die Gartenfrauen an manchem Kettenraucher. Wenn die gute alte Paff nicht gleich Feuer fängt, kann eine halbe Schachtel Streichhölzer dran glauben müssen, und die abgebrannten Hölzchen finden sich alle unter der Bank zusammen, mag auch der Papierkorb unmittelbar daneben stehen.

Klein-Bubi hat sich indessen eine Zuckerstange gewünscht. Die Perga-menthülle läßt man am einfachsten gleich in den Elefantengraben trudeln; los ist man sie. Gar nicht lange, und der Beckenabfluß ist ver-stopft. Soll der Wärter am Sonntagnachmittag nur sehen, wie er der Überschwemmung Herr wird. — Ist der süße Kolben abgelutscht, kann wird der Holzstiel auf den Ameisenhaufen oder in die Freianlage für

einheimische Lurche und Kriechtiere geschossen. An der kann man sowieso nicht gut vorbeigehen, ohne wenigstens das Fähnchen vom Kinderfest hineinzuworfen. Da eine Schlange ohnehin ein Wesen ohne Lebensrecht ist, mag man ruhig noch einen Stein hinterherschicken. So zeigt man gleich, daß man zielen kann und tut auch noch ein gutes Werk. Immer noch besser, als wenn man das Papier vom Strauß auf-schnappen läßt.

Die Hecken sind natürlich zum Füttern angelegt. Die armen Tiere kriegen ja viel zu wenig. Immer stehen sie am Gitter und betteln einen an. Dafür sind die neu vor der Bühne aufgestellten Zimmerlinden eben gut genug. Und wenn der Direktor am nächsten Morgen seinen Rundgang macht, findet er die Hecken verschandelt und Zicklein und Schäfchen überfüttert vor, mit dicken Bäuchen, halbtot im Stall. Geht's gut, dann kommen die kranken Tierkinder nach schweren Tagen wieder auf die Beinchen; und geht es anders? Ja, das ist es, was dann den Zoodirektor wieder ganz besonders freut.

Der weiß natürlich: Es sind nur wenige, die vergessen, wieviel Arbeitskraft bei Handwerkern, Gärtnern und Gartenfrauen gespart und für bessere Dinge eingesetzt werden könnte, wenn diese nicht so oft für die Unbedachtsamkeit unerzogener Leute verwendet werden müßte. Was würde — wenn die guten Elemente zur tätigen Mithilfe immer den Mut fänden — an Geld und nicht wieder zu beschaffenden Werten wie Pflanzen und Tieren im Zoo alsdann erhalten bleiben!





Der Tulpendieb

Das bleibt ein dunkler Punkt in der Geschichte unseres Gartens; und der Leipziger Zoo ist ein Garten. Seine Gärtner geben sich alle Mühe, die Häuser und Gehege mit Blumen und anderer Pflanzenzier zu umrahmen. Anfang Mai, also kurz vor Pfingsten, wurden dieses Jahr mächtige tönernerne Vasen mit Büschen knospender Tulpen herangeschleppt, so auf die Rasenflächen vorm Aquarium, wo die breite Straße vom Konzertplatz ins Rosental verläuft. Bis zum Springen standen die blaugrünen, krautigen Blätter und Stengel prall im Saft; und zum Fest, da sollten tausend rote Köpfe wie purpurne Flammen den Tausenden von Besuchern entgegenleuchten und -lachen.

Acht Tage vorher kommt morgens der Obergärtner zu mir, mit hängendem Kopf, und meldet mit fast weinerlicher Stimme, es habe jemand die Tulpen von den Vasen vorm Aquarium gepflückt, dieselben, die zu Pfingsten in Pracht stehen sollten; nun sei die Schönheit hin!

Verfl . . . Schweinerei! Sofortige Haussuchung! und wehe, bei wem sich die Blütensträuße finden. Vor Jahren hatten uns ja schon einmal junge Burschen und Mädchen mit Narzissen solch einen Streich gespielt. War's auch nicht böse gemeint — der Schaden war doch groß genug. Welche Arbeit, welche Kosten — alles nutzlos vertan! Im Gegenteil — statt der Farbenherrlichkeit ein Schandfleck. Büschelweise gakten bloße Stengelenden in die Luft. Solch eine Rücksichtslosigkeit! Damals war's mit einem strammen Verweis und einer herzhaften Belehrung hingegangen. Aber diesmal!

Erbost baute ich mir in Gedanken eine furchtbare Strafe zusammen, die wie ein Gewitter einschlagen mußte. Ich guckte schon niemand mehr

recht ins Gesicht, und die schief Angesehenen blickten mich — wahrscheinlich mit ihrem bösen Gewissen — noch schief an. Inzwischen kommt der Obergärtner zurück: In den Wärterstuben seien keine Tulpen aufzufinden.

So, also heimlich um die Ecke gebracht! Jetzt sollten die Bomben platzen! Kurz bevor das geschieht, tritt unser Aquariumsvorsteher an meine Seite und flüstert mir zu: „Ich habe den Tulpendieb!“

„Was?“ — Er lächelt.

„Na?“

Und dann kommt's: „Der Rehbock; einwandfrei!“

Donnerwetter! An den hatte ich nicht gedacht. Wenn man sich die geköpften Stengel ruhig betrachtete, dann fiel allerdings auf, daß nur die Knospen fehlten. Wer sollte sie denn ohne Stiele pflücken? Außerdem waren die Stümpfe nicht abgeschliffen, nicht gebrochen — nein, wie von zwei Seiten her abgeschnitten, sagen wir's gleich: Sie waren abgebissen. blieb immer noch eine Missetat unartiger Kinder möglich. Aber dagegen sprach der Umstand, daß die Tonkübel vom Dammweg, also vom Rosental her, in zunehmendem Maße gestraft worden waren. Die an der Parthenbrücke stehenden sechs Tulpenbüsche von je einem halben Meter Breite waren all ihrer Knospen beraubt; die nächstfolgenden etwas weniger, und die am Aquariumsvorplatz aufgestellten Krüge waren überhaupt unversehrt. Der Strauchdieb hatte sich demnach in der Nähe des Gebüsches am sichersten gefühlt; die freie, einsichtige, vielbegangene Sandfläche, die auch der Nachtwächter mit seinem Hund überquert, mochte ihm unheimlich gewesen sein. Und sieh, in der nächsten Nacht war der Spitzbube schon wieder frecher geworden, hatte sich weiter vorgewagt und sich sogar an den schwellenden Tulpenknospen — nicht an den schon aufgebrochenen Blüten! — im vorderen Park vergangen.

Um ganz sicher zu gehen, rufe ich bei Bekannten an, die auch Rehe in ihrem Garten halten. Sie bestätigen lachend den Verdacht. Die knackenden, schnurpsenden Knospen mögen dem Schlingel wie Kapern geschmeckt haben; Apfel- und Birnenblüten schont er ja ebensowenig.

Auf Grund dieser Indizien ward das Urteil gefällt: Der Bock muß eingefangen werden. Derselbe Bock, der uns vor zwei Jahren zugehauert war. Damals wechselte er in aller Herrgottsfrühe durch die



Zookasse — ohne Eintritt zu bezahlen! — und war eben auf einmal da. Wir duldeten ihn, zumal wir erfuhren, daß er wahrscheinlich in Eutritzsch aufgezogen und später in der Dübener Heide, jenseits der Mulde, ausgesetzt worden war. Mutterseelenallein hatte er sich von dorthier wieder heimgefunden und seinen Wohnsitz in unseren Garten verlegt.

Der Kerl machte uns Freude: besuchte hier eine blinde Ricke, richtete sich neben deren Kemenate ein Nachtlager ein, ernährte sich im vergangenen Winter „eigenhändig“ von den im Freien ausgebreiteten Futterkastanien und hatte nun stattlich aufgesetzt. In den waldigen Beständen unseres Gartens spielte er wieder den wilden Mann, flüchtete aus einem Dickicht ins andere und tat sich dort nieder. Schon im vorigen Jahr hatte er den Unwillen unserer Gärtnerschaft erregt, als er seine Stangen an einer frisch gepflanzten Magnolie fegte und dabei die vollen Knospen abbrach; jammervoll genug. Aber ich hielt die Hände über den Tunichtgut. Jetzt war's freilich aus, endgültig. Ich ordnete an, daß er gefangen ward.

Der Plan ging dahin: In seinem Lieblingsrevier — dem Vogelschutzhain hinter der Bärenburg — sollte er aufgestöbert und auf den Dammweg gedrängt werden. Der sollte hinter dem Känguruhgehege von einer Mannschaft in dichter Reihe abgesperrt werden, so daß der Bock über die Mauer in den 2 Meter tiefer liegenden, sandigen Auslauf der Beuteltiere springen mußte, wie er das von sich aus schon mehrfach getan.

An die dreißig Mann wurden aufgeboten. Er wird auch aufgespürt, angetrieben, geht den gewünschten Weg, trifft auf die Männerkette — ein Satz: Wie ein Geschoß fliegt er über die hochgereckten Hände und läßt nur lange Gesichter zurück. Aber wozu hat man noch junge Beine? Ihm nach, auf die Gegenseite, in Richtung Tierkindergarten. Dort konnte er nur in einem bestimmten Winkel stecken. Vorsichtig geht man zu Werke, damit er nicht wieder durchbricht. Wortlos pirschen sich die Häscher heran, um ihn vollends in die Ecke zu drücken. Sachte, sachte! Die letzten Büsche werden geteilt. Nun kann man durchs offene Gesträuch gucken: Und nichts steht vor der wackeren Fängerschar als die nackten Zaunslatten! Wie ein Gespenst war der Gesuchte verschwunden. Schon unterwegs hatte er den Kurs geändert, war über den Kinderspielplatz bis an die Parthe geflitzt und hatte sich davongeschlichen. Dieweil ihn die dreißig Strategen einzukreisen suchten, hatte er sich bereits wieder auf sein altes Lager im Gehölz hinter der Bärenburg hingestreckt. — Ein letzter Fangversuch. Erfolg: wie vorher. Die Ausdrücke, die da

fielen, mag jeder in einem Wörterbuch für urwüchsiges Volkstum nachschlagen. Da kriegten selbst die Gärtner die hoffnungslose Hetze satt. Schimpfend behaupteten sie, sie hätten noch Wichtigeres zu tun, als solch einen dämlichen Rehbock von einem Platz auf den anderen zu jagen.

Und unser Böckchen, der Tulpendieb — tut heute noch, was es will.



Bluthochzeit

Wenn im Zoologischen Garten zwei verschiedengeschlechtige Raubtiere erstmalig zueinander gelassen werden sollen, in der Erwartung, sie möchten sich als Paar zusammenfinden, dann müssen sie sich Tage, vielleicht sogar Wochen vorher gesehen haben; das ist eine alte tiergärtnerische Erfahrung. Dazu wird ein Gitter zwischen sie gesetzt, so engstäbig, daß jene mit den Tatzen nicht durchlangen können; sonst läuft man Gefahr, sie beißen sich die Pfoten oder Schwänze weg. Günstig für den Ausgang der Veranstaltung ist es, wenn das Weibchen schon „heiß“, also in Brunst ist. Das wirkt auf den Geruchssinn des Partners, dämpft die Raubtiergelüste des zudringlichen Herrn und stellt ihn auf den besonderen Sinn der Begegnung ein.

So stand's eben wieder mit zwei Leoparden. Bei diesen mordlustigen, ungeselligen Räubern muß man sich besonders vorsehen. Drei Weibchen hat vor Jahrzehnten ein hiesiges Männchen umgebracht, ein echter Ritter Blaubart. Auch der gegenwärtige Mann — noch jung, knapp sechs Jahr alt — hat einmal solche Anwandlungen gehabt und einer alten Artgenossin aus Indien den Garaus gemacht. Aber später hat er sich bewährt und mehrmals mit zwei jüngeren, allerdings energischen Damen, die nie vergaßen, wozu ihnen die Zähne im Mund und die spitzen Haken an den Füßen stehen, niedliche Kinder gezeugt. Eins von diesen war heran-gewachsen und reif geworden. Der erste Rausch kam über das junge Leopardenweib. Sie und ihr zukünftiger Gemahl durften sich sehen — freilich nicht mehr. Bis die Bekanntschaft hinreichend innig geworden zu sein schien.

So ward Tag und Stunde des ersten Zusammentreffens festgesetzt. Was nach menschlicher Voraussicht geschehen konnte, um Unheil zu verhüten, geschah. Alles, Fangbretter, eiserne „Krücken“, Stangen, Peit-

schen sind zur Stelle, der Schlauch ist an die starke Wasserleitung geschraubt und unter Druck gesetzt; das Paar, das Hochzeit halten soll, wird in zwei enge Kammern mit noch verschlossenem Durchgang geführt, so daß wir im Notfall gut dazwischenfahren können. Drei erfahrene Wärter sind dabei; um Störungen abzuhalten, ward das Haus vorher geschlossen. Vorsichtshalber wird nochmals ein Gitter eingesetzt. Die junge Schöne drückt sich heran, schmiegend, und der Mann zeigt sich nicht angriffslustig. Er fährt mit einer Hand durch den Spalt von Schieberkante und Gitterfeld; aber das sieht eher aus, als wolle er den Einsatz beiseiteziehen und zu ihr. Immerhin, wir kennen ihn als schlechten Kerl, der nur das Würgen läßt, wenn ihm der Gegenspieler mit Rachen und Pranken kräftig Bescheid gibt. Noch einmal prüfen wir die Vorbereitungen, sehen uns und den Bräutigam fragend an, öffnen, klopfenden Herzens, die Zwischentür. Natürlich langsam, ganz langsam. Er schreitet auf sie zu; sie liegt halb auf der Seite und läßt ihn kommen. Er aber macht Miene, sie anzugreifen. Wir schreien ihn und das unachtsame Weibchen an. Er stutzt, hat Angst vor uns. Den Augenblick benutzt die Verschüchterte und reißt aus — das Dummste, was sie machen kann —, schlüpft durch das Türchen, er hinterdrein, erwischt sie im Nebenkäfig, vertritt ihr den Rückweg und faßt sie, während sie in der hinteren Ecke aufwärts springen will, im Nacken. Die Gepackte überschlägt sich, wie das Leoparden gern im Kampfe tun, und wirft sich auf den Rücken; doch dabei kriegt er sie an der Gurgel. Mit allen Mitteln greifen wir zu, suchen die Zwei auseinanderzureißen, mit Brettern und Krücken. Der Wasserstrahl trifft den Wüterich mitten in den Rachen. Nichts hilft. Die Großkatzen liegen ineinander verbissen quer am Boden. Endlich läßt der Mordbube los. Sofort wird er weggetrieben und abgesperrt. Das junge, noch eben sich hingebende, vertrauensselige Weib richtet sich mühsam auf. Blut quillt aus ihrem Hals und fließt als roter Lauf träge die Bretter vor zur Rinne. Dann fängt sie an zu wanken und sinkt um. Wir drücken



sie in den Nebenkäfig. Das Schweißen läßt nach; dafür dringt blasiger Schaum aus der Wunde. Wahrscheinlich haben die Zahndolche die Luft-
röhre getroffen. Von neuem hebt sich die Überfallene taumelnd vorn an,
bricht aber in der linken Pranke wieder zusammen. Gerinnendes Blut ver-
setzt ihr die Nase. Sie verdreht die Augen, wie sterbend. Die Nickhäute
ziehen sich vor die Lichter. Grausig! Als wir ihr helfen wollen, faucht
sie uns an.

Entmutigt stehen wir davor. Keiner sagt ein Wort. Schweigend ziehen
wir die Todwunde in einen Kasten und bringen sie an einen ungestörten
Platz. Hier hebt sie matt den Kopf, und in uns erwacht wieder Hoffnung.
Wir geben ihr Milch und Wasser; sie nimmt es. Fressen tut sie natürlich
nicht. Das dauert noch Tage, viele Tage, bange Tage voller Sorgen. All-
mählich, wenn auch mit Rückschlägen, geht es aber wieder aufwärts mit
ihr — der die Liebe so übel heimgezahlt worden war.

Der die Bluttat verübte, ward unmittelbar darauf mit einer anderen
Leopardin zusammengelassen, freilich einer, die sich zu wehren wußte
und den Burschen schon länger kannte; das ging ohne jeden Zwischen-
fall. Ganz sicher hat jener die Neue als „fremd“ empfunden und sie als
Eindringling in sein Gebiet behandelt. Daß es eine Räuberbraut war, die
ihm begegnete, hat er vielleicht noch gar nicht erkannt gehabt.

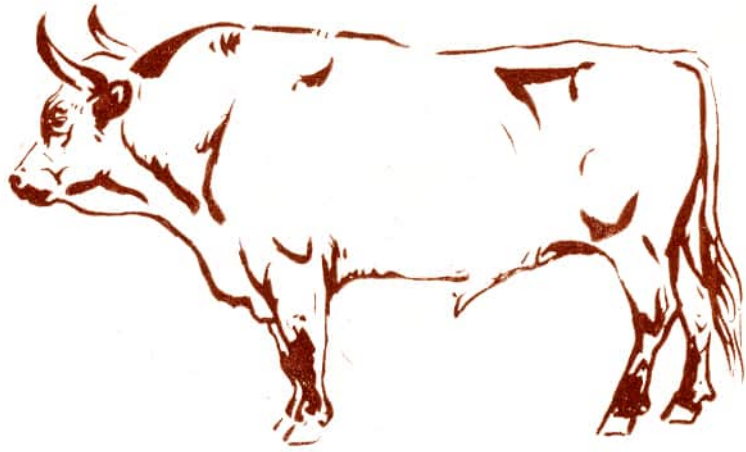
Nur einmal hat sich hier ein vierjähriger Löwe ähnlich unritterlich be-
nommen wie jener Leopard. Ihm war Bussy, eine der besten Löwinnen,
die je im Leipziger Garten lebten, zugeführt worden. Plötzlich, nachdem
sie sich ihm ergeben, muß sich seiner ein Rausch bemächtigt haben. Er
fällt die Löwin an, verletzt sie schwer, daß ihr Hals stark anschwillt, und
trägt die Wehrlose — die überdies seine Mutter war — im Maul frei fort,
wobei nur ihre Hinterbeine nachschleifen. Die schlimm Zugerichtete ist
hernach ans Gitter herangekommen und hat sich ruhig verbinden lassen.
Glücklicherweise hat sich dies treue Tier von seinen Wunden erholt und
noch zweimal Junge gehabt; übrigens eine Mutter, die in ihrem reich-
lich 13jährigen Leben 46 mollige Kleine aufgezogen und nicht ein einziges
davon verloren hat. Im Tode trug sie noch sechs Löwenkinderchen im
Leib. Als sie starb, sind Vater Pinkert die hellen Tränen übers Gesicht
gelaufen.

Der Saboteur

Im hinteren Gartenteil des Leipziger Zoos lagen die Rindergehege zu tief im Auenland; sie wurden deshalb leicht recht schlammig. Um die Tiere trocken zu stellen, wollten wir die Gehege auffüllen. Das ging freilich nur, wenn das Büffel-Blockhaus mit gehoben ward. Deshalb wurde es sockelartig untermauert; sollte es wenigstens. Dadurch kamen ja auch die Türschwelle höher zu liegen.

Die Maurer beginnen ihr Werk in Sand und Zement, und zwar im Gehege der Parkrinder. Die erste Schwelle steht. Für die Nacht decken sie die fürsorglich ab. Am nächsten Morgen ist das ganze Mauerwerk samt den Ecken weg, völlig zerstört. Ein Bubenstreich! Was hilft's? Die braven Handwerker greifen wiederum zur Kelle und setzen Stein auf Stein, zuweilen unter Worten, die sie bestimmt in keiner Sonntagspredigt hörten. Sie sichern nachmittags den Bau sehr sorgfältig mit Balken und mit Brettern, daß er nun nicht mehr wegzuschieben war. So dachten sie. — Früh ist er abermals verwüstet. Also ein Saboteur, der nachts den Aufbau zu verhindern sucht! Gerade in den schwierig auszusetzenden Ecken waren die Ziegel herausgestoßen. Als freilich die Gemüter ruhiger wurden, stellte man fest, daß jeweils auch der Türhaspen ganz lose und noch dazu verbogen war. Wie sollte der Volksfeind darauf kommen?

Ein drittes Mal fangen die Leute an zu werken. Nach Feierabend ziehen sie sich zurück. Und sieh! Da naht der Parkrindbulle, der bei Tage abgesperrt war, wütend, wie so Bullen sind, und stößt sein Gehörn in die frisch gesetzte Schwelle, in die Ecken, in die Tür. Die Buddelei in seinem Heim war ihm ein Greuel; es ging ihm wider den Strich, seine alte Wohnstatt so verunstaltet zu sehen. Also weg damit! Mit vorgedrehten Augen und hörbar schnaufend ging's auf die Barrikaden.



Jetzt wußte man Bescheid. Über die Gesichter der verärgerten Maurer zog ein stilles Lächeln. Im Verein mit dem zuständigen Wärter fand man bald Mittel und Wege, die destruktiven, dem Aufbau abträglichen Tendenzen des Herrn „Büffel“ abzuwehren.
Und die Mauer steht.

Bambi

Am 20. Dezember 1954 früh war große Aufregung im Affenhaus des Leipziger Zoologischen Gartens. Ein rotbraunes Pavianweib hatte ein Kind bekommen. Wir hatten es noch nicht erwartet. Nun war's eben da. Wie's die umwohnende Meute „spitz“ gekriegt hatte, geruchlich oder anders — der Teufel soll es wissen. Sie nahm irgendwie teil an dem Ereignis, wiewohl sie's im Grunde gar nichts anging. Noch heute soll unter den Eingeborenen Afrikas die Trommelsprache zuweilen sicherer arbeiten als der Telegraph des Weißen Mannes.

Das Neugeborene klebte der Mutter am Leib, mit den rosa Händen und Füßen in deren Fell verkrallt. Dies Anklammern gehört zu den frühesten Triebregungen der Affen; es ist wohl beim menschlichen Säugling noch nachweisbar, wenn man ihm einen Finger quer ins Händchen legt und er es zusammenkrampft, daß man ihn ausheben kann. Nur hat's das Affenkind viel leichter; die Mama trägt eine dicht behaarte Decke, worin man sich gut vergrapschen kann. Zweitens aber vermag ein Affenbaby sich gleich mit vier Gliedmaßen festzuhalten; auch seine Füße können greifen. Das sind kleine Latschen, geeignet für eine etwas überdimensionierte Filzschuhnummer. Affen sind zwar nicht, wie es in alten Büchern stand, „vierhändig“; aber die Zehen wirken ganz wie Finger, und die größte davon — darauf kommt's an — kann seitlich abgestellt werden wie ein Daumen. So hängt das Junge am Unterleib der hockenden Alten, das schmale Köpfchen ab und an hinauf zu deren Antlitz richtend; über ihm hängen die langen rötlichen Milchquellen, die zu sprechen scheinen: „Bitte, bediene dich“. Und der kleine Ankömmling läßt sich's nicht lange heißen. Notfalls hilft Mutti ein wenig nach, wie sie überhaupt gern eine Hand um das Fröschchen legt, das da in ihren Weichen klemmt, sein blaugraues Bäuchel an ihr wärmend. Beim Klettern frei-

lich, wo sie ihre Hände braucht, muß es auch ohne diesen Rückhalt gehen.

Deutlich hebt sich das kleine Wesen von seinem Untergrunde ab. Sein Fellchen ist schwarzbraun. Das rötliche Gesicht mit dem langen, etwas kantigen Himmelfahrtsnäschen — Paviane hat man ja auch „Hundsköpfe“ genannt — ist faltig, als sei die Haut auf Zuwachs vorgearbeitet. Das gleichfalls fleischfarbene, reichlich große Ohr ist oben zugespitzt, ein richtiges Tütenohr; ein Eckchen davon dürfte sich noch in die Ohrmuschel manches Menschen verloren haben. Die flache, über den braunen Knopfügelchen hinfliehende Stirn deckt ein Plüschkopf, wie ihn zuweilen, mühsam zurückgebürstet, gewisse Schulbuben tragen. Das Körperchen endet in einem schon nach Pavianweise getragenen Hakenschwanz. Und darunter breitet sich — als Schlußlicht — eine handtellergroße, nackte Sitzfläche aus, wie ein sauber eingesetzter, auf Glanz gebrachter, rosenroter Lederhosenboden. Der leuchtet aus dem rotbraunen Kostüm der Mutter, die aus Westafrika gekommen sein muß.

Daneben saß der Vater, nicht selten mit gesenktem Kopf, und starrte auf das Wunder, das hier geschehen, wie's aussah: andächtig, vielleicht auch doof, wie sich eben Männer bei solchen Gelegenheiten aufzuführen vermögen; er im grünen Anzug, wohl der Anubisgruppe aus dem afrikanischen Osten angehörend. Aber Ost und West, man sieht's — die Liebe hatte alles überwunden.

Nun wuchs das Kind heran, umsorgt von der sprichwörtlich gewordenen Affenliebe, die allerdings bloß bis zum Futter reicht. Ging der kleine Kriwatsch auf erste Entdeckungsfahrten im Aktionsradius von etwa einem halben Meter und drohte abzustürzen, schon hatte ihn die Mutti beim Henkel und hielt ihn fest. Bald kam die Zeit, wo ihn die Alte auf den Rücken nimmt und den kleinen Reiter durch alle Fährnisse trägt — da geschah Furchtbares. Sie überkam ein schweres Darmleiden, wurde operiert — und blieb in der Narkose weg; ihr Mutterherz überstand den Eingriff nicht. Was nun mit dem Sprößling? Eine andere Mutter, die die Pflichten der Aufzucht übernommen hätte, war noch nicht da. Der Säugling aber brauchte Wärme, brauchte Milch und brauchte vor allem Gesellschaft. Unser früherer Affenwärter Paul Teichert hat ja einmal das verwaiste Pavianmädchen Rosa in seiner Mütze aufgezogen, und seine Frau hatte ihm ein Wämschen angestrickt. So entschloß man sich, das Äffchen in den Wärtergang unseres Kriechtiergehauses zu bringen,

gemeinsam betreut von den Pflegern Rudolf Wirl und Günter Fahnert. Da saß es in einem Kasten, ein Bübchen; das verleugnet es keineswegs. Gewiß, ein jeder, der vorüberging, sagte ihm ein gutes Wort und steckte ihm etwas zu; und dennoch blieb es todunglücklich. Verzweifelt zerrte es an seinen Fingern und jammerte. Es war ganz offenkundig: Die Mutter fehlte ihm.

Wir dachten schon daran, ihm ein Fell mit eingehüllter Wärmflasche anzubieten. Da kam uns der Einfall: Wie wär's mit einem Kaninchen? Gedacht, getan. Und sieh: Das Paviänchen schloß sich dem Nager an, ja suchte ihn zu besteigen wie seine Mutter, besonders wenn's „gefährlich“ ward. Der Mumpelfried war warm, weich, fellig, bewegte sich und erfüllte damit das gewünschte „Soll“; freilich: Nicht ein jedes tat es. Das eine war zu groß und biß, ein anderes schlug, wenn ihm der zudringliche Hanswurst zu sehr auf den Wecker fiel. Eins hatte Bambi — so ward dies „Pfengstück“ von Pavian fortan geheißsen — besonders in sein Herz geschlossen. Es ist schmutzig gescheckt; als ob auch für ihn in übertragenem Sinne gelte, was manchen Amerikanerinnen nachgeredet wird: Wer einmal schwarz geliebt, liebt immer wieder schwarz. Bambi fing nun an, mit dem „Kumpan“ zu spielen. Er jagte ihn im Kreis, umärmelte ihn von der Seite her, ließ sich von seinem muffligen Gefährten „lausen“. Zum Bemauken, wenn sie sich gegenseitig ein Apfelstück aus dem Mund wegfressen und Bambi es in seine Backentäschchen pamst, oder wenn sie sich balgen, zuweilen noch im Zeitlupentempo! Frech guckt Bambi mit seinem kleinen Spitzbubengesicht in die Welt. Putzt sich der „falsche Mümmelmann“ am Hinterteil und hat dabei den ganzen Fuß hoch in die Luft geschoben, kommt sicher Bambi an und beißt in diesen komischen Besen. Wird er müde, dann wischt er sich die Äuglein mit den Handgelenken, kratzt sich mit einem Fuß, steckt — schon halb schlaftrunken — ein Däumchen in den Mund, räkelt sich, umhalst seinen „Kumpel“, und man kann darauf warten, wie's ihn daneben hindreht. Das größte Unglück, das ihm widerfahren kann, trifft ihn, wenn wir ihm sein Kaninchen nehmen wollen. Dann zetert er kreischend und schimpft wütend wie ein Zahnbrecher, und es steht zu fürchten, daß er sich das Köpfchen einrennt. Andererseits müssen wir das Karnickel — seinen Mutterersatz — ab und zu wieder auswechseln; denn wenn er Milch getrunken hat, besabbert er es, wischt sein Mäulchen und seine Dreckpfötchen auf dem Haar ab. Das muß demnach ab und an entkleistert werden. So hat sein Pfleger eine Art Dienstplan unter einigen ausge-



wählten Kaninchen eingerichtet; jedes hat eine Weile „Schicht“. Das Ganze zeigt überaus eindringlich, wie das Äffchen das Kaninchen — die neueren Tierpsychologen würden vielleicht sagen — zur Mutter umgeprägt hat und auf dieses seine instinktive Mitgift überträgt.

Dann hatten wir den kleinen Hamprich umquartiert samt seinem „Reitpferd“, das er sofort besteigt, wenn ihm etwas nicht geheuer vorkommt, und ins Kriechtierhaus versetzt. Dort konnte man ihn besuchen und beobachten, daß ihm —

ein Erbteil seines Vaters — schon grüne Haare aus der „Jacke“ sproßten. Natürlich ward davor sehr lebhaft diskutiert, wieweit die Verwandtschaft zwischen diesen sozial hoch organisierten Tieren und dem Menschen reicht. Und ich mußte dabei an den Jungen denken, der, Weisheit beladen, aus der Schule nach Hause kommt und seinem Vater sagt: „Du, Vater, unser Lehrer hat gesagt, wir Menschen stammen vom Affen ab“. Und der Alte, wenig erbaut darob, darauf erwiderte: „Du verleich“.

Der Tiger im Leipziger Hauptbahnhof

Es ist noch vor 8 Uhr morgens. Eben will ich aus dem Haus gehen. Da schrillt der Fernsprecher. „Der Hauptbahnhof läßt sagen, es sei ein Tiger auf der Durchreise angekommen, sei aber sehr unruhig. Er tobe in seinem Kasten, habe das untere Schieberbrett abgebrochen und greife mit den Pranken heraus.“

Tiger liegen meist still in der Sänfte. Vielleicht ist das Tier durstig. Ich veranlasse einen Raubtierwärter, mit einem Tränktiegel hinzugehen und nachzusehen. Aber noch ist der Mann nicht durchs Gartentor, da kommt schon ein weiterer Anruf, diesmal dringlicher: Wir möchten sofort kommen, der Tiger breche bereits die Gitterstangen ab!

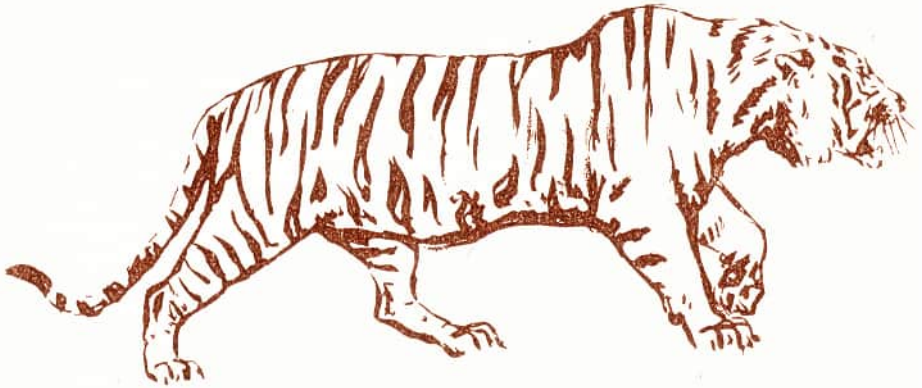
Das gibt ein anderes Bild: Sofort ein leichtes Gefährt mit einem Umsatzkasten und einigen Leuten auf die Beine bringen! Tau, Brett und ein Stück Fleisch dazu! In wenigen Minuten rollen wir los: eine elektrisch geladene „Eidechse“ mit Versandkasten, Zubehör und zwei erfahrene Wärter. Wir kommen zur „Expreßgut-Ausgabe“. Diesmal brauchen wir am Schalter nicht zu warten. Weit werden uns die Pforten aufgetan, so daß unsere kleine Kutsche gleich mit Bemannung durchfahren kann. Nun laß' ich mich an die verdächtige Stelle führen.

Ein großer Kasten ruht hart an einen Pfeiler geschoben. Drinnen rumort es, knackt und prasselt zuweilen, als würde ein Stück Holz zersplittert. Ich will sehen, was los ist, lasse die Kiste von der Mauer wegschieben und zücke meine Taschenlampe. Da stehen, kaum 30 Zentimeter vor mir, zwei Lichter: der Tiger. Seine Augen leuchten mich gar nicht etwa böse an. Aber so, als sei er im Begriffe, vollends auszusteigen. Und das konnte er. Er hatte kein eisernes Gitter mehr vor sich! Alles, was uns voneinander trennte, war ein lächerlich dünner Gefügelmaschendraht, der natürlich weniger gegen das Tier, als gegen neugierige Menschen angebracht worden

war; und selbst in dieses Maschenwerk hatte der ungemütliche Reisende zwei kopfgroße Löcher gerissen. Was ihn sonst noch am Platzwechsel hindern konnte, war ein Stück Segeltuch, das von unten her auf zwei Drittel Schieberhöhe vorgespannt war, um die Zugluft abzuhalten. Seltsam! Dies Blendwerk hat genügt, das starke Tier in sein Gehäuse zu bannen; für seine Pranken ein Spinngewebe, für sein Auge jedoch ein unüberwindliches Hemmnis. Dort hört eben der Durchguck auf. Im inneren Betrieb eines Zoologischen Gartens wird ja tagtäglich das Tier auf diese Weise überrumpelt; genau, wie der Bericht von dem Professor, der den Tiger mit dem plötzlich aufgespannten Regenschirm in die Flucht treibt, durchaus Wirklichkeit gewesen sein könnte.

Doch weg jetzt mit diesen Spintisierereien! Zurück mit dem Gittersieb, an die Wand! Und dagegen gestemmt! Es waren ja genug Leute da. Zwanzig, vielleicht dreißig hatten sich in verständlicher Neugier zusammengefunden: Wie werden sich die Zooleute mit diesem Nüßchen abfinden? Spaß machte es ihnen, dabei zu sein und mitzuhelfen.

Der Tiger mußte schnellstens raus aus seiner Bude. Also: Herunter mit



unserem Kasten vom Wagen, ran damit an den Schieber der schadhafte Kiste. Das ging aber nicht, wie wir wollten! Denn der Kasten hatte vorstehende Handhaben, die ganz gut sind, wenn sie unterwegs im Wagen einen gewissen Abstand von der Umgebung sichern, so daß der Beförderte nicht erstickt. Hier aber waren sie hinderlich. Darum, Werkstättenzimmermann: Schaff' Bretter heran, daß zwischen den zwei

Kästen nicht zu große Lücken werden, durch die sich der Gestreifte zwängen kann.

Gut hat er das gemacht! Noch etwas Streu ins neue Heim. Soweit ist alles vorbereitet. Jetzt die zwei „Hütten“ mit aller Kraft aneinander gedrückt, noch ein Tau zur Sicherung darum und mit Draht die Tragen beider Kästen verreiteln. Fertig! Schieber hoch! Ein beherzter Wärter steht auf dem Kastendach, hat die Verschlüsse gelöst, und rasselnd zieht er zwei Schieber herauf. Wir brauchen gar nicht lange zu stupsen — gemächlich schreitet der Tiger dahin, wohin er soll; hinweg aus seiner Koje, worin es ihm anscheinend selbst nicht mehr gefiel. „Runter!“ Und wie der Vorhang vor ein Zwischenspiel saust der Schieber nieder, natürlich nicht bis auf die Schiene; denn der Schwanz darf seine schwarze Spitze nicht verlieren. Verschrauben! Abbauen! Damit war der Gestreifte wieder reisefertig.

Der Herr Inspektor erscheint mit dem Frachtbrief und will unsere Auslagen vom Empfänger erheben. Bewahre! Freundschaftsdienst am Schwesternbetrieb! Jeden Tag kann uns etwas Ähnliches widerfahren. Dann tut ein anderer dasselbe für uns. Im übrigen hat es allen Spaß gemacht!

Wie konnte so was überhaupt passieren? Der nicht mehr bewohnte Holzbau verriet es; schlimm genug sah's darin aus. War's aus Spielerei, aus einem Unbehagen über die Trennung von den Artgenossen oder einer triebhaften Regung: Der Tiger hatte seine Krallen und später wohl die Zähne bis zum Bluten ins weiche Holz gepreßt. Bei dem Block, der noch mit einer Schiene gesichert war und in dem die starken Eisenstäbe standen, ist vielleicht einer dieser Stäbe wacklig geworden, und nun dürfte das Verfahren erst richtig reizvoll geworden sein: Stab um Stab ist gesunken oder rausgeflogen — die Pranken haben vielleicht nachgeholfen, und mit einem Male ist der ganze Klotz mitsamt dem restlichen Gitterwerk gefallen. Glücklicherweise war das im Leipziger Hauptbahnhof, wo umgeladen werden sollte, aufgefallen; und so fand die Reiselaune des Dschungelherrschers ihr glückhaftes Ende.

Mit Walnüssen bei Tieren

Das Weihnachtsgeschäft war einmal nicht überall reißend. Vier Zentner welsche, nein, rumänische Nüsse sind in einem Laden übriggeblieben. Wer soll sie nun essen? Vielleicht die Bewohner des Zoos. In dessen Futterliste stehen wohl Zirbel-, Hasel- und Kamerunnüsse, aber keine welschen. Das Angebot jedoch ist günstig. Heißt es: Probieren, wie sich die Herrschaften dazu verhalten. Um Himmels willen aber nicht mit allen! Ja keinen Versuch mit „Schlingern“, die ihre Nahrung unzerkaut verschlucken. Das gäbe einen entsetzlichen Tod. Wie oft schon wurden Gummibälle und ähnliche Gegenstände im Magen vorzeitig verendeter Tiere gefunden, wo der Fremdkörper das Verdauungstor verriegelt hatte! Der Wolf, dem statt der sieben Geißlein Wackersteine eingenäht worden waren, mag einen Vorgeschmack solcher Qualen erlebt haben. Mit anderen Worten: Wir dürfen zu dem Versuch nur solche Tiere wählen, für die eine Nuß „ein Problem“ ist, etwas Knackbares; Tiere, für welche die Freßbarkeit nicht bloß von der Weite des Schlundes abhängt, sondern aus irgendwelchen unerforschten, instinktiven Eingebungen heraus etwas ist, das eindringlicher Behandlung zugänglich ist, einer Beschäftigung, die zu einem guten Ende führen kann. Sprechen wir als verspäteter Knecht Ruprecht zunächst bei den Papageien vor! Ein Molukkenkakadu nimmt uns die erste steinerne Frucht ab; mit angehobenem Oberschnabel. Seine kolbige, schwarze Zunge betastet die gefurchte Oberfläche und ergreift das voll „lächelnder List“ gereichte Geschenk mit der linken „Hinterhand“, die beiden Mittelzehen vor, die zwei äußeren rückwärts gekehrt, im ganzen einwärts gedreht, wie es geübte Kugelstoßer tun. Nun wird der Meißel des Unterschnabels in einer Rille angesetzt. Plötzlich dringt er durch. Stück für Stück bricht von der Schale ab; Stück für Stück fällt nieder, als sei es nicht mehr da —



erledigt — auf einmal bedeutungslos geworden — überhaupt in jeder Weise abgetan. Mit entgegengesetztem Vorzeichen wird der Kern bewertet, bis seine Brocken, zerstoßen und zermalmt, verschluckt sind und damit nicht minder aus dem Felde tierischer Beachtung gleiten.

Alle kleineren „Loras“ schaffen es nicht; entweder entfällt ihnen nach langem Mühen der harte Ball, oder sie geben den Kampf gegen die unerbittliche Hülle auf. Drunten liegt sie. Deren Größe macht es selbst den als Zange, Meißel und Feile arbeitenden Hornhaken unmöglich, erfolgreich anzugreifen.

Wie leicht muß das für Aras sein, diese geborenen Nußknacker, die, schmerzlich-schönen Angedenkens, Ketten zerbeißen und dann wie bunte Indianerpfeile durch die Lüfte ziehen; deren einer hier seiner neuen Wärterin das dicke Fleisch des Unterarms zerbiß! Doch gemacht! Selbst diese „Eisensresser“ haben ihre Not mit solch einem knochenartigen Gebilde. Von einem Ararauna will mir's scheinen, als setze er den breiten Unterschnabel mehrmals an die weichere Verwachungsstelle der Hälften; leider — echt tierisch — nicht beharrlich genug. Er unterbricht den glücklichen Anfang mit schabenden Bewegungen, probiert hernach vergeblich den Einbruch von der zugespitzten Schalenseite her, um wieder zur ersten Methode zurückzukehren. Vor einem Arakanga, der ebenso verfuhr, stand ich, als auf einmal die Verbindung sprang. Ich mußte selbst mit lachen, als im gleichen Augenblick dem Papageienhals ein „Ah!“ entfuhr, wie in Entspannung absinkend. Mit verstärktem Eifer wurde das Werk fortgesetzt. Unterschnabel und Zunge schoben die anhaftende Hülle ab und verzehrten das Innere. Doch kam mir's vor, wie wenn dem Tier gar nicht die Mahlzeit, sondern eher das Zerknacken der Schalenstücke höchster Genuß sei, wie bei einem, der sich in der Analyse nicht genug tun kann. Schalensplitter nahm er in die Schnabelzange und zersprengte sie, als habe er kindliches Vergnügen an dem Zerstörungsspiel. Und mit welcher Geste scheinbarer Voraussicht, mit welchem Anflug von Erfahrung tat er's! Er hob den linken Fuß, der das zweite Teil der erbrochenen Nuß umfaßte, und setzte ganz artig die Be-

rührungsstellen der Hornkiefer auf die Zehenwurzel, so daß ihm das erfaßte Schalenstück nicht unversehens aus dem Munde fallen konnte.

Spaßsache sollte das Nußknacken auch für so große Nager wie für Stachelschweine sein; das ist es aber nicht. Die Schließfrucht widersteht auch ihren Zahnkeilen lange. Vorläufig liegt überhaupt die ganze duckmäuserige Blase in ihrer Ecke, als gehe sie die Welt des Tags nichts an. Ich werfe eine rasselnde Nuß in den Käfig. Nichts ereignet sich. Nun lasse ich sie vor den Kopf eines der Eckenhocker rollen. Diese dem Schlaraffenvolk entlehnte Praxis wirkt endlich. Einer der Spießbürger löst sich aus dem Schläferbund, legt sich auf den Bauch, klemmt den entdeckten Schatz zwischen die „Hände“ und beginnt, mit den unteren Nagezähnen daran zu schräpsen. Dies Geräusch ist der Weckruf für die ganze Meute; das schlägt ein im Hause „Stachelschwein“. Alle werden munter und kommen herzu. Der kampflustige Stachelschweinmann geht zunächst an einer Nuß vorüber; sieht er sie nicht, oder erkennt er sie bloß nicht? Wie die langen, bewegten Tastaare des Gesichtes diesen Nachtieren einen weiten, sinnlich umfaßbaren Bereich auch für beinahe geruchlose, nur tastbare Gegenstände schaffen! Kaum ist damit die Panzerkugel gefunden, so beginnt das Schaben; die Nuß wird gedreht wie eine weiche Frucht. Doch ihre Decke hält selbst

diesem Geraspel stand. Nur dem Männchen gelingt es, die Unterzähne in die Trennungszone der Hälften zu schieben und wie mit einem Brecheisen eine Lücke zu sprengen. Jetzt beginnt ein großes Lecken, Muffeln, Schnurpsen und „Knaupeln“. Ein freundlicher Artgenosse will sich am fremden Gut bereichern. Dem wird's gegeben: Der

Bedrängte wendet ihm die Rückseite mit ihren hundert Lanzen zu und geht ihn so an. Das hilft. Hernach führt das Kleeblatt eine Art Rundtanz auf mit lautem Gefauch und Fußaufschlag. Die Tiere hüpfen wie auf Gummisohlen, mit einer Leichtigkeit, die man den finsternen Gesellen gar nicht zutraut.

Wie kleine Diebe haben sich südamerikanische Goldhasen. Sie nehmen den klappernden Findling in ihr Nagemaul, bleiben damit eine Weile



stehen gleich einem verdatterten Jungen, der den Mut nicht findet, in eine geschenkte Pflaume zu beißen, und tragen ihn, wohl wenn sie sich unbeobachtet wähnen, heimlich in ihr Schlafhütchen oder in den Sägespänewinkel. Dort scharren sie eilig ein Loch, stopfen den „Mundraub“ hinein, paddeln wieder Sägespäne darüber, stampfen mit den Händen den Boden fest und kehren zurück, als sei nichts geschehen. — Hoffentlich finden sie den verborgenen Hort auch wieder!

Eine ganz erstaunliche Anlage verrät vor der simplen Nuß unsere Zebamanguste, also ein Verwandter des berühmten Mungo. Das kleine Ding mit dem roten Spitznäschen — vor Jahren von einem Matrosen aus Ostafrika mitgebracht — packt trillernd die eigenartige Beute mit den Zähnen. Aber mehr „packen“ die nicht. Da stellt sich das „Schleichkätzchen“ mit der Rückseite vor den tönernen Napf, faßt die „Kuller“ mit den Händen und schleudert sie kräftig unter dem Leib weg gegen den Futtertrog, daß es knallt. Dabei hopst ihr Körper etwas an. Das kann eine ganze Weile gehen; so schnell ist die harte Nuß nicht zerschmettert! Mit einem Ei macht sich das natürlich leichter.

Etwas unwürdig will es aussehen, wenn so schwere Tiere wie Bären — auch Eisbären — und Wildschweine einer armseligen Nuß wie botanisierend nachlaufen, sie mit dem langen Maul aufnehmen, zwischen den Mahlzähnen zertrümmern, größere Bruchstücke herausfallen, alles Übrige aber mit hinter gehen lassen. Das mag ein schönes Ragout geben. Zuletzt ein Gang zu den Affen! Alle haben der Menschenhand mehr oder weniger ähnliche Vordergliedmaßen. Nur wenige jedoch verwenden sie jetzt. Wie Werkzeuggebrauch freilich sieht es aus, was uns die niedlichen Kapuziner zeigen. Wispernd streckt der gelbe, bettelnde Struwelpeter sein Pfötchen heraus, eilt mit der Nuß am Gitter hinauf zur Sitzstange, versucht die Kruste durchzubeißen: unmöglich. Da nimmt er die Widerpenstige in die Rechte und klopft sie herzhaft an das Eisengitter. Gleich einem kleinen Schmied hämmert er darauf los. Und sieh! Der „Sesam“ öffnet sich. — Weniger Geschick entfaltet das schwarze, gehörnte Kapuzinerchen. Es hat sich auf den Sims hinaufbegeben, kommt aber, nachdem es „die Welsche“ vergebens auf dem Brett wie ein Nudelholz gerollert hat, über einen technischen Fehler nicht hinweg. Die Nuß hält es in einer Hand und läßt sich nun zugleich mit beiden Händen samt dem ganzen Vorderkörper an das Zwischengitter fallen. Natürlich mangelt es bei dem Verfahren an der erforderlichen Wucht und damit am Erfolg.

Schließlich läßt der dickköpfige Tolpatsch die unbezwungene Frucht herunterfallen; ob mit einem Schimmer der Vermutung, jene könne dabei zerschellen?

Bei einem Meerkatzenpärchen reichen nur die starken Kiefer des Männchens hin, die harte Decke zu zerbrechen. Nun will der Nimmersatt auch noch seine kleine Frau um ihr ergattertes Teil bringen. Die aber verteidigt den Besitz, legt sich auf die Brust und keckert den verfressenen Eheherrn beschwörend an. Das zieht. Wie verwandelt schmiegt er sich an das schwarze Gesicht seines Weibes. Auf einmal springt der freche Patron davon — die Nuß im Maul. Hat er sie dem armen Ehegespons doch abgeluchst! Dieser Kavalier leidet bestimmt nicht an sozialen Hemmungen! Ähnlich ist ein erwachsener Rhesus eingestellt, der mich soeben anschnattert. Wird er nicht gleich erhört, dann rammelt er an dem lockeren Gitter, daß es in seinen Fugen kracht. — Spaßig, wie der große Schweinsaffe die Höcker seiner rechten Backenzähne ansetzt und im angestrengten Beißen nicht vergißt, das rechte Auge zuzukneifen!

Die meisten Mantelpaviane sind verschüchtert. Kaum traut sich einer heran. Ängstlich lugen sie nach dem unbewegten Pascha, ob er die Über-eignung auch genehmigt. Mißtrauisch reißen sie mir die Nüsse aus der Hand, wurschteln sie erst ein paarmal in den Händen, zerbeißen sie leicht mit den Schneidezähnen und höhlen sie aus, zwischendurch den Rest zur Kontrolle an die Hundsnase schiebend. — Schimpanse Moritz weiß sich auf mehr als eine Weise mit der festen „Kapsel“ abzufinden.

Nach dem gesunden Leitsatz: Wer schaffen will, muß fröhlich sein! zerbeißt er sie, während er spielend einen Purzelbaum schlägt. Ergeben sich dabei Schwierigkeiten, so pocht er, der auch heimlichen Sachen auf den Grund geht, das Ding entzwei.

Wie weit sich darin arteigene Fähigkeiten und in der Gefangenschaft Erworbenes mischen, ist eine Nuß, die u n s zu knacken bleibt.



Die Schmugglerin

Im November 1953 besieht sich Dr. Dathe vom Leipziger Zoo bei einer westdeutschen Tierhandlung ein Paar Riesenkänguruhs. Der Kauf wird abgeschlossen. Ende Dezember treffen die Tiere ein, wohlbehalten. Sorgsam packen wir sie aus. Mit solchen Beuteltieren muß man vorsichtig verfahren. Einmal sind sie schreckhaft und können sich leicht in ihrem Fluchtdrang den Kopf einrennen; zum anderen werden diese Kinder der australischen Steppe immer seltener. In manchen Dingen ist der Mensch eben unbelehrbar. Jagdgier und Unverstand reichen sich hier die Hand. Schießwütige Leute werden nicht ruhen, bis sie unter irgendwelchen fadenscheinigen Vorwänden die letzten jenes seltsamen Tierstammes — gleich vielen anderen — ausgerottet haben, ohne die Bestände nach Weidmannsart zu hegen; den Nachfahren eine verödete Heimat hinterlassend. Also — es ging alles gut. Das neue Paar entstieg seinen Sänften und fand in Leipzig eine Artgenossin vor — das mochte gehen — und einen kraushaarigen Bergkänguruhherrn — das ging weniger. Die beiden Mannsbilder kriegten sich beim Wickel — Känguruhs sind ja wehrhafte Boxer, alle Griffe erlaubt! Selbst Magen-

haken! Sie treten sich mit ihren Hinterlatschen in den Bauch, und beißen können sie außerdem. Der Artfremdling mußte ausgesondert werden. Was blieb, ward eine glückliche Familie Roter Riesenkänguruhs mit orientalischem Einschlag: ein Mann mit zwei Frauen. Wieso rot? Zwei davon sehen ja fast



mausgrau aus! Gewiß, das sind die Weibchen; „Er“ jedoch gibt den Ton, in dem Fall den Farbton, an: Er trägt einen rotgelben Wollpelz, als wäre er auf einen verunglückten Frack gearbeitet; allerdings ist der nicht ganz indanthrenfarben, nicht waschecht. An einem reinen, weißen Taschentuch — sofern man eins verfügbar hat — bleibt etwas von dem „Zinnober“, von dem rosenroten, vielleicht ausgeschwitzten Anflug haften.

Paar Wochen später wurden wir gewahr, daß bei der zugezogenen Frau etwas nicht stimmte. Das Bäuchlein wölbte sich. Ihr Beutel hatte sich gefüllt, und drinnen krabbelte es, zuweilen wenigstens. Es sah so aus, als verberge sie einen Schatz, als könne sie ihre „Schürze“ fester binden. Aber zu verschweigen war nichts mehr. Sie war entdeckt, des Schmuggels überführt. Ganz klarer Fall: Ein Kindchen hatte sie über die Zonengrenze gepascht. Wenn das erst ruchbar wird, kann es noch allerhand Nebel geben. Wir haben schon einmal vorm Zollamt solch frommen Schwindel zu vertreten gehabt!

Lag die Mutter — das ist die Graue mit dem roten Schein —, ragten manchmal zwei kleine Hinterfüße und ein Schwänzchen aus dem Beutel, den sie — wie mit einem Gummizug verschnürbar — dicht verschließen konnte. Wie in einem Bettchen schwebte das Junge, unter der Decke eingepackt. Stand die Alte, schob sich zuweilen das klimperkleine Köpfchen mit zwei langen Ohren durch das Loch. Da sah man's auch: Es hatte einen weißen Nasentupf! Munter guckte es drein — warum auch nicht —, beleckte seine Mutter am Munde wie zu einem Kinderkuß, nahm — wir tun's zum Zeitvertreib — ein Hälmlchen in die Lippen und gähnte, als sei ihm unsere Welt nach den paar Stunden schon erschreckend langweilig geworden. Nun stieg die Mutter in den Futterkasten. Da puddelte das puppengroße Dingel vom Beutel aus im Trog herum; der kleine Angeber.

Abermals paar Wochen — und er entstieg dem „Rucksack“. Jetzt sah man ihn in seiner ganzen Dreikäsehöhe, in seinem apfelsinenfarbenen Kinderkleid. Und hüpfte auch schon los, als habe er das von je gekonnt, ganz wie die Alten; beleckte sich Hand und Bauch, streckte dazu einen Arm aufwärts, als wenn sich einer den Ärmel hochstreift, ganz wie die Alten; putzte sich das Schnäuzchen mit den kleinen Händen, kratzte sich mit dem Putzpfötchen — auch alles wie die Alten. Die Besucherin konnte ich schon verstehen, die da verwundert meinte: „Das ist ja eine drollige Erfindung!“ Da sieht man eben, was instinktive Eingebung bedeutet!

Inzwischen setzt sich die niedliche „Erfindung“ auf den Schwanz, streckt die Hinterläufchen vor, will sich aufrichten wie ein Osterhäschen, aber — da kippt es erst mal hintenüber. Manches will eben doch gelernt sein. Und nun kam der große Maientag: Die Känguruhs wurden in diesem Jahr das erstmal ins große, neu umfriedigte Außengehege an der Bärenburg gelassen. Mir klopfte das Herz. Werden die Neulinge, wird das Kleine, das in seinem Leben noch nie die Sonne sah, ins Gitter schießen und mit Schädelbrüchen liegenbleiben? Zuerst erschien unser altes graues Weibchen, hernach „Er“ und raste eine Ehrenrunde. Dann kam das Baby angezottelt, allein, viel ruhiger, als ich es erwartet, beäugte die Tür, blinzelte ins Himmelslicht, sah die Alten sich ihrer Freiheit freuen, und sauste los, aber wie! Es schmiß die Beinchen wie ein Märzenhase. Mir stockte der Atem, als es sich dem Gitter näherte. Aber unnötigerweise. Der Hüpfelring hatte die Eisenstäbe in seiner Wochenstube schon kennengelernt und hielt rechtzeitig ein. In langen Sätzen flog er durch den neuen Raum, wie im Übermut — rauschartig; man sagte sich: „Den hat's!“ Noch einmal drohte Unheil — am Ende seiner Fluchten bremste er zu kurz, kam im Sand ins Rutschen und wäre beinah „hingefallen“, fing sich aber eben noch, und stand, als wäre nichts gewesen

Wie das Petermännchen verschwand

Was überhaupt ein Petermännchen ist? Ein Petermännchen ist weder ein Peter noch immer ein Männchen; es kann ebensogut ein Peterweibchen sein. Auf's Ganze gesehen, ist es ein Fisch, und zwar ein Drachenfisch, der bis zu 40 Zentimeter lang werden kann, der flache, sandige Gründe im tieferen Wasser des östlichen Atlantiks, des Mittelmeers, ja auch der Nordsee bis zur norwegischen Küste hin bewohnt. Buchstäblich bewohnt; denn er richtet sich dort häuslich, wenigstens höhlig ein.

Was zunächst sein Äußeres angeht, so gilt, daß er dauernd ein schiefes Maul zieht, fortwährend Stielaugen macht und immer eine große „Lippe“ hat. Wie eine Schippe wirft der Unterkiefer das Atemwasser in den Rachen. An seinem Leib hält das Tier auf aalhaft schlanke Linie. Daß die Schwanzflosse „in Fahrt“ gefächert und am Boden wie zu einem Kiel zusammengefaltet werden kann, das weiß doch keiner vorneweg. Der Rumpf — dem eines abgestellten kleinen Seeflugzeugs nicht unähnlich — ist in ein grünliches, helles Blau gesetzt, oben mit Punkten, Flecken und Längsstreifen getarnt. Darauf stehen, den Körper schrägrückwärts wunderschön schraffierend, große Büschel hell- und dunkelbrauner, unten gelber Striche. Der Bauch ist herrlich lichtblau oder grau. Was sonst darüber zu sagen wäre, ergibt sich, wenn man dem „Peter“ zusieht.

Eben steht er auf dem Sand, das heißt, er liegt da, als säße er auf einem zweifüßigen Schemelchen; keck aufgereckt, mit angehobenem Kopf, der ja zum größten Teil Maul ist. Aufreißen kann er dies Mündchen, daß man von vorn her in den roten Kiemenkorb hineingucken kann. Jenes Feldstühlchen — jetzt wird's uns klar — geben seine blaßbläulichen Bauchflossen ab, die eben eigentlich hinten an den Bauch gehörten; sie stehen an der Kehle, sind also unter den rosa angehauchten Brustflossen gewandert und haben ihre Enden etwas dackelig seitlich ausgebreitet

wie zwei Hände, den Vordergliedmaßen eines sich stützenden Seelöwen vergleichbar. Stupst den Himmelsgucker etwas an — schon spreizt sich auf seinem Vorderrücken ein schwarzes, kurzes Flossensegel auf; aber was für eins! Samt einem Dorn am grünlich schimmernden Kiemendeckel, so giftig, daß ein altes französisches Ortsgesetz gebot, solch unangenehme „Meeresfrüchte“ nur mit abgeschnittener Rückenflosse auf den Markt zu bringen. Die Stachelstrahlen, die jenes Flößchen versteifen, stehen mit Giftdrüsen in Verbindung, haben Rillen und Röhrechen — fast wie in manchem Schlangenzahn. Meerschweinchen und Ratten, die man damit impfte, waren in Stunden hin, und der Mensch kann böse Entzündungen und Schwellungen nach dem Stich erleben. Am schwimmenden Petermann ist für gewöhnlich nichts von dieser furchtbaren Wehr zu sehen, da er sie wie ein umlegbares Takelwerk heckwärts, das heißt „nach achtern“, einzuziehen vermag.

Daß wir übrigens diesen „schwarzen Peter“ so gut betrachten konnten, war glücklicher Zufall. Eben poltert jemand auf dem Wärtergang die Treppe hinan! Und vor unseren Blicken versinkt der Fisch im Sand bis auf die hochgestellten Augen. Aber ohne daß man irgendwelche Grabbewegungen sah, kaum, daß der Hinterleib etwas ruttelte. Solch einen Zauber müßte man haben, wenn man vor Scham vom Erdboden versinken möchte! Natürlich ist auch unser Peterchen kein Schwarzkünstler. Aber wie kam's in diese Versenkung? Nun so: Es hat eine lange, sägeförmige, blauschimmernde Afterflosse, gleich einem gezackten Steuerruder; beim Schwimmen kann die angezogen bleiben wie ein einziehbares Fahrgestell; im Niedergehen jedoch wird sie bestimmt herabgelassen, vielleicht, daß sie sodann sich etwas in den Sand einschneidet. Dies „Sägeblatt“



schwenkt nun der Fisch wahrscheinlich — richtig zu beobachten ist das kaum — wellig hin und her. Die Brustflossen sind ganz sicher auch etwas beteiligt. Sie schieben den Sand auswärts. Aber das meiste tut der Hinterleib mit schlängelnden Bewegungen. So schafft wohl die Afterflosse wühlend Platz. Und wie von einer Nixe in die Tiefe gezogen, verschwindet unser Freundchen in den weichen Grund. Jedoch nicht ganz. Die schwarzen Perläuglein, die bleiben frei — und spähen. Lustwandelt ein Schwimmkrebschen, etwa ein Garnelenfräulein, unachtsam vorüber — jupp! schießt das Großmaul aus seiner Strandburg — und hat es. Anschließend geht's wieder zurück ins sandige Bettchen.

Nun lebten in einem großen Becken des Leipziger Aquariums zwei Stück dieser Verschwindikusse. Das sollte saubergemacht werden. Vorerst werden die Insassen bei gesenktem Wasserspiegel herausgefangen und auf die Dauer der Reinigung umgesetzt. Doch ist, trotz allen Suchens, nur ein Petermännchen aufzufinden. Jetzt läßt der Mann das Seewasser vollends ab, spült den ganzen Bodensand mit einem strammen Süßwasserstrahl kräftig durch, trampelt mit seinen Wasserstiefeln auf dem Sand herum, bis der Behälter mitsamt seinem sandigen Grund blitzsauber ist. Dann bringt er die Seetiere zurück, darunter das einzelne Petermännchen, und wir hatten uns inzwischen damit abgefunden, daß eben nur noch ein Stück da sei.

Tags darauf, ausgerechnet zu einer Presseführung, schwimmen auf einmal wieder zwei dieser Teufelskerle im Becken herum, als wäre das nie anders gewesen. Natürlich muß der Bruder irgendwo im Boden gesteckt haben; aber ich wiederhole: Der Wärter hatte alles Seewasser abgelassen, den Sand mit scharfem Leitungsstrahle gründlich durchgewaschen, ist in Gummistiefeln — glücklicherweise nicht barfuß — auf dem weichen Grund herumgetrappst, und der verpaddelte Sandmann hat sich nicht gezuckt.

Kopfschüttelnd stehen wir davor, und, fast um uns zu narren, schwebt eben solch ein Gaukler des Meeres herbei und läßt sich vor unseren Augen, von einem geheimnisvollen, angeborenen Trieb geführt, im Boden versinken.

Tiere sehen dich an

Wenn Pfingsten naht, wird im Zoologischen Garten alles auf Hochglanz gebracht. Das liebliche Fest bringt, dem Leipziger wenigstens, gewöhnlich die Ernte, die stärkste Besucherzahl im Jahr. Was er im Winter an heimlichen Schätzen aufgespart, jetzt kommt er heraus damit. Zum Anziehendsten, was er hat, gehören junge Braunbären. Meist kommen sie Mitte Januar zur Welt, kaum handlang und nackt. Im Laufe der nächsten Wochen und Monate wachsen die hilflosen Dinger, behütet und genährt von ihrer Mutter, zu jenen urdrolligen, molligen Teddys heran, die einen jederzeit herausfordern, sie zunächst einmal durchzumalchern. Und so war's auch diesmal gewesen. Die pummeligen Petzchen — mochten sie noch so tief aus ihren dunklen Perläugelchen gucken — waren von den Muttertieren entfernt; denn wenn die Alten deren Gebläk vernehmen, werden sie „verrückt“. Es genügt ohnehin, daß sie, von ihren Kindern getrennt, an den Schiebern kratzen, daran schlagen, sie vom Spalt abzerren und durchzulugen trachten; alles in erregter Eile. Damit nun die eine Alte andere Eindrücke bekam und sich wieder mit ihrem Mann anfreundete, sollte sie auf ihre Bühne der Bärenburg umgesetzt werden. Ein Morgen ward dazu ausersehen. Leider — es war eben eine bewegte Zeit — hatte der echte Bärenwärter seit Wochen nicht mehr aus seinem entlegenen Wohnort zum Dienst kommen können; und die verfügbaren waren fast lauter Neulinge, die im Umgang mit Bären keine Erfahrung hatten. Aber das half nichts, es mußte nun endlich geschehen.



So ward ein Raubtierfangkasten geholt und vor die Wochenstube der Bärin gestellt, fest vertaut, seitlich und hinten versteift und von Leuten gegen die Tür gedrückt. Die war freilich unglücklich hoch, für ein Lama recht bequem, für ein Raubtier unnötig, für die Fänger verhängnisvoll hoch. Aber das war immer so gewesen. Und so ward es auch wie bisher gemacht. Die über dem Versandkasten entstehende Türlücke wurde abgedeckt, erstens durch den hochgezogenen Gitterschieber, zweitens durch ein dahintergehaltenes Brett, und drittens durch eine Pfoste, die seitlich davon durch einen starken Mann angestemmt ward. Noch einmal wird alles nachgeprüft, und dann heißt's „Los! Den Schieber hoch!“ Der auf der Kiste hockende Wärter zieht den rostigen, kreischenden Eisenschieber aufwärts und klemmt sein Brett dahinter. Da erscheint auch schon die Mutter Petz, prallt vor der Neuigkeit zurück und hat zunächst nicht vor, das verdächtige, angesetzte Gehäuse zu betreten. Jetzt greift von der Gegenseite, also vom inneren Wärtergang her, ein Helfer ein. Mit einer langen Stange regt er die aufgeregte Dame an, sich in die schmale Koje zu begeben. So war es wenigstens gedacht. Tatsächlich geht sie hin. Aber statt in das hölzerne Behältnis zu kriechen, zerzt sie mit einer Hand die untere Schiene des Gitterschiebers nieder und drückt, nunmehr hoch aufgerichtet, den Holzschild des auf dem Kasten knieenden Mannes zurück. Und damit waren für sie die Hindernisse zu einem Ausstieg beseitigt. Der Weg war frei. Sie legte beide Hände auf die Kiste und blickte sekundenlang dem entsetzten Pfleger ins Gesicht. „Tiere sehen dich an!“ So nahe und unverhüllt hatte es selbst der erfahrene Wärter mit einer Bärin noch nicht erlebt. Hätte sie diesen gefährlichen Augenblick benutzt, war sie trotz aller Vorkehrungen draußen. Der Mann kam ihr jedoch zuvor, schlug ihr mit einem kurzen Knüppel eins auf die Vorderbranten (sprich: Pfoten) und schrie sie an; gleichzeitig griff — das war noch wichtiger — der jenseits des Käfigs im Gang stehende Kamerad geschickt ein: Er stupste sie von hinten an. Solche Störungen an der Kehrseite treiben Bären nie vorwärts, wie etwa einen Esel, im Gegenteil; ein richtiger Urside wendet sich solch einem Reize zu und greift an. So war's ja



auch gemeint. Auf diese Weise zog sich unsere Gegenspielerin zurück. Und da schlug auch schon die Eisentür vor ihr ins Schloß. Eine halbe Stunde später brachten wir die Widerspenstige auf eine andere Weise doch dahin, wohin wir sie haben wollten. Aber, ich muß gestehen, sie hatte uns eine Lehre gegeben, deren beklemmende Wirkung ich den ganzen Vormittag über nicht mehr losgeworden bin.



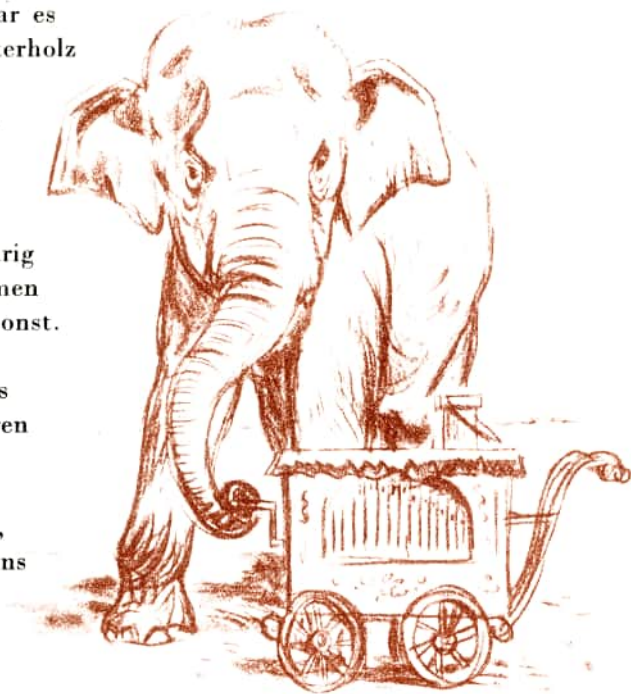
Kiri und ihr Leierkasten

Neulich schreibt eine Schulklasse, wohl aus der Mark Brandenburg, an den Leipziger Zoologischen Garten, sie habe erfahren, daß unsere Elefantın so gut Drehorgel spielen könne. Das wolle sie sehen und hören. Wir möchten ihr mitteilen, wann sie das erleben könne. — War das mir fatal! Denn, wie das immer so geht: Ausgerechnet nachts vorher war etwas passiert, was mir — auch das verstehe ich — zunächst verschwiegen worden war und doch nun gestanden werden mußte. Nehmen auch Sie's mit Fassung hin — Kiri hatte das mehr seltene als kostbare Instrument zerdonnert. Wie war das zugegangen?

Am Nachmittag zuvor hatte sie ganz treu und brav ihren Dienst getan und ihr Repertoire abgeleiert; das Lied von der holden Gärtnerin und den strammen Seglermarsch hatte sie geboten bis auf die paar Maschen, wo den Orgelpfeifen der Atem stockte und jene durch ft ft ft ersetzt wurden. Sie war auch ganz gehorsam gewesen und hatte sogar dem Hilfswärter aufs Wort gefolgt — wenn auch erst aufs letzte. Sie hatte wieder ihre ruhige Kugel geschoben. Der Pfleger hatte nach dem — besonders von der Kinderwelt — mit Beifall aufgenommenen Programm Kiri und die Leierkiste wieder heimgebracht, diese allerdings, statt in den Wärtergang, ins Nachbargehege abgestellt, und seelenruhig — wie Lehrer Lämpel seine Kirche — die Elefantenwohnung zugeschlossen. Es konnte nichts geschehen. Und es geschah doch etwas, wiederum nach Buschs Erkenntnis: „Kühle weckt die Tätigkeit, Tätigkeit verkürzt die Zeit.“ Frau Kiri — wie so Frauen manchmal sind: neugierig, eigenwillig und etwas launenhaft — oh, soll sich einer darin auskennen! — sah die Jammerkommode neben ihrer Kemenate. Wozu hat man eine so lange Nase? Den Rüssel ausgestreckt und dahin gelangt. Niemand weiß, wie's weiterging; ob sie den Drehling erwischte, der aber bei so scharfem Zugriff be-

stimmt gleich abgebrochen wäre? Die zwei Handgriffe an den Seiten, so klein wie Bügel an Schubladen, hat sie mit ihrem Rüsselfinger auch kaum fassen können. Der ganze Liederschrank ist aber nahezu einen Zentner schwer. Wie sie seiner richtig habhaft geworden ist, das weiß vielleicht allein Omar, der den Zerstörungswutanfall seines im getrennten Zimmer lebenden Weibes angesehen haben mag. Wir wissen nur eines: Am Morgen lag der Käfig kreuz und quer voll Splitter. Einen Rest hatte die „Garschdche“ sich wie Sand auf den Kopf geworfen, ein Stück trug sie im Maul und knabberte daran wie an einem Stundenlutscher. Die mit Eisenstacheln bespickte Walze — der mechanische Urquell der schönen Lieder — war in der Mitte durchgebrochen. Das ganze Werk, völlig zertrümmert bis auf den Boden, war buchstäblich zu einem Stückwerk geworden, gerade noch wert, zusammengekehrt, in den Korb geschaufelt und in die Müllgrube geworfen zu werden. Man kann nicht meinen, daß die Elefantin nur einmal das Wunderding, an dem man bloß zu leiern braucht, damit es ginge, auseinandernehmen wollte, um es von innen zu besehen. In dem Fall hätte sie mich an einen vorwitzigen Bekannten erinnert, der eine herrliche Uhr, die mir zu einem Fest von Freundeshand verehrt worden war, doch nicht mehr ging, zerlegen wollte und dann, da er die tausend Teile nicht wieder zusammenbrachte, davor saß wie das Kind beim Dreck. War es Langeweile, war es eine Art Widerwille gegen das Marterholz gewesen, war sie wieder einmal auf die wilde Tour gegangen oder hatte sie es lediglich „aus Daffke“ getan, wie die Berliner sagen würden?

Mich hat das Ganze furchtbar traurig gestimmt, nicht nur wegen der armen Kinder aus der Mark; nein, auch sonst. Wer soll uns künftig das schmalzig vorgetragene Kummerlied: „Wer das Scheiden hat erfunden“ in die Ohren drehen, wer uns — angesichts der Elefantenschänke mit der Brauselimonade — ermuntern mit „Trink, trink, Brüderlein trink“, und wer uns



gar die überhebliche Behauptung westdeutscher Prägung von der Kombination des rheinischen Mädels und des rheinischen Weines glauben machen? Überhaupt lächerlich, ein ausgestunkener Schwindel; als ob unsere sprichwörtlich hübschen sächsischen „Mächen“ lauter Kichererbsen wären und unsere gute Gose labbriges Spülwasser. Hundert Delegationen hat Kiri mit ihrer Kunst davon überzeugt, daß Leipzig wirklich eine Musikstadt ist. Und nun, nachdem sie ihre Kommode zerhauen hat? — Was nun? Vorläufig bleibt ihr nur eine kümmerliche Mundharmonie, um ihre Seele musikalisch zu entlasten. Wer aber schafft eine neue Drehorgel für das Tier, das zugestandenermaßen — wie übrigens alle Elefanten — eine gewisse Neigung zum Demontieren hat (vergleiche den Elefanten im Porzellanladen usw.)? Ein Königreich für einen Leierkasten!

Der Pfau

Ende März wird der Zooleitung gemeldet, ein großes Fenster der Parkschänke sei von Buben Händen eingeworfen worden; wahrscheinlich liege ein Einbruch vor. Wir kommen hin. Wahrhaftig, eine große Scheibe ist zertrümmert, die Scherben liegen umher. Indes — der Raum steht vollgepackt von Gartenstühlen. Wer soll so dumm sein, hier was „erben“ zu wollen? Doch auch an den anderen Fenstern mußte jemand gewesen sein; Schmutzflecken und Kratzer verraten es.

Dieweil wir dies und jenes überdenken, kommt der Vogelwärter und hilft die Lage klären: Ein freilaufender Pfauhahn ist auf dem Dammweg tagelang spazierengegangen und plötzlich auf den Fensterstock geflogen. Hier hat er ein gar seltsames Spiel begonnen. In Kampfhaltung ist er am Fenster emporgeflattert, als wolle er einem vermeintlichen Gegner die Sporen geben. Was hatte nur dieser gefiederte Don Quichotte? Aha, er sah sein Spiegelbild. Erbost sprang er es wie einen leibhaftigen Gegner an. Wütend hackte er nach dem, der ihm — seltsam — stets mit dem gleichen Mut entgegentrat wie er selbst. Dem gab er's nun und merkte nicht, wie seine Krallen und sein Schnabel immer wieder vor dem Trug an der glatten Scheibe niederglitten. Dann schritt er, wie das streitende Pfauen gerne tun, gleichlaufend mit dem Partner auf dem Holzsimis hin, allerdings halb schräg, den anderen leicht bedrängend, und kam so an die nächste Scheibe. Da stand ihm der verfluchte Feind schon wieder gegenüber. Erneut nahm er den unverschämten Frechling an, der ihm nicht von der Seite wich. Allein, er traf ihn nie so recht. Es war, als habe eine verborgene Macht die Hand im Spiel. Sein goldgrün schillerndes Gewand, auf das ihm der Herrgott aberhundert blaue Augen aufgestickt und dessen Saum er vorhin noch übers feuchte Erdreich schleppte, es schlug wie peitschend an das Glas.

Nun noch einmal zum ersten Kampfplatz! Der Lümmel drüben folgte ihm unentwegt. Jetzt soll er's haben! Ein knaufender Schrei, dann ein Ansprung, worin die ganze Leidenschaft eines von Eifersucht erregten Pfauenherzens durchbricht — pardauz! Da bricht zugleich die ganze Welt laut klirrend vor ihm zusammen. In tausend Stücken fällt sie nieder — bald wie ein Kartenhaus. Weg ist auf einmal auch der Böse, der ihn stunden-, tagelang gereizt. Vom Dammweg her gellt nur noch eine lachende Wärterstimme auf.

Er selbst fand sich plötzlich auf „Ästen“ sitzend wieder, die von Menschen Gartenstühle genannt werden, und stieg, wie's schien, betreten durch ein neu hergezaubertes Zackentor zurück — durch die zerschlagene Fensterscheibe. Sein Haß war wohl verraucht. Nur an den Läufen brannte es; dort perlte Blut über die horngrauen Schilder. Gemächlich zog er von dannen, eine rote Spur hinter sich lassend, der närrische Tropf . . .

Oder hätte sich nicht schon der und jener unter uns über sich selbst geärgert, ja, einmal gegen sich gewütet, um sich hernach auf den Trümmern einer Scheinwelt zu sich selbst zurückzufinden — wie der genarrte Pfau?





Wer hat bloß



Während im Frühjahrsputz ein großer Vogelkäfig vorgerichtet werden sollte, begab sich wirklich etwas Putziges.

Der Wärter ist mit einer Spachtel drin, um Schmutz und Rost von den Gitterstäben zu kratzen. Ein Besucher spricht ihn an und erbittet eine Auskunft. — Das wäre getan. Da fehlt ihm seine Spachtel. Er sucht, er flucht ... „Wer hat bloß ...?“ Schließlich verdächtigt er einen Kameraden, dem sonst der Schalk aus den Augen guckt. Der wiederum beteuert seine Unschuld, wird, da ihm keiner glaubt, auf sächsisch „wichs'ch“ und tut dumm.

Indes dreht sich der Schlosser um und mischt sich in den Streit der beiden. Ihm fehlt auf einmal seine Zange. Er sucht, er flucht ... „Wer hat bloß ...?“ Die schwere Zange ist nicht aufzufinden. Ganz sicher hatte hier ein Schabernack die Hand im Spiel! Doch Spachtel und Zange bleiben wie vom Erdboden verhext. Wäre in dem Augenblick nicht „ein Vögel geflogen“ gekommen, dann hätte vielleicht eine sonst recht gute Arbeitsgemeinschaft einen merklichen Knacks gekriegt. Naht sich da eine recht vertraute Elster, wie ein schmuck gekleideter Verbrecher, den es wieder an den Ort seiner Untat treibt — und macht sich eben an einen glänzenden Pinsel, um ihn wegzuschleppen. Da werden die schimpfenden Kämpfer still; einer klettert die Felswand hinan, woher dieses rabenartige Huckebein von Vogel gekommen war — und siehe da, Spachtel und Zange, treulich vereint, liegen dort oben. Der geflügelte Dieb hatte sie auf die hohe Kante gebracht.

Mit einem Male ward der Märzenthimmel, der sich schon bedenklich verdüstert hatte, wieder blau, so hellblau, wie er eben im ersten Frühling zu sein hat.

Tiere zu zweit

Das ist eine alte Geschichte, wird mancher sagen: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier; und wo einer mit krummem Finger in eine Tüte fährt, da kassieren die Elefanten mit ihrem Rüssel. Freilich, wer gerade diese beiden Tiere kennt, wird zugeben: Ganz so ist es nicht immer; auch das Sprichwort von den Tauben, die zufliegen, wo schon Tauben sind, schöpft diesen Sinn nicht aus. Das tierische Gemeinschaftsleben ist vielleicht nicht so hoch gegliedert und so fein verwoben wie das unsere, aber immer noch vielspältiger, fester und dem unseren in seinen Wurzeln ähnlicher, als mancher zugestehen möchte.

Haben sich zwei Tiere nicht nur zufällig oder an der gleichen Futterstelle zueinandergefunden, dann können sie — ungeachtet gewisser persönlicher Unterschiede, die immer da sind — sich so eng zusammenschließen, daß sie buchstäblich „eins“ werden. Es gilt hernach für sie die rätselhafte Mathematik, wie sie auch für das Seelenleben des Menschen gilt: Eins und eins gibt eins, wobei freilich die zweite Eins ein neues, anderes Gebilde geworden ist, als es die beiden ersten waren. Reißt man die zur Einheit verschmolzenen Teile wieder auseinander, dann hat man noch lange nicht die Hälften des bisherigen Ganzen vor sich. Seltsame Dinge!

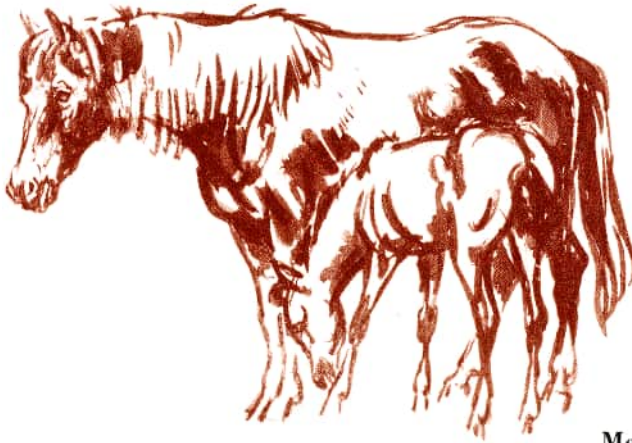
Liegen da zwei Fleischwalzen vor uns. Jede hat ihre 25 bis 30 Zentner. Flußpferde. Das Drum und Dran ergibt es: im Leipziger Zoo. Schon wissen wir: Der längerköpfige, massigere Koloß ist Yumbo, ihm zur Seite die etwas schlankere Grete. Und diese dickhäutigen, schläfrigen Fettsäcke sollen innerlich etwas gemeinsam haben? Diese scheinbaren Sinnbilder von Wurstigkeit und Doofheit? — Meine Herren! Haben Sie die beiden einmal zusammen spielen sehen? Wie sie, erstaunlich gewandt, wenn's sein muß bauchoben, durch die Flut ziehen, plötzlich ein Meter aus dem Wasser schießen, die koffergroßen Mäuler voreinander aufreißen,

sich leicht in die Kiefer zwacken und stundenlang ganz so gebärden wie etwa zwei Partner auf dem Tennisplatz, die sich regelrecht aufeinander eingespielt haben. Oder haben Sie einmal bemerkt, daß ein Tier allein aus dem Becken stiege?

Tatsächlich besteht ja zwischen Yumbo und Grete nicht bloß eine Freundschaft, weil sie artgleich sind, sondern auch noch ein richtiges „Hans-und-Grete“-Verhältnis. Es ist ein Paar. Sie sind mit anderen Worten zwei von denen, die sich ähneln, aber auf Grund gewisser Verschiedenheiten anziehen; zwei, über deren Leben der sächsische Spaßvogel das Scherzwort gekritzelt hat: „Eener un Eene, das is erschd scheene“. Wie fest solche Bande auch um Tiere geschlungen sind, habe ich hundertfach beobachten können. Wird einer der Paarlinge etwa eingefangen — das fiel mir bei Zebras auf —, so weicht der andere nicht vom Versandkasten. Stirbt das eine Ehegespons, dann sucht mitunter das zweite zu verhindern, daß die Leiche weggebracht wird. So gut die zwei ein neues Leben leben von dem Augenblick ihrer Vereinigung an, so können ganz andere Tiere daraus werden, wenn der Bund plötzlich zerbricht.

Ein eheliches Bündnis liegt auch dem Verhalten der Störche zugrunde. Man sieht's ja, was sie sich vorgenommen haben: Sie stehen vor ihrer Kinderwiege, die sie gemeinsam bauten. Wie zwei zusammengeschmiedete Karabinieris bewachen sie ihr Werk. Wird der eine angegriffen, dann hilft ihm der andere, und wagt sich gar ein eienfressender Pelikan, das aus Reisern gefügte Heiligtum zu berauben, dann kriegt er's mit zweien zu tun. — Fast noch auffallender ist das gemeinsame Tun bei Marabus. Und hat der Liebhaber gewisse Papageien etwa umsonst „Unzertrennlige“ getauft? Natürlich gibt es unter den Tieren auch „Eingänger“, z. B. alte Hagestolze; aber so was soll ja bei anderen Gemeinschaftswesen auch vorkommen. In die Einsamkeit zieht sich das Muttertier zurück, wenn es





seiner Niederkunft entgegen sieht; selbst in der Gefangenschaft tut es das, so etwa die Seelöwin. Ist der Sprößling da, dann verbirgt die Wochenstube geradezu rührende Bilder tierischer Zweisamkeit, jener innigen Gemeinschaft von Mutter und Kind, die im Menschenleben zum Madonnenhaften wird. Wieviel Kummer gibt

das im Zoologischen Garten, wenn das Kalb oder der halbjährige Tiger nach der Saugzeit abgesetzt werden muß! Wochenlang rufen sich die Geschiedenen noch zu, fressen nicht und stellen sich zuweilen auch ihrem Pfleger gegenüber anders ein. Leichter wird die Trennung überwunden, wenn an Stelle der alten eine neue Bindung gestiftet werden kann, etwa zwischen Spielkameraden, selbst wenn sie ungleichartig sind. Unter Herdentieren, wie Elefanten, Zebras und Antilopen, geht das besonders leicht. Für sie scheint das Ganze mehr zu bedeuten als die Summe der einzelnen. Es gehört zu ihrer Natur, sich einem größeren Verband einzugliedern, zu tun, was der andere treibt, etwas mitzumachen, wovon sie zunächst noch nicht einmal den Anlaß kennen, halb zwangsläufig mitzugehen, selbst wenn sie mitgefangen werden. Das wird ja tatsächlich von Tierfängern ausgenutzt, etwa bei Pavianen. Von diesen überaus geselligen Tieren, die noch ihren Verwundeten und Toten die Treue halten, hat man ganz richtig gesagt, ein Affe allein sei überhaupt keiner. Und wo dem Schimpansen im Zoo der Lebensgefährte fehlt, da muß eben der Wärter einspringen. Man ist mitunter geneigt, auf alles gemeinschaftliche Tun den Schein des Herdenmäßigen, des verantwortungslosen, unselbständigen Mitmachens fallen zu lassen. Doch wissen wir bei ruhiger Besinnung nur zu gut, daß im gemeinsamen Tun auch die Kraftquellen für besonders große Leistungen liegen können. Es gibt ja Tiere, die sich gelegentlich in instinktivem Drang zu solchen Schicksalsgemeinschaften zusammenfinden, so vor weiten, gefahrvollen Wanderungen.



Die Wildschweinjagd im Wolfswinkel

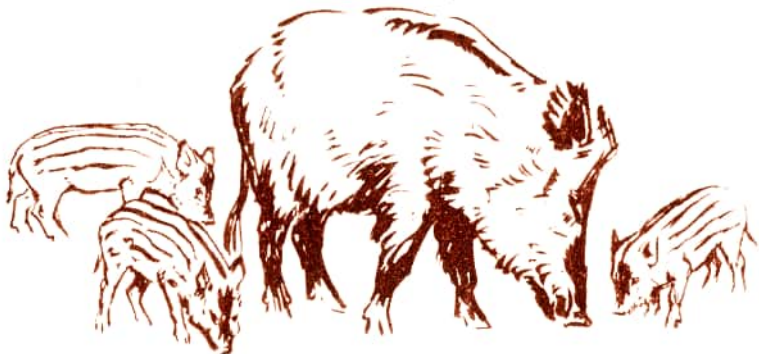
Seit einigen Tagen ist es bekannt: Das Wildschwein, das der städtischen Forstverwaltung von Moritzburg überwiesen worden war, ist ausgebrochen. Spaziergänger sind ihm begegnet. Am Montagvormittag wurde der Zoologische Garten angerufen: Die Bache liege im Connewitzer Wald und habe geworfen; man möge versuchen, das Tier zu fangen. Sofort wurde der Kraftwagen mit Fangkasten, Schlingen, Tau und Brettern zurechtgemacht, mit sechs erfahrenen Wärtern bemannt, und los ging's in die „Linie“. Ein berittener Schutzmann empfing die Kolonne und führte sie in den „Wolfswinkel“. Er hatte am Morgen das Revier durchstreift. Hinter einer Eiche war ein verdächtiger schwarzer Fleck: Aha, ein Erschossener! Aber da turnen doch an dem dunklen Körper vier längsgestreifte kleine Dinger herum! Jetzt war's klar: Die durchgebrannte Sau hatte sich hier ein Lager zurechtgemacht und ihre Jungen gesetzt. Der Reitersmann kommt näher. Da tritt ihm die gestörte Mutter entgegen — begleitet von dreien ihrer Kinder, das vierte hing noch angesaugt an ihrem Leib — und macht Miene, den unerwarteten Besuch anzunehmen, zieht allerdings bei näherer Betrachtung vor, es mit der Polizeigewalt lieber nicht aufs Äußerste ankommen zu lassen.

Eine Erkundungspatrouille pirscht sich nun heran. Wahrhaftig, an der bezeichneten Stelle — ein flacher schwarzer Hügel, davor die zierlichen Frischlinge. Erstaunlich, wie weit einen die Alte herankommen läßt! Dann aber steht sie auf und trollt sich in die Büsche; die kleine Bande flitzt und springt um sie her. Nun wird der Kasten mit zwei großen Raubtierfangbrettern an eine Lichtung gebracht und alles, was nur zwei Beine hat, zum Treiben angesetzt. Aber die borstige Alte denkt nicht daran, sich in den ihr wohlbekanntesten Kerker drücken zu lassen. Immer wieder bricht sie durch. Die Hatz verliert sich im Fichtenbestand. Auf einmal

quiekt es. Ein Frischling ist gegriffen worden. Vier Mann hatten ihn umstellt. Und hätte sich nicht ein geschickter Wärter gleich auf ihn geworfen, so wäre das Bürschchen wieder entschlüpft. An einem Hinterbein hat das Schicksal es ereilt. Gleich darauf wird ein zweites Baby im niedlichen Kinderkleidchen herbeigebracht. Die beiden — übrigens zwei Mädchen — sollen nun die entwischte Mutter anlocken und werden in einen besonderen Kasten gesteckt. Es fällt ihnen aber gar nicht ein zu schreien. Die Alte war inzwischen ins Dickicht gegangen. Die wackeren Berittenen haben sie verfolgt und erkannt, wo sie sich niedergetan hat. Nun werden ein paar Rollen Drahtgeflecht geholt und das ganze Waldstück regelrecht eingenetzt; 1,30 Meter hoch. Währenddessen sehen wir uns das verlassene Wochenbett der freiheitsliebenden Frau Mama an: ein richtiges kleines Ruhesofa, aus dürrer Waldgras zusammengetragen; ein paar Wühlstellen nahebei.

Inzwischen ist das Gesträuch, worin der Ausbrecher festgestellt worden ist, vollends umfriedigt worden. Mit Ruten wird der Maschendraht an Bäume geheftet und am Boden mit behelfsmäßigen Heringen festgesteckt. An einer günstigen Stelle ist der Fangkasten in die Umfassung eingebaut. Alle verfügbaren Leute werden um das luftige Gehege als Wärter gestellt; vier Beherzte steigen in die „Arena“, um das Tier langsam heranzudrängen. Ein Fasan kräht aus dem Gebüsch seinen schrillen Hupenlaut in den nebligen Apriltag. Das Treiben beginnt.

Zunächst saust die Verfolgte die Kreuz und die Quer, dann stürmt sie gegen das Drahtgewebe. Wie ein Sturmbock rennt sie an und stößt blindwütend mit dem Rüssel hinein. Aber das Verhau hält Stand. Ein Wächter eilt hinzu und treibt die Rasende zurück. Dann versucht sie es an einer anderen Stelle. Bald wird es offenkundig: Sie macht keinen Versuch, über



die noch keine anderthalb Meter hohe Umzäunung hinwegzukommen. Die Sache dürfte diesmal klappen. Jetzt steht das schwarze Wild ruhig auf einer Blöße und besieht sich die Lage. Ich komme sogar mit meiner Kamera zu Schuß. Dann versucht die Bache einen neuen Durchbruch, rammelt mit aller Wucht gegen die Drahtwand, unseligerweise in einer schlecht besetzten Gegend. Nun scheint sie auch noch die Schwäche der Vergitterung bemerkt zu haben: Sie wühlt nach Schweineart ein paar Augenblicke am Boden, hebt das Gitter aus und fegt — hast du nicht gesehen — prasselnd durchs Gehölz, in einem unglaublichen Schweinsgalopp. „Äätsch!“ spottet ein Eichelhäher über die sich anguckende Wärterschar. Großes Geschimpfe hallt durch den grünenden Wald. Die Berittenen sausen wie ein Sturmwind hinter der tollen Sau her. Aber nach kurzer Verfolgung stellt sich's heraus: Der Flüchtling hat einen Wasserlauf durchschwommen und ist in Richtung „Wassergott“ und Schleußig entkommen.

Der einsetzende Regen macht die Stimmung noch mieser, als sie ohnehin ist. So ziehen wir mit den Frischlingen heim. Vorläufig müssen die niedlichen Racker erst das Flaschetrinken lernen. Schmecken will's ihnen am ersten Tage noch nicht recht. Und frech sind sie auch, beinahe hätte ich gesagt: saufrech, wie das eben kleine Sauen sein können. Dem Pfleger, der die erste aus der Kiste nahm, hat es die eine junge Wutz sogleich besorgt: Blitzschnell versetzte sie ihm eins mit den winzigen Haken, die ihr im Mäulchen stehen, von unten her in die Wange. Wünschen wir den Frischlingen (lies: Frechlingen) zum Gedeihen mehr Glück, als es die tapferen Häscher bei ihrer Jagd auf das alte Wildschwein hatten!

Übrigens ist vor mehreren Jahren eine Wildsauenhetze in Leipzig besser ausgegangen. Die Alte war einem zementierten Zwinger des Zoologischen Gartens entwichen, durchschwamm die Pleiße, fesselte die Verfolger auf Ringelschwanzlänge bis zur Rennbahn an sich, lief aber dort in einen Pferdestall, wo sie überwältigt wurde: das dumme Schw ...

In der Futterküche

Das ist ein Besuch, wie man ihn nicht alle Tage macht. Zwar geht's in keine gute Stube, vielmehr in eine Küche. Aber in was für eine. Da brodeln und brägeln es Tag und Nacht; nicht bloß für eine Familie, nein, für Hunderte von Mäulern. Ein Riesenherd steht da mit schweren Töpfen. Seien wir einmal Topfgucker! In einem Gefäß quillt eben der Mais empor. Auf den warten Ihre Lieblinge im Vogelhaus, die Papageien, aber auch die Strauße und noch eine Gesellschaft mit verbogenen Gesichtern: die Flamingos. In anderen kleinen Kesseln sind Kartoffeln, Grieß oder Reis angesetzt, natürlich für die Äffchen. Hu, wie das dampft! Tagtäglich werden Haferflocken gekocht, bis sie seimig werden; Schildkröten und Giraffen, vor allem aber junge Löwen und Tiger kriegen davon, und rücken gar in den nächsten Wochen kleine Petzchen an, dann wird den zottigen Müttern eine Mehlsuppe im Tiegel gereicht.

Ja, diese mollig warme Küche ist aber noch mehr. Sie ist ein Heim für verlassene oder vernachlässigte Tierkinder. Wenn eine Löwin ihre Kleinen nicht mehr richtig betreut, werden sie ihr genommen und hier einquartiert.



Da steht ein Kasten, vorn vergittert. Bringt nun der Raubtierwärter solch ein Löwenbaby, dem das Mäulchen schon kalt und dessen Fellchen welk geworden, dann wird es zunächst gewärmt. Dabei werden ihm einige Tropfen warme Milch oder Tee eingeflößt. Sodann wird es über Wärmsteinen weich in jenen Käfig gebettet, vielleicht noch eine Heizsonne dazu gestellt oder eine wollene Decke davor gehängt. Und nun muß etwa aller zwei Stunden das Kätzchen die Flasche haben; es sei denn, es ist eine Hündin zur Stelle, die das Löwchen an Kindesstatt zu sich nimmt — auch das kostet erst unruhige Tage und Nächte! So laufen hier mehrere Hunde umher, meist Dackel und Spitze, die fast „berufsmäßige“ Raubtierammen sind. Flackert hernach das Lebenslicht des halbtoten Säuglings wieder auf, dann kann man mit ihm Spaß erleben. Er entwickelt sich gewöhnlich zu einem echten Leipziger Rübchen.

In dieser Küche werden auch verletzte kleine Hyänen aufgepäppelt und die Häslein und Rehkitze, also Findlinge aus Flur und Wald. Neugeborene Antilopen, Lämmer, Kälber, selbst kranke Ponys sind hier schon wieder auf die Beine gebracht worden.

Sogar Menschenkinder! Sieh, in derselben Küche hängt an der Wand ein Schrank mit rotem Kreuz. Darin liegt so allerlei, das gebraucht wird, wenn unvorsichtige Jungen den Affen und Mardern gar zu nahe kommen. Da ist schon mancher kleine Biß mit Jod begossen worden. Ei, wie haben sich da manche, weil's zuerst ein bißchen brennt! Jedoch, zur Ehre manches Buben muß ich's sagen, es gibt auch junge Helden darunter. Da hatte einer im vorigen Sommer die Hand zu den Bären hineingestreckt — ein sträflicher Leichtsinn! —, und der Braune hatte zugebissen, ganz ordentlich. Nun kam der kleine Sünder angetrollt, dem's bestimmt nicht wie Lachen war. Mutig hielt er sein blutiges Pfötchen hin, ließ es auswaschen und verbinden — ohne zu zucken.





Palastrevolution bei den Mantelpavianen

Wenn irgendwelche Familienverhältnisse geordnet sind, dann sind es diejenigen der Mantelpavianen. Solch eine Horde untersteht einem Pascha, den meist schon das hochrote Hundegesicht als in der Vollkraft stehend auszeichnet. Seine Würde errang der hiesige in der letzten Affenschlacht, als zwei Sippen verschiedener Herkunft zusammenkamen. Grausig war die Begegnung.

Zwei Minuten lang waren die Männer mit ihrer Löwenmähne ein einziger Knäuel von Haaren, Blut und Dreck. Erschreckend, was in dieser Zeit die 5 Zentimeter langen Fangzähne für Wunden setzen können. Tiefe Schlitze in den roten Hinterteilen — von manchen als „Edamer Gäse“ angesprochen — und blutige Schnauzen bleiben als peinlicher Rest des furchtbaren Kampfes. Dem Sieger — auch die Tiere haben ihre Schmelings! — folgen fortan unangefochten die Frauen in geradezu hündischer Unterwürfigkeit. Wehe dem Hamadryasjüngling, der sich's wagt, mit einer der Haremsdamen schönzutun. Zweimal haben wir es auf dem Affenfelsen unserer früheren Chemnitzer Zweigstelle erlebt, wie der finstere Scheich seine Rivalen erbarmungslos in den Abgrund warf, daß sie unten liegen blieben. Meistens schreien schon die von ihm niedergehaltenen Männer auf, wenn er sie nur drohend ansieht. Ein schiefer Blick kann ihn beleidigen. Andererseits tritt der „Meister“ für sein Gefolge ein. Mit frechen, arrogant wirkenden Kopf- und Handgebärden stellt er sich selbst dem Menschen gegenüber, der seines Erachtens ihm oder seiner Familie zu nahe kommen will. Ebensowenig läßt er gutwillig zu, daß ein krankes oder verletztes Glied seiner Horde gegriffen



wird. Nicht einmal ihre Toten geben sie preis, sondern schleppen sie mit fort. Gar erst die Sorge für ihre Kinder! Wenn solch ein kleiner, noch schwarzhaariger Krebs mit seinen Froschhändchen eine Felsplatte nicht erklimmen konnte und ängstlich quäkte, dann faßte ihn seine Mutter oder eine gute Tante bei den Armen; half das nicht, so kam der Papa von unten her und schob mit nach. War Gefahr im Verzug — sagen wir: Ein neuer Schimpanse tollte durch sein Gehäuse oder die Elefantin Tilly trompetete in ihrem Rappel —, dann boten die Mütter ihren Kindern den Rücken zum Aufsteigen dar. War ein Kriwatschel vergessen worden, dann eilte der Vater herbei, riß das Kind an seinen Leib und zog der kletternden Herde nach.

Schon damals freilich wollte es scheinen, als lehne sich ein erstarkter Pavianmann gegen die Tyrannei des Patriarchen auf. Mehrmals wurde gesehen, wie dieser in Bedrängnis eines seiner Kinder an sich zog und anscheinend damit den Angriff beschwor. Vergangene Woche aber kam die Revolution offen zum Ausbruch. Zwei kräftige Männer schienen es zu sein, die sich der Gewaltherrschaft nicht mehr fügen wollten. Tagelang waren die Feindseligkeiten mehr oder minder heftig in dem großen äußeren ECKKÄFIG des Affenhauses ausgetragen worden. Mehrmals war der Boden von Blut befleckt. Auffallend war, wie oft einer der Rebellen die ziemlich zweijährige Häuptlingstochter — das jüngere der beiden Geschwister ist ein BÜBCHEN — an sich nahm und wie sein Weib beschützte. Kein Wunder, daß der Vater den Kindesraub rächen und seinen Titel als Alleinherrscher verteidigen, kurz, in der Sprache seines Pflegers: wieder „bratwurstieren“ wollte. Die ganze Bande war dabei in heller Aufregung. Solange sie im Hause gehalten wurde, war Friede. Sowie sie aber am dritten Tag wieder in den Außenkäfig kam, wo die ersten Kämpfe stattgefunden hatten, ging der Teufel von neuem los. Wie ein wildes Volk fielen sie übereinander her. Der eine, der den Alten nicht mehr anerkennen wollte, riß wieder das Affenmädchen an sich, als wolle er ihm Gewalt antun. Ähnlich erging's der Frau und dem jüngsten Kind. Natürlich wollte der in seinen Hoheitsrechten gekränkte, noch regierende Affenfürst die Frechlinge strafen. Aber das bekam ihm schlecht. BöS wurde er

eingedeckt. Besonders um seine Frau und das weibliche Kind wurde gekämpft. Einer zog es an den Beinen hin, der andere an den Armen her. Sie hätten das arme Geschöpf bald zerrissen; und der Pascha wäre beinahe auf der Walstatt liegengelassen. Der herbeieilende Wärter holte, um's nicht zum Knockout kommen zu lassen, eine Eisenstange aus dem Raubtierhaus und machte den nötigen Lärm, damit, wie er meinte, die „Gerle melancholisch“ würden. Dann verfuhr er nach dem altbewährten Satz: Divide et impera, verteilte die Meute auf möglichst viele freigemachte Käfige, bis die Parteien reinlich geschieden waren.

Weniger reinlich sahen die glücklicherweise alle lebend aus dem Streit hervorgegangenen Helden aus. Dem Pascha war in dem grausamen Spiel die linke Wade übel zerfleischt worden, so daß er die nächsten Tage kaum von seinem Sims herunterkam und sich geduldig von seinem Weib den Schulterkragen absuchen ließ. Dem einen Aufständischen war die Unterlippe rechterseits zerfetzt worden. Behutsam leckt er nun die Wundränder ab, aus denen der Saft fließt, wenn's Kirschen zum Vesper gibt; auch hütet er sich, beim Gähnen das Maul zu weit aufzureißen, wohl weil's spannt. Einem anderen der Recken steht ein steifgewordener Finger wie eine fleischgewordene Warnung von der Hand ab. Die Herren saßen überhaupt einige Tage mit roten, schweren Köpfen da. Der eine Aufrührer nahm sich fortan eines jungen, noch nicht vollreifen Mannes an, wahrscheinlich, um an ihm seine väterlichen Empfindungen zur Geltung zu bringen. Dieser Männergruppe wurde nunmehr eine andere zugesellt. Die Begegnung verlief ohne Sensation. Es zeigte sich wiederum: Wenn keine weiblichen Wesen dazwischenstehen, bleibt der Burgfriede gewahrt; wenigstens bei den Pavianen!



Auf Eidechsen-, Frosch- und Otternfang

Es ist Aprilanfang. Die Freianlagen für einheimische Lurche und Kriechtiere im Leipziger Zoologischen Garten müssen eröffnet werden. Doch es fehlt an einigen Fröschen, Eidechsen und Kreuzottern, um gerade die so oft verkannten Vertreter unserer heimatlichen Tierwelt hübsch zur Schau zu stellen. Also wird zu verabredeter Morgenstunde ein kleiner, klapprig gewordener Wagen, genannt „de Nuckelpinne Marke Bergfeind“, aus dem Stall gezogen, mit Kistchen, Gläsern, Säcken und kleinem Fanggerät befrachtet — die Bemmen nicht vergessen! —, und mit einem Mut, als gälte es Drachen, Seeschlangen und Lindwürmer lebend einzuhaschen, geht's fort aus der Stadt, hinein in den jungen Frühling.

Der Himmel ist blaßblau; wie mit langen Pinselstrichen sind weiße Wolkenstreifen drüber hingezogen. Die Dörfchen liegen im Dunst, vom Kirchturm überragt. Im Holz drüben stehen die Birken wie Rutenbesen. Hellbraun strecken sich die umgestürzten Äcker, auf andern ist die Saat soeben hochgekommen; fahlgrün sind noch die Wiesen. Weiden reihen sich an den Bächen. Finken und Lerchen sind fleißig und weben ihre Lieder in den Farbenteppich. Ein Ruck reißt uns aus dem Sinnen. Der Wagen biegt in einen Feldweg. An einer Halde von blaugrauem, glitzernem, rostig übergossenem Geröll geht es hin. Bald steht unser Gefährt vor einem Steinbruch. Quarzporphyr, erzählt man uns, wird hier gebrochen.

Wir steigen aus. Es geht an die Arbeit. Aber die richtige Sonne fehlt noch, betuern die Herren Fänger. Der eine zieht den Rain entlang. Plötzlich wirft er sich auf einen Steinhaufen und greift zu. In seinen Fingern windet sich eine Eidechse. Sie ist noch ganz warm vom Sonnenschein. Wie wütend der kleine Racker um sich beißt! Nach einer halben Stunde aber scheint er zutraulich geworden, liegt ruhig auf der Hand und läßt sich knipsen. Vielleicht tut ihm auch nur die Körperwärme so wohl. Es ist ein

Männchen, das bereits sein grünliches, mit Augenflecken besticktes Hochzeitsröckchen angezogen hat. Wie schön der schlanke Saurier in der Nähe aussieht! Soeben



flitzt ein braunes Weibchen ins dürre Brombeergestrüpp. Übrigens trug es einen Ersatzschwanz. Ob es seinen ersten Leibesanhang in den Fängen eines gefiederten Räubers ließ oder sich mit seiner Selbstverstümmelung den Schlingen der Haselnatter entwand? — Meistens bleibt von der erhofften Beute nur ein Rascheln zurück; und mit diesem Geräusch ist in der Regel die Jagd schon abgeblasen. Es gehört eben Blick dazu, bereits die unbewegten, getarnten Kreucher überhaupt zu sehen, und beim Fangen wollen empfindsame Fingerspitzen am Werke sein, sonst gibt's nur abgebrochene Schwänze. Ein bißchen weitere Erfahrung kann nichts schaden. Gerade reißt Herr Minkner ein Mäuseloch auf und entdeckt doch noch, was er gesucht. Inzwischen schimpft einer drüben an der Stelle, wo die sperrigen Stengel der wilden Möhre mit ihren verdorrten Dolden aus dem letzten Herbst steif im Winde schwanken und Katzenpfötchen und Gänseblumen das neue Jahr verkünden: „Die sinn ooch zu schnell weg! Die Schw . . . bande guect bloß mit'n Gobbe raus! Gomm nur her, du Wanst!“ Aber die Echselein scheinen ihre 1000 Worte Sächsisch den Winter über vergessen zu haben und „gomm'n“ noch lange nicht. Ich sehe ja gelegentlich auch welche in den Steinhäufen oder in der Heide, die sich noch braun mit den gebleichten vorjährigen Blütenständen vor uns breitet; aber das Fangen, das lasse ich gewöhnlich den anderen. Ebenso steht unser wackerer Fahrer meistens sinnend vor den Löchern. Ihm zieht wohl die rache Melodie durch den Sinn: „Wemmer dich kriegen, da hammer dich ooch!“ Obendrein wird jeder bald gewahr, was es heißt, die winzigen Wichte — in meiner erzgebirgischen Heimat Straucherlerich genannt — zu überwältigen; Steine und Dornen halten

die Hände über ihre Schützlinge und reißen den sich

darauf stürzenden wilden Knaben blutig.

Ich wandere jetzt einen Feldweg hin. Eine Goldammer zeigt wippend ihr rostrotes Bürzelehen, und eine Amsel zieht durchs verfitzte Gebüsch.

Die Meise sägt unablässig eine Quartentrophe herunter. Die ersten Himbeerspitzen sind da; Fetthenne, Schafgarbe und Nesseln



haben eben das alte Laub durchbrochen. Ein verliebtes Stieglitzpärchen trudelt an der Böschung hin. Nun stehe ich vor einer blühenden Weide. Eine Hummel brummt um die Kätzchen. Ich stecke mir ein Zweiglein an den Hut. Da bringt Freund Schwerdtner eine Neuigkeit in der Hand: einen großen schwarzblauen Käfer mit lächerlich kurzen Flügeldecken, einen „Maiwurm“. An einem Geröllhaufen hat er ihn gegriffen. Über dessen seltsame Lebensgeschichte kann jeder in Brehms Tierleben nachlesen: Wie sich die jungen Larven in Frühlingsblumen begeben, sich von da aus möglichst einer wilden Biene in den Pelz setzen, in der Zellenwiege meuchlings ein Bienen-Ei frühstücken, sich dann wie ein Schlaraffe am süßen Futterbrei mästen und sich so auf anderer Leute Kosten durchs Leben schlenkern lassen. Zugleich hat Herr Minkner ein aufregendes Erlebnis. Eine Feldmaus springt über einen Hügel. Er greift sie, und der Nager ist tot; nicht etwa erdrückt. Der scheint zu Tode erschrocken zu sein. Wie schade; das war doch gar nicht so gemeint.

Und schon erwartet auch mich mein Abenteuer. Eine pelzige, muffelköpfige Raupe, oben braun, weiter unten schwarz wie ein Katzenbär, schiebt sich heran. Ich hebe sie an ihrem zotteligen Haarschopf aus, um mir meinen Gegenspieler zu besehen. Aber was ich ihm auch biete, er rollt sich wie ein Schneekchen zusammen und läßt sich zu Boden fallen. Es ist ein Brombeerspinner. Er hat's wohl eilig. Von Mai an soll der braune Falter fertig sein. Also heißt es jetzt: Husch, husch, ins Puppenbett! — Trauermantel und Großer Fuchs sind auch wieder wach. Gerade schwebt ein Zitronenfalter von einer steinigen Schlucht her an uns vorüber. Inzwischen haben sich unsere Häscher zurückgefunden; natürlich hatte jeder „seinen“ Fleck. Nun wird die Beute aus den Säckchen in ein mit dürrer Grase ausgestaffiertes Kästchen umgesetzt; Stück für Stück wandert durch ein Löchlein, das hernach wieder verkorkt wird. Da zeigt sich bei ruhiger Betrachtung, daß sich unter den Zauneidechsen die rotrückige Spielart befindet! Auch eine Bergeidechse ist bei den Gefangenen. Ihr rötlicher Bauch verrät sie; zudem ist sie ja kleiner. Selbst einige Zwerge, bloß 7 Zentimeter lang, treten mit an. Das sind Jährlinge! Die müssen vor ihren Feinden, sogar vor ihren Verwandten, besonders auf der Hut sein, wie die sieben Geißlein vorm bösen Wolf.

Aber jetzt ist's genug! Vorwärts, in die Karre! Nachdem wir den sonnigen Hang abgestreift haben, soll's in den Wald gehen. Außerdem ist es schon bald Mittag. Unterwegs sagen wir einem Dorfgasthof Guten Tag.



Der Hausvater hat sich anscheinend eben erst aus den Federn gewunden, nach dem Dauerschwof der letzten Nacht. Den Weibsleuten kommt er beim Reinemachen immer noch zu früh. Indessen macht uns Frau Wirtin eine Tasse „Lorke“ und je ein Schinkenbrot zurecht, wie eine „Ferdezeh“. Danach nimmt sich die Colditzer Pflege schon wieder anmutiger aus.

Die Lärchen stehen in den ersten Spitzen. Wir halten an einer Moosdecke. Eine Spinne etzert durch den Schädlingsfanggraben. Wie das fern in den Wipfeln rauscht! Wir treten auf leisen Füßen in eine Schlucht, an einen Waldtümpel. Hier finden sich bestimmt in der heimlichen Abenddämmerung Nixen, Kobelchen und andere Wald- und Wassergeister ein. Vorläufig haben sie uns nur die Tiere zurückgelassen, hinreichend für ein ganzes zoologisches Kolloquium. Ausschöpfen möchte man am liebsten einmal die gesamte im Schatten hausende Bevölkerung. „Wasserreiter“ schießen ruckweis wie unsichtbar regierte Schachfiguren über die dunkle Flut. An einer seichten Stelle drängen sich zwei Molche auffallend zueinander. Außer Teichmolchen ist der Bergmolch da. Wir fangen einen. Es ist ein Männchen. Dürr ist es, nur hinten dick geschwollen, und im Feierkleid: oben dunkel blaugrau, unten apfelsinenrot, dazwischen ein Streif schwarzer Spritzer; der schmale Rückenkamm hat helle Flecke. Wir setzen den stummen Bräutigam zurück. So, lebt und liebt euch weiter in eurem Märchenpfehl, auf eure Weise!

Wir steuern jetzt hin, wo der Forst in steile Hänge abbricht. Nahe unserem Ziel verlockt uns noch ein milchgrüner Waldweiher zum Absteigen. Laichballen des Grasfrosches schwimmen darauf wie Streuselkuchenfladen. Drüben im Schilf ruft es verhalten: gak, gak, gak ... Kröten! Jetzt geht's ja schon bei der Knoblauchkröte „zu Faden“. — Der Weg bringt uns an einem Erdloch vorüber, worin vordem ein Baum gestanden hat. Die Mulde ist unter dem regenlosen Himmel ausgetrocknet. Aber was ist das? Der Boden ist doch wie von Gallerte bedeckt und voll von schwarzen Flecken. Es ist wieder Laich; die bereits weit entwickelten Kaulquappen müssen hier elend umkommen. Mutter Natur kann sich's leisten, auch einmal ein paar tausend ihrer Kinder dem unberechenbaren Wettergott zu opfern. Gleich daneben, auf sandiger Heide, liegt ein Häuflein halberstobener Federn. Da hat sich ein Vogelmord begeben. Kein Klagelied er-

hebt sich. Was liegt, liegt. Nach wie vor läßt der Weidenlaubsänger seine Zilp-zalp von der jungen Kiefer niederklingen; bunte Falter spielen in der Luft. Der Wind verweht die Reste, und eine Drossel trägt die Fiederchen in ihr Nest — für neues Leben. Hier hängt man nicht Vergangenen nach. Also weiter!

Bloß noch paar hundert Meter, und wir erreichen den jähren Felsabsturz, an dessen Fuß sich zwei stehende Wässer angesammelt haben. Das größere davon sieht schon ganz aus wie ein Unkenheim. Hellbraune und grünliche Leichteller verdecken den Wasserspiegel. Es wimmelt darin von schwarzen Quappen. Auf dem Bodenschlamm hat sich ein Krötenpaar zusammengefunden. Ein einzelnes Stück hält krampfhaft einen toten Fisch umfangen. Am Ufer ist auf einem abgesunkenen trockenen Rasenstück eine ganze Grasfroschversammlung im Gang, aber eine stumme. Ob das etwa der Landtag aus Froschkönig Heinrichs Reich ist? Tatsächlich scheinen es lauter Männchen zu sein; die Daumenschwiele und auch die helle Kehle sprechen dafür. Wahrscheinlich haben alle abgelaicht. Die erholungsbedürftigeren Weibchen dürften sich zurückgezogen haben; ihre ein wenig kleineren Eheherren stellten sich hier zu einem Ruhestündchen ein. Aber nicht einmal das sollen sie haben. Wir treten heran. Hups, hups, klatscht es ins Wasser. Das rettet freilich nicht alle vor dem geschickten Zugriff der beiden Zweihänder, die sich inzwischen am Rande hingelegt haben und einen „Geckrich“ nach dem anderen an den langen Hinterbeinen aus der „Patsche“ ziehen. Sie werden in einen feuchten Sack versenkt. Dabei kommt ein weiblicher Kamm-Molch mit herrlich gelber Unterseite ans Tageslicht. — In wenigen Minuten ist unser Bedarf an jenen Lurchen gedeckt. Jetzt werden einige Blöcke und Platten angehoben. Viel ist aber heute nicht darunter los.

Der kleine, wärmere Gesteinstümpel verspricht mehr. Nahe dem Ufer treibt ein Pärchen Teichmolche sein Liebesspiel. Wie der dunkle Ritter im Festschmuck seinen perlmutterblau gestreiften Schwertschwanz zu schwingen weiß! Auch der wunderschöne Bergmolch ist wieder bei der Sippe. So hätten wir alle der bekannteren heimatischen Wassermolche auf ein paar hundert Quadratmetern beisammen! — Was sind eigentlich dort unter Wasser die vielen dunklen Flecke an den Steinrändern? Lauter Libellenlarven! Wer sollte meinen, daß aus diesen mißfarbenen, maskierten



Räubergestalten im Taucheranzug einmal bunte, glitzernde, die Sonnenluft durchschwirrende Seejungfern werden? Übrigens sind es zwei Arten. Die schlankere ist die Jugendform der Teufelsnadel, die kürzere führt das Vorleben der Vierfleckigen Libelle, welche vor Jahren einmal in tagelangem Wanderzug über Leipzig flog. Köcherfliegenlarven sind noch nicht zu entdecken, jene Gehäusebauer, die in Hülsen — aus verkitteten Pflanzenteilchen, verklebten Steinchen oder Schnecken-schalen bestehend — ihr Einsiedlerdasein verbringen und schließlich als Wassermotten ins Luftmeer steigen. Auch die Kreuzkröte ließ sich bisher nicht blicken; wahrscheinlich steckt sie noch in Mauselöchern. Aber plötzlich hören wir kratzige „ak“! Immer wieder. Wir suchen die Felswand ab, spüren in alle Winkel. Auf einmal erkennen wir den Sänger. Unter einem Uferstein hockt eine Erdkröte. Der Widerhall hat uns genasführt. Mit der Erfahrung ziehen wir ab. Die Goldammer gibt uns ihr uraltes Lied auf den Weg, das zum sonnigen Spätnachmittag am öden Waldrand so gehört wie zum Sommerabend im Zoologischen Garten der Pfauenruf. Halten wir uns dazu! Das dichte Fichtenholz jenseits der Straße ist ja noch unser Ziel.

Ein schmaler Waldweg nimmt uns auf. Herr Minkner verspricht mir mindestens drei Kreuzottern in diesem Gehölz. Kaum sind wir hundert Meter gegangen, da zeigt er auf eine braune Feuernatter. Unter einer niedrigen Fichte liegt sie, und zwar lang hingestreckt, wohl ein Zeichen dafür, daß sie noch nicht lange ihr Versteck verlassen hat, sonst hätte sie sich schon zusammengeringtelt. Solch einen Platz unter Reisig am Waldrand, den mag sie. Wahrscheinlich sind hier die meisten Mäuse. Vom Mai an verrät sie durch das abgestreifte „Hemdchen“ ihren gewohnten Aufenthalt. Ich will eine Aufnahme machen. Aber ehe ich soweit bin, schlängelt sie sich zurück ins Dickicht und ist nicht wieder aufzufinden. Wie die Mehrzahl aller anderen Tiere weicht auch sie dem Menschen aus. Beißen dürfte sie nur, wenn sie sich von ihm bedroht fühlt, also wenn sie gefangen werden soll — dann kann man's ihr nicht verdenken — oder im Irrtum, wenn etwa jemand versehentlich darauf tritt. Wieviel Unglück müßte sonst geschehen! Denn die Kreuzotter ist, wenigstens an gewissen Stellen, gar nicht selten und wird von manchen Förstern mit Recht geschützt.

Nun biegen wir in einen Seitenpfad. Ein paar Schritt — und schon müssen wir abermals stehenbleiben. An einem Baumstumpf, verdeckt von Nadelzweigen, zeigt sich ein Stück von jenem zusammenhängenden

Zickzackband, dem sogenannten Kainszeichen unserer einzigen Giftschlange. Diesmal auf ganz grauem Grund. Bekanntlich sind die Männchen meistens heller (bei den Kreuzottern!) und schärfer gezeichnet; das vermeintliche Kreuz auf dem Kopf ist ein unsicheres Merkmal. Mein Begleiter springt diesmal zu, obwohl er niedrige Schuhe anhat, faßt die Überraschte mit einer kurzen Zange hinterm Kopf und läßt sie, natürlich mit dem Schwanz voran, in einem Säckchen verschwinden. Noch in Rufweite von diesem Platz entfernt, und der Gehaschten wird an einer Schonung — wie zugesagt — die nächste zugesellt. All das innerhalb von kaum einer halben Stunde. Dabei war noch gar nicht die günstigste Tageszeit. Anscheinend verläßt die Kreuzotter mehr zum Spätnachmittag als in der Mittagshitze ihren Unterschlupf; im Hochsommer mag sie die Zeit von 17 Uhr an bevorzugen und sich dann zum Teller aufrollen. Vielleicht ist auch der Wind nicht gleichgültig für ihr Erscheinen. Ob und wieviel jemand von diesen Tieren überhaupt bemerkt, hängt von der Übung ab, von der Einstellung. Der eine kann über die Kreuzotter wegstolpern, und das geschulte Auge sieht sie vom fahrenden Wagen aus. Inzwischen ist die Sonne hinter die Stämme gesunken; es wird kühler. Wir schreiben ja erst den 9. April. Also rüsten auch wir zur Rückkehr. Rote Waldameisen kreuzen unseren Weg; wie Pilger ziehen sie zu ihrer hochgetürmten Burg. In einer Lichtung fliegen Feldsandkäfer einer Kiefer zu. Ein Mistkäfer scheint etwas Wichtiges entdeckt zu haben. Gönnen wir's ihm! Um eine blutende Birke drängen sich Wespen und Fliegen; ein hellrandiger, überwinterter Trauermantel ist auch dabei. Aber wir können nicht mehr verweilen. Schon wird es diesig in der Flur.

Das verspottete, angejahrte Opelehen schleppt uns brav nach Hause mit samt den gefüllten Kistchen, Säcken, Gläsern und dazu hundert Erinnerungen an einen schönen Frühlingstag.



Sikas

Zum Schenesten, was unser Leipziger Zoologischer Garten hat, gehören Sikas. Das sind Hirsche aus Ostasien, von Japan und der Mandschurei durch China bis Formosa. Ihr düster grau-, zuweilen kastanienbraunes Fell ist, mindestens im Sommer, schneeweiß gefleckt, als seien die Sonnenkringel ihrer fernen Heimat darauf hängengeblieben; bei unserem Weibchen schimmert jetzt noch seitlich der Mittellückenlinie je eine Perlenkette durch. Die Männer, denen im Geweih die in Stangenmitte gehörende Eissprosse fehlt und denen am Halse eine Mähne sproßt, haben, trotz ihrer Kleinheit, „Mumm“ und können den Fremdling mutvoll angehen. Zunächst jedoch beherrscht sie die Schreckhaftigkeit. Ein ungewohnter Anblick — und das Rückenende blüht strahlenförmig zu einer blendend weißen „Blume“ auf, die die Flanken überragt und schwarz umrahmt ist. Der vorher kaum bemerkte dunkle Nackenstreif sträubt sich zu einem schwärzlichen, kammartigen Gebilde auseinander. So rasen die Bestürzten in allen Gängen durchs Gehege, zunächst im Stehschritt steigend, sodann auf allen vieren, wie auf Federn, zugleich vom Boden abspringend, als würden sie in ihren Wäldern vom Tiger oder Panther gehetzt. Ihre zierlichen Gestalten haben manchmal japanischen Farbschnitten Modell gestanden.

Die Weibchen haben etwas Frauliches und, wenn sie einem endlich trauen, bei aller Zurückhaltung etwas Anschmiegsames an sich, auch wenn sie in Gambentönen betteln.

Sie machen nicht viel von sich, und die Mehrzahl der Besucher geht an ihrem Gehege vorüber in der Meinung:

„S'is a su e Reh.“

Von diesen leichtfüßigen Waldgeistern schenkte uns der Antwerpener Garten



ein Böckchen, das wohl auf dem Seeweg nach Europa gekommen war; auch scheu, wie eben Sikas sind. Es ging die Wände hoch! Wir hielten es erst abseits, und nur der Wärter durfte zu ihm. Himmelangst wird mir, wenn so ein Stück gefangen werden muß. Wird es seine schlanken Schenkel nicht zerschmettern? Wir setzten es im Kleinen Hirschhaus um, dort, wo das Rinnsal vor den Rindern aus dem Boden kommt. Allmählich ward es ruhiger.

Nicht lange, und aus Prag traf ein Weibchen ein, das dort wahrscheinlich auf dem Landweg eingezogen war.

Dasselbe Spiel auf Leben und Tod beim Aussetzen;

aber wir brauchten Platz. Die beiden sollten nun

zusammenkommen. Das Böckchen ward an

einem schönen Tag ins freie Gehege ausge-

sperrt, seine Zukünftige in dessen Unter-

kunft gebracht. Jetzt ging der Schieber hoch.

Wir hielten den Atem an. Das Sikafräulein

blieb in seiner Kemenate und ließ sich gar nicht sehen. Das Böckchen

stieg, wie von einem ungewissen Drang geschoben, zur offenen Tür und

lunzte um den Pfosten. Ein mächtiger Sprung zurück! Es hatte in dem

Dunkel seines Stalles etwas Verdächtiges bemerkt, etwas Fremdes,

vielleicht ein „Deifele“. Entsetzt zog sich's ein paar Schritte abseits, aber

die Neugier, die peinigende Neugier! Abermals schlich es sich hin und

schob die feuchte, lackschwarze Nase in den unheimlichen Raum. Ein

Schnüffeln! Diesmal zog es sich langsamer zurück; denn — das hatte

wohl das Näschen ihm verraten — der Teufel drinnen schien gar kein

richtiger Satanas zu sein. Nun faßte es sich ein Herz — und rin! Es fand

dort eine zarte Frau. Aus dem Fernen Osten waren sie zu Wasser und zu

Lande hierher gekommen, und hatten sich gefunden. Sanft legte er ihr

den einen schlanken Fuß auf ihren Rücken. Sie ließ es geschehen. Was

alsdann kam, das konnte man, da's dunkelte, nicht mehr genau erkennen.

Und das war gut so.



Tiere haben das Wort

Nein, nein, nein, nein! Was manche denken, das meine ich nicht: keine sogenannten redenden Hunde oder singenden Katzen. In der Sprache der Menschen können sich Tiere nicht ausdrücken; das brauchen sie auch gar nicht. Was wir Sonntag nachmittags vom Leipziger Sender aus an Ihre Ohren funken, das sind ganz natürliche Tierlaute. Im Senderaum darf jedes Tier reden, wie ihm buchstäblich der Schnabel gewachsen ist, einschließlich einer heiteren Kinderschar. Ehe wir uns einbilden, unsere kleinen Vier- und Zweibeiner sagten es uns zu deutsch, wenn sie Hunger haben, versuchen wir lieber, mit ihnen in der ihnen eigenen „Wau-wau“-„Ruckediguh“- oder „Mäh“-Sprache zu verkehren. Daher also so viel Geschrei, Gequiaks und Gemeckere! Eins ist natürlich schade: daß Sie nicht alle dabei sein können und sehen, wie sich die neuen, unvorbereiteten Rundfunkredner benehmen; auch nicht riechen. Anscheinend hatte der Dackel, der bei der ersten Sendung mit auftrat, doch ein bißchen Lampenfieber, als er in seiner Angst etwas gegen die guten Sitten verstieß. Ei, ei, Dackelchen! Übrigens war es derselbe, der mit dem jungen Löwen und der kleinen Hyäne zusammenlebt. Damit Sie sich nun einen noch besseren Begriff machen können von diesen jugendlichen Helden, will ich Ihnen ein paar kleine Geschichten aus ihrem Leben erzählen.

Ein seltsames Kleeblatt ist es ja: Löwe, Hyäne, Dackel und Katze, die da aus dem Leipziger Zoologischen Garten in den Senderaum kamen. Was stellt diese Art von Hausgenossen alles an, wenn sie in ihrem Heim — das ist die Küche des Wirtschaftshofes im Zoo — sich selbst überlassen ist und nicht gerade vorm Mikrophon eine Ansprache halten soll!

Halb tot, mit welchem Fellchen und kaltem Schnäuzchen kommen die kleinen Löwen aus dem Raubtierhaus in die Wärme der Küche und werden tagelang umsorgt. Nach einigen Wochen aber, da leben sie auf,

maunzen, bis sie aus ihrem kleinen Käfig gelassen werden, und dann geht das Spielen los. Was zappelt, wird angekrallt. Pantoffel werden fortgeschafft, mit Scheuerhadern und Handbesen heiße Kämpfe ausgefochten, und wenn ein Mädchen vorübergeht, erfolgt ein Überfall auf ihre Schürze. Geben es die Kräfte der zunächst noch schwachen Hinterbeinchen her, werden die ersten Stufen erstiegen. Rauf zu geht's etwas leichter als herunter. Dann gilt es Stühle zu erklimmen. Jüngst erkletterte einer — junge Löwen können noch klettern! — den großen Kochherd, auf dem das Tierfutter gekocht wird. Deiwel, wie feuerte das erhitzte Eisen doch an die nackten Söhlchen! Und nun flitzte der Frechdachs über die halb glühenden Platten, patschte versehentlich mit einem Pfötchen in einen kochenden Maistopf — zum Abschütteln war jetzt keine Zeit —, sprang vom Rand herab, riß dabei mit dem Schwänzi die Kaffeekanne um, polternd flog der Deckel in die Tiefe, und der ganze Kaffeesatz floß dem entsetzten Löwenkind aufs Buckelchen. Verdutzt von so viel Hexerei flüchtete sich der kleine Abenteurer zu seinem Schwesterchen. Das leckte ihm treulich das vermaledeite heiße Pech vom Rücken.

Nicht lange, und die Entdeckungsreisen werden auf den Wirtschaftshof ausgedehnt. Das ist ein herrliches Jagdgelände! Da quieksen die Meer-schweinchen und gackern die Hühner: eine liebliche Musik für die rundlichen Ohren kleiner Räuber. Viertelstundenlang können die davorstehen und lauschen. Und dann vollzieht sich's eines Tages. Da kommt solch ein gelber Dreikäsehoch in der Küche an, stolz, mit erhobenem Moppelköpfchen, und was trägt er in dem kleinen Maul? Ein Hühnchen, das schon ermattet die Flügel hängen läßt.

Reizvoll ist auch das Schlachthaus, voll anregender Düfte. Da hängt eine Pferdekeule, vielleicht drei Zentner schwer. Sehen tut's gerade niemand. So macht sich das Wüstenprinzchen — selber kaum ein Viertelzentner im Gewicht — darüber her und frißt sich, auf den Hinterfüßchen stehend, hinein, als gälte es, sich durch den Hirsebrei bis ins Schlaraffenland hindurchzufuttern.

Läßt sich das volle Bäuchel die Treppe hinaufschleifen, dann gibt's neue Aufregungen. Im zweiten Stock wohnen mehrere Wärter und der Kutscher.



Deren Stuben müssen untersucht werden. Beim Rosselenker lehnt gerade die Tür nur an. Was steht da unterm Bett? Eine Blechbüchse; s'ist der Rußbuttertopf, worin der Pferdepfleger die Hufschmiere anrührt. Das Löwchen steht vor einem Wunder, schiebt das Näschen etwas zu tief in den Brei und kehrt nun zu aller Schrecken als Mohr zurück. — Aber im ersten Stock ist ja ein Fenstersims. Man kann nicht wissen, was alles von dort aus zu beobachten ist. Also hinauf. Und nun erscheint plötzlich der Tunichtgut als Brustbild im offenen Fenster. Eben bemerkt es eine Wärterin. Die ruft den ganzen Hof zusammen. Strohballen werden herangebracht und Tücher aufgespannt wie bei einem Brand, damit der kühne Springer nicht die Beine breche. Inzwischen schleicht sich ein Wärter die Treppe hinan, erwischt das Bürschchen beim Schwanz und hemmt es, wenn auch in etwas unwürdiger Weise, in seinem Tatendrang.

Späterhin kann's kommen, daß solch ein Schlingel sogar einen Sprung ins gänzlich Ungewisse, in den Pleißenfluß versucht. Löwen können schwimmen, aber sie sind nicht gern im Wasser. Zum Lob der kleinen Strolche muß ich sagen: Sie halten sich in diesen ungewohnten Lebenslagen brav und paddeln sich selbst aus der Strömung durch die schwarze Flut wieder ans Ufer. Eigentlich sollte man ihnen danach die Höschen straffziehen. Aber schließlich ist die Freude über die Rettung größer als der Kummer über die Missetat.

Nicht viel kleiner ist das Sündenregister der jungen Hyäne. Auf den Tod verletzt kam sie hierher. Das Geschwistertier hatte ihr das Fell vom ganzen Vorderrücken abgerissen. Die schwer eiternde Wunde roch schon, Maden krochen drin herum, es war hoffnungslos. Aber da sah man, was gute Pflege bei einem Wildling erreichen kann. Trotz einiger Zwischenfälle hielt das übel zugerichtete Hyänenkind durch, trank immer gieriger seine Flasche und baute sich mit der Zeit die Küche zu einer kleinen Höhle um. So hatte es unter den im Dunkel stehenden Eisschrank seinen Unterschlupf verlegt. Was ihm in stillen Stunden gefiel, das schaffte es dorthin. Bald fehlten Holzplättchen, Tücher, Mützen, Brote. Bis man dahinter kam: Das Hyänchen hatte alles in seine „Burg“ geholt und unter anderem die Lederteile abgefressen. Halbe Vormittage konnte er dort verbringen, der kleine Teufel, bis er sich durch sein Geheul verriet. Richtig vertraut war er nur mit seiner ständigen Pflegerin Else. Wenn die in der Nähe scheuerte, dann kam Pippe wie ein kleines Gespenst zum Vorschein, schlich sich zum Eimer und nahm ein Bad. Allen Fremden gegenüber



hatte sie die üble Gepflogenheit, jene mit ihrem braunen Dickköpfchen an die Beine zu boxen, gelegentlich auch zu zwacken. Soweit hieß aber verstehen zugleich vergeben und vergessen.

Nun fiel jedoch des öfteren auf, daß einigen Wärtern das Frühstück verschwunden war. Keiner hatte den Dieb gesehen. Da fehlte gar in der Futterstube ein gerupfter Hahn, der am Sonntag gebraten werden sollte. Zur selben Zeit hörte man's unterm Eisschrank knackeln und knirschen. Hier also wohnte der Racker, der sich heimlich selbst versorgte, so ganz nebenbei. Diesmal wurde ihm noch verziehen. Als aber eine Woche später die gargeklopften Schnitzel abhanden gekommen waren, da ward Gericht über Pippe gehalten. Ihr Maß war übergroß. Das Urteil lautete: mitsamt ihrem Spielgefährten, dem jungen Löwen Cäsar, ins Alte Raubtierhaus! So wurden die zwei Rangen als vorbelastete, schwer erziehbare Jugendliche dorthin gebracht.



Stelzvögel im Zoo

Die ganze Natur ist ein inniges Gewebe von Zusammenhängen. Greift ein Stück heraus, und es ist, als zöget ihr ein Netz an einer einzigen Masche von seinem Untergrund. Diesen Eindruck gewinnt man besonders bei der Betrachtung der Lebewelt. Jeder Menschenschlag, jede Tier- oder Pflanzenart ist solch ein Kreuz von vielen Fäden. In der Sprache der Entwicklungslehre bezeichnet man diesen Tatbestand als Folge der An- oder Einpassung. Oberflächlich betrachtend kann man sagen, das Erdreich sei den Säugetieren vorbehalten, die Luft den Vögeln und Insekten, der Sumpf manchen Kriechtieren, Lurchen, Weichtieren und Würmern, das Wasser den Fischen und vielen niederen Wirbellosen. Aber so schematisch sind jene Zusammenhänge nicht geknüpft worden, denn jeder kennt Säugetiere, die das Luftreich mit beherrschen wie die Fledermäuse; Vögel, die nur das feuchte Element zu meistern wissen — ich denke an die Pinguine —, und allerlei kriechendes Getier, das sich in die Luft versteigt, wie Baumschlangen, Flugdrachen und gar die fliegenden Fische. Es ist also mehr so, als sende jeder große Tierstamm seine Boten in die verschiedenen Reiche des Unbelebten. Nehmen wir einen zur genaueren Betrachtung vor! Für heute die Stelzvögel.

Ihr Lebenselement ist nicht das tiefe Wasser, meist auch nicht das trockene Land, wohl aber das Zwischengebiet: die feuchte, sumpfige, wasserreiche Region. Gefährlicher Boden! Wer darin versinkt, dem wird er zum Grab. Und so viel Nahrung gibt er nicht her, daß er nicht auschreitend bewältigt werden müßte. Am besten wär's, man könnte ihn auf Stelzen durchmessen, aber mit breitfüßigen. Das tun tatsächlich unsere Watvögel. Auf langen, dünnen, unbefiederten Stelzen durchschreiten sie den weichen, brodelnden Grund; lange Zehen, an der Wurzel meist durch kurze Häute aneinandergeheftet, helfen den Körper

tragen. Freilich, sind die Beine lang, muß es der Hals auch sein, sonst kommt er nicht auf den Boden; und soll der Kopf mit Nase, Auge und Ohr nicht gleich vom Schlamm bedeckt werden, dann muß der Schnabel schlank wie eine Greifzange sein. Schlendern wir jetzt einmal in diesen Gedanken durch den Zoo! Vielleicht spinnt sich noch dies und das an unsere Grübeleien. Benutzen wir gleich den Rosentaleingang! Wir sehen das Vogelhaus. Da wird eine Erinnerung an den vergangenen Sommer in mir wach.

Der Tag war trüb. Die Ebbe setzte gegen Mittag ein. Die See wich Schritt für Schritt zurück. Nun scheint sie ganz verschwunden. Schwarz liegt vor uns das Watt, auf Tausende von Metern hinaus nichts wie fester Schlamm, von freigelegten Wassergräben durchzogen. In violetten Lichtern spiegelt sich der Wolkenhimmel drin, aus dessen Säumen eben noch einmal die Abendsonne tritt. „Wiep!“ Was war das? Nochmals solch ein langer Pfiff. Da sich! Vielleicht auf hundert Meter vor uns trippeln Vögel im Morast. Nun kommen noch zwei angeschwebt und gesellen sich zu den zweien. Wo das dunkle Wasser in Blasen wie seufzend

aus dem Schlamm quillt und sich in einer Pfütze sammelt, die eben von einer Krabbe, seitwärts schreitend, erreicht wird, dort treffen sie sich. Mit welcher Hast sie suchen! Wie Schatzgräber. Ein Stich mit dem langen Schnabel nach einem Wurm ins Zwischenreich von Land und Wasser, und sie trippeln emsig weiter. Nun sind sie nahe, und wir vermögen sie zu erkennen. Austernfischer sind es.

Das saubere Kleid, das von hohen roten Beinen unbefleckt durch den Schlamm getragen wird, verrät sie. Ihren Namen rechtfertigen sie nicht; denn sie sind Strandvögel, die niemals Austern fressen. Würmer, kleine Krebse und Fische mögen ihr tägliches Brot sein.

Natürlich wird auch eine angespülte Muschel ausgefressen.

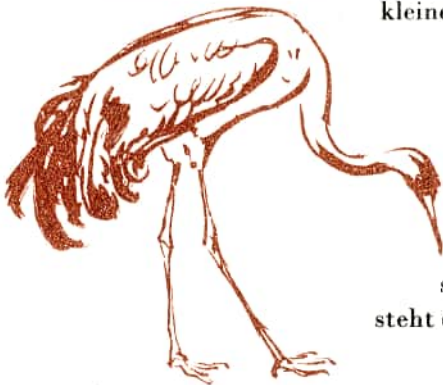
Und so deckt ihnen die Flut Tag für Tag den Tisch.

An unseren Binnengewässern vertritt sie u. a. der Kiebitz, dieser schmucke Grünrock mit dem kecken Federschopf. Welch ein Bild, wenn vor einem auf der Sumpfwiese am Teich ein Schwarm davon aufwirbelt und in schmetterlingshaftem Flug durcheinandergaukelt! Viele Hundert habe ich auf den Grünflächen Schleswig-Holsteins und Hollands gesehen. Stammgast sind sie auf Helgoland.

Gleich diesen beiden hübschgekleideten Regenpfeifern sucht ein Dritter



die Wassernähe auf, ohne aber daran gebunden zu sein. Das ist eine reizende Gestalt der Niederung, gelegentlich auch der Felder oder der Steppe, im Norden der Alten Welt. Es ist der Kampffläufer, auf den nun im Vogelhaus unser Blick fällt. Den Namen versteht jeder, der ein paar Minuten vor der bunten Schar stehenbleibt. Da sondern sich immer Kampfpaare ab. Ob irgendeine Beleidigung vorgelegen hat, ist nicht zu erkennen. Die Mensur beginnt. Auf dem Kopf richten sich zwei Federhörnchen auf; der lange Halskragen wird vorgesträubt und wie ein Schild, durch den der Kopf guckt, tief am Boden hin vorangetragen. Der Hinterleib steht dabei höher als der Vorderkörper und bleibt dadurch am besten geschützt. So rennen die Gegner aufeinander los. Der lange Schnabel dient als Stoßdegen. Freilich verfängt sich die Waffe meist an dem Schutzschild. Überhaupt mutet das Ganze mehr wie eine unblutige Spiegelfechterei an. Übrigens ist das Gesicht der Kämpen mit schützenden Warzen bepflanzt. Manchmal geraten die Herren härter zusammen. Dann springen sie wie Kampfhähne aneinander hoch und fassen sich am Schnabel. Heldenpech ist es, wenn einer dabei an der Zunge erwischt und daran herumgezerrt wird. Wie sehr die Duellanten bei der Sache sind, sah ich einmal mit an. Einer versuchte einen Gegenstoß. Dabei mußte er die alle Käfige durchziehende Wasserrinne überqueren. Dort unten fand er jedoch etwas zu fressen und ließ nun ruhig seinen Gegner oben auf sich warten, bis er den guten Bissen verwürgt hatte. Ab und zu warf er einen wütenden Blick hinauf zu seinem in Kampfstellung verharrenden Partner. Aber erst wurde gefressen und hinterher noch bißchen mit Körperwippen gebadet, hernach noch ein kleiner Gang gefochten. Das nimmt sich alles nach den Kämpfen des Krähwinkler Landsturms aus, wo bei Regenwetter der Krieg im Saale stattfindet.



Auch beim Baden wird manches markiert: Einer steht im Wasser, benetzt sich aber nur oberflächlich. Kaum, daß die Kopfseiten eingetitscht werden; anschließend wird aber feste geputzt. Zuweilen steht die ganze Gesellschaft auf einem Bein ruhig da.

Kommt ein Störenfried, dann sind die Herren „Ruheständler“ zu faul, das eingezogene Bein auszustrecken und wegzulaufen; lieber hüpfen sie auf dem einen Bein dem Raufbold aus dem Weg. Wenn man die Bande mustert, findet man, daß sie alle verschieden angezogen sind. Der Halskragen sieht bei jedem anders aus: weiß, braun, grau und weiß gesperbert, schwarz und braun gewellt, gelb und weiß geteilt, bronzebraun usw., eine Buntheit, wie sie in den Kleidern der alten ritterlichen Haudegen auch geherrscht haben soll. In der Freiheit haben sie übrigens ihren bestimmten Kampfplatz, ihren Paukboden. Außerhalb dieser Walstatt ist Friede. Keinem wird eine im Streit erlittene Unbill nachgetragen. Vor allem mischen sich die Weiber nie in die Händel der Männer. Sie haben sich mehr um die im Sumpf gelegenen Nester mit den Kleinen zu kümmern. Leider wurde einigen in den Herbstnächten der erwachte Zugtrieb verhängnisvoll; sie rannten sich die Köpfe ein.

In diesen Verwandtschaftskreis gehören noch zwei alte Bekannte, wenn sie auch selten so nahe zu sehen sind wie hier im Zoo. Das sind zwei Teichhühner; eins mit weißem und eins mit rotem Stirnfleck. Das erste hat sich damit den Namen Bläßhuhn erworben; das andere wird Grünfüßiges Teichhuhn genannt. Das dunkle Bläßhuhn rudert auf vielen schilfigen Teichen unserer Heimat mit nickendem Kopf und sucht sich kleines Wassergetier und Pflänzchen. Es taucht vorzüglich. Seine Zehen sind mit Lappensäumen versehen. Die Jungen werden im Röhricht erbrütet und gleich nach dem Auskriechen von den Eltern aufs Wasser geführt. Sie haben rote Köpfchen und sehen wie Teufelchen aus.

Schwieriger ist das Grünfüßige Teichhuhn zu beobachten. Auch hier im Garten sitzt es meist im Busch; es hat nicht etwa Schwimmhäute zwischen den Zehen. Wie oft werden uns derartige flügelahme Teichhühnchen in den Zoo gebracht, die sich vielleicht bei nächtlichem Flug an einem Telegraphendraht den Rest holten! Dann blicken sie mit ihren schönen Augen, wie um Erbarmen flehend, um sich. Anfang Dezember vorigen Jahres erschien plötzlich eins unter den zugewanderten Stockentenscharen auf dem vorderen kleinen Teich. Es hatte sich einer jungen Möwe angeschlossen, saß mit dieser unter den Eibenbüschen und trippelte dann mit ihr vor ins Wasser, doch noch etwas scheu hier- und dorthin laufend. Nie werde ich vergessen, wie ein Wilderer aus meiner Kompanie solch ein harmloses, schwächtiges Hühnchen im Flug au

einem sumpfigen belgischen Wäldchen schoß und dem überraschten Kommandeur als „*wos for de Feierdoog*“ auf den Tisch legte.

In die Verwandtschaft gehört noch ein Waldvogel, den die Jäger alljährlich in ihr Revier herbeisehnen, der aber so manchem von der grünen Gilde in der Dämmerung auf dem Strich durch seinen Zickzackflug ein Schnippchen schlug: die Schnepfe. Sie liebt den feuchten, weichen Waldboden. Mit ihrem langen, tastenden Schnabel bohrt sie sich Würmer, Larven, Schnecken und anderes Kleingetier heraus. Auch Beeren soll sie nicht verachten. Ist diese Mischung auch nicht ohne weiteres appetitanregend, so muß eine Schnepfe nach Jägerart mit den Eingeweiden gebraten werden. Höchster Genuß bereitet der Schnepfendreck, das sind mit ihrer natürlichen Füllung gebratene Därme. Die vielen Nachstellungen, die die Schnepfe überall erfährt, haben in eins ihrer Geheimnisse Licht gebracht: in ihren Zug. Gefangene Tiere wurden mit einem Fußring versehen und wieder freigelassen; der Ring weist das erbeutete Tier aus. Im Herbst macht sich die Waldschnepfe zuweilen in Massenzügen auf, sei es von Leningrad oder Schweden oder England her, und durchzieht in meist südwestlicher Richtung auf verschiedenen Heerstraßen Europa.

Übrigens wurde mir vor vielen Jahren ein Zwerg aus der Schnepfenfamilie, eine kleine Sumpfschnepfe, von einem Arbeiter der ehemaligen Leunawerke gebracht. Das Tier soll beim Überfliegen der Fabrik in die Ammoniakdämpfe gekommen und betäubt niedergefallen sein; ebenso interessant war, wie uns Anfang August 1924 eine junge lebende Trappe zugebracht wurde, die zwischen Eilenburg und Delitzsch gefangen worden war.



Die eingewachsene Kralle

Bei Großkatzen — Löwen, Tigern, Leoparden, Jaguaren, Pumas —, nicht etwa bei Wölfen, kommt es vor, daß ihnen eine Krallenspitze in den Zehenballen wächst. Das Horn ward nicht genügend abgenutzt, oder der Kratzbaum des Käfigs war vielleicht faul geworden. Die Kralle kann dann nicht mehr in ihre Scheide zurückgezogen werden; sie drückt sich ins empfindliche Gewebe. Die Sohle entzündet sich, eitert, das Tier lahmt; kurz, es gibt Erscheinungen, wie sie auch bei uns auftreten, wenn uns ein Nagel ins Fleisch gewachsen ist. Also muß operiert werden.

Das will vorbereitet sein. In einen Käfig wird in halber Tiefe eine zweite Rückwand eingesetzt, so daß sich die starke Katze nicht weit entfernen kann. Unruhig schleicht sie in dem veränderten, eingeengten Gelaß hin und her; die Erregung greift auf die benachbarten Raubtiere über. Dann nimmt der Oberwärter die Schlinge zur Hand — einen langen Holzstock mit angesetzter, in Leder verlegter Drahtschnur, deren freies Ende in einen eisernen Ring ausläuft; er verhindert, daß sich die Schlinge zu fest zuschnürt und ermöglicht, sie mit einem Haken im Falle der Erstickungsgefahr wieder aufzureißen. Es gilt, das Tier zunächst im ganzen ans Gitter heranzubringen und dann im einzelnen zu fesseln. Dafür soll ihm die Schlinge um die Schulter gelegt werden, und zwar so, daß ein Vorderbein freibleibt. Der Tiger liegt jetzt in einer vorderen Ecke. Über seine Brust läuft öfter ein Zittern. Dieses Beben breitet sich auf die Glieder aus. Darm und Blase entleeren sich: Folgen der Ungewißheit, der ängstlichen Erwartung, der ungelösten Spannung. Bedrohliche Dinge mitansehen müssen und nichts dagegen tun können! Solche Vorbereitungen scheinen auch für das Tier das Schlimmste zu sein. Eben kommt dem Herrn des Urwalds einer zu nahe — er brüllt ihn an, als koche ein Geysir auf, und im Lufteinziehen überschlägt sich die Stimme.

Jetzt wird die Fangschlinge durch die Eisenstäbe geschoben. Das Tier springt, fliegt donnernd an das obere Gitterteil, mit solcher Gewalt, daß dies erschreckend wankt. Schließlich klettert es wieder herab. An der Zehe, die gerade behandelt werden soll, hängt ein Blutfaden. Nun heißt es: langsam weiterarbeiten. Die Schlinge kommt wieder. Zornig beißt der Tiger danach. Da wird ihm ein handfester Knüppel aus frischem, weichem Holz hingeschoben, einer, der nicht splittert und das Maul verletzt. Empört faßt er ihn mit dem Gebiß, daß es kracht. Damit hat der aufgebrauchte Kater einen Gegenstand, an dem er seine Wut auslassen mag; man gibt doch wohl auch einem Menschen, der schwer leidet, ein Taschentuch in den Mund, worauf er seinen Schmerz verbeißen kann. Das Tier wird vor allem damit abgelenkt, nämlich vom Biß ins Leder und ins Holz der Schlinge. Ebenso muß verhütet werden, daß es die Zähne auf Eisenteile setzt; sonst brechen sie ab. In diesen Augenblicken wird mit der Gabel und mit Stangen die Schlinge über eine Pranke bis hinter den Ellbogen und möglichst über Kopf und Hals gestreift. Nach manchem Mißerfolg ist es soweit. Jetzt ertönt der Befehl: „Anziehen!“, und mehrere Wärter zerrn die Schlinge straff. Die gestreifte Katze spürt nunmehr die Fessel an ihren Schultern und wehrt sich furchtbar gegen die Vergewaltigung: haut nach der unheimlichen Klammer, überschlägt sich seitlich, kreist im Wirbel, versprüht dabei ihr Wasser über die Nächststehenden. Aber die Schlinge hält.

Und nun geschieht etwas Eigenartiges: Sowie das mächtige Tier merkt, daß es überwältigt ist und nichts ausrichten kann, da wird es ruhig; es ergibt sich. Sein Wesen ist auf augenblickliche Kraftentfaltung eingestellt; versagt die, dann kommt bald die Ermüdung. Erschöpft liegt der eben noch tobende Leib am Gitter. Der Atem häschert, die Flanken wogen. Der armdicke Pfahl wird dem überlisteten Räuber, dem doch nur geholfen werden soll, wieder ins Maul gesteckt. Fast widerspruchslos läßt er alles Weitere mit sich geschehen! Jetzt werden mit einer Gabel oder Krücke die Füße ans Gitter geführt, die offene Schlaufe eines kurzen Strickes darumgeworfen und durch die Stäbe gezogen. Je ein Mann bekommt eine solche Leine in die Hand. So sind die Tatzen festgelegt und können den Operierenden nicht mehr schlagen.

Der geht nun an sein gefährliches Werk, nachdem noch einmal alle Sicherungen durchgeprüft sind. Er besieht sich zunächst den Sachverhalt, setzte dann ein lange, geschärfte Zange an die Kralle, daß sie noch nicht



„ans Leben“ faßt, und, beherzt zugreifend, kneift er mit den Fäusten die Zangenschenkel zusammen. Knacksend zerbricht der gewucherte Klauenhaken. Aber seine Spitze fällt noch nicht ab. Sie sitzt ja in der Sohle. Gewöhnlich muß sie erst aus dem Fleisch herausgehoben werden wie ein eingezogener Schiefer. Das tut weh. Prasselnd knirschen die Zähne des Tigers in die vorgehaltene Stange, daß die Splitter von den schwarzen Lefzen sinken. Dickes Blut tropft von der Wunde. Mit einem getränkten Wattebausch wird sie ausgewaschen und gesäubert. Bei der Gelegenheit werden alle anderen Krallen mit nachgesehen; wenn's sein muß, ein zu lang gewordenes Ende abgezwickt. Die Bruchstellen können noch etwas geglättet werden; aber das besorgt das Tier hernach mit seiner Zunge von allein. Damit wäre alles getan. Der Gebundene kann freigegeben werden. In ganz bestimmter Reihenfolge werden die Fußfesseln gelöst und zuletzt die Brustschlinge gelockert. Mit einem Satz reißt sich das königliche Tier los und springt aus der Umklammerung, faucht uns, wie beleidigt in seiner Würde, noch einmal an und zieht sich, immer den Kopf gegen uns gewandt, in die hinterste Ecke zurück. Sicherlich steht es unter dem Eindruck, wieder aus der Haft zu sein, und hat die Rolle scheinbar gleichgültiger Ergebung ausgespielt; so wie mir's auch an manchem uns entwichten Stück vorkam, als benehme es sich wieder wie in völliger Freiheit (siehe den Seelöwen in der Parthe).

Da liegt nun der grollende Tiger in seinem Winkel, beleckt unentwegt die Wunde und macht es einem schwer, alle jene Geschichten zu glauben, daß Tiere es einem Dank wissen, wenn man ihnen geholfen hat und es dabei nicht ganz ohne gewaltsamen, vielleicht sogar für einen Augenblick schmerzhaften Zugriff abging. Aber das kann man nicht verlangen, wenigstens nicht von diesen urwüchsigen, wilden Kindern einer mitleidlosen Natur.



Von Zicklein, Eseln, Schafen und der Intelligenz—

Sind Sie in der letzten Zeit im Tierkindergarten des Leipziger Zoos gewesen? Also nicht. Sonst wäre Ihnen einiges aufgefallen. Da laufen auf dem Tummelplatz Zicklein mit Beißkörben umher. Unglaubliches Bild! Das stört die Geißlein aber nicht, in den nächsten leeren Kinderwagen einzusteigen und sich spazierenfahren zu lassen. Warum nun jene tolle Maskierung eines harmlosen Pflanzenfressers? Weil's die Direktion, sprich: die Versicherung, verlangt. Die weißen Meckerlinge gefährdeten nämlich die sommerlich gekleidete Frauenwelt. Die blumigen, duftigen, flatternden Kleider erscheinen ihnen wohl wie im Winde gehende, blühende Zweige oder Wiesenstücke. Die knabbern sie an; ohne daß man's merkt, zumal wenn man der Vorführung der drolligen Petze auf der Bärenbühne zusieht. Und dann ergibt sich bei der Unfallmeldung, daß es sich gerade um die schönste handgemalte Seidenrobe, wertvollstes Georgettegewebe, das beste Stück aus dem wohlbehüteten Schranke handelt. Der Beschwerden wurden zu viele, der Versicherungsvertreter hob warnend den Finger; daher jene tierunfreundliche Maßnahme!

Aber vielleicht ist Ihnen noch etwas merkwürdig vorgekommen? Die einzelnen Abteile sind mit Doppeltüren abgetrennt.

Weshalb? Die Umgänge, wo sich eine Schar unserer einheimischen, schwer ausstellbaren Tiere angesiedelt hat, waren ursprünglich bepflanzt; mit vieler Mühe haben unsere wackeren Gärtner, wohl schon im Spätherbst, Hecken angesetzt, die alle Unterkünfte und jedes neue Gehege hübsch abschirmten. Aber, aber — der Mensch denkt, und das Tier handelt inzwischen.



Ausgerechnet die ob ihrer Dummheit verrufenen Esel und Schafe stellten sich an den einfachen Zwischentürchen, wie wir zur Butter, an und warteten, bis Besucher durchgingen. Sofort schlossen sie sich an. Witsch — durch waren sie. Und nun an das frische Laub der Hecken! Dem Gartenmeister war das Weinen näher als das Lachen, als er — „müßig und bewundernd“ — seine Werke untergehen sah. Statt des im Sonnenlichte gleißenden Grüns gaksten noch ein paar nackte „Storle“ in die Luft. So ging das nicht. Der Kampf mußte aufgenommen werden mit der Intelligenz der Esel, Schafe und Konsorten. Daher der Schrei an die Bauleitung nach Doppeltüren. Der hat gewirkt und geholfen. Die Doppeltüren stehen. Die Hecken aber nicht. Die Hufer wußten sich auch jetzt zu helfen: Sie knabberten zunächst die frischen Latten an und hielten sich so schadlos für den Holzbedarf ihres vermutlich einseitig ernährten Organismus. Im übrigen hatten sie Geduld; stellte man sich früher vor e i n e m Türchen an, nun, so tat man's jetzt vor z w e i e n. Stur waren sie dabei, wie man es sein muß, wenn man etwas erreichen will. Noch schwankt die Waage der Entscheidung zwischen Menschenwitz und Findigkeit der Esel, Schafe usw., noch tobt der Kampf. Ich will auf Grund recht dunkler Ahnungen gar nicht unken; aber — ich fürchte, ich fürchte — wir bleiben zweite Sieger!

Puppi und Bobby

Fangen wir unseren Zoospaziergang einmal anders an: am Alten Raubtierhaus, dem ältesten Tiergebäude unseres ganzen Gartens. 1878 ward es erbaut! Und wurde zur Brutstätte der Leipziger Raubtierzucht. Hier kamen die ersten Löwen und Leoparden zur Welt. Heute ist das Haus den Hyänen, Wölfen und anderen Hundartigen vorbehalten, und Oberbürgermeister Dr. Goerdeler legte mir nahe, es bei der Gartenumgestaltung zu beseitigen und die Besucher von etwas freundlicheren Tieren empfangen zu lassen als von jenen Heulgeistern. Das wollten wir auch, der verd . . . Krieg jedoch wollte es anders, und so steht es noch.

Aber von wegen der unfreundlichen Tiere? Wer weiß denn überhaupt, wie lieb Fleckenhyaänen mindestens zu ihren Freunden sein können? Vielleicht folgen Sie mir darum in dies Haus, wenigstens bis zum zweiten Käfig rechter Hand. Im ersten steckt eine Meute junger Dingos; gleich hinterm Ofen aber ist ein etwas düsteres Gelaß mit einem Hüttchen. Davor rufen Sie einmal: „Puppi!“ Der Teufel soll mich holen, wenn sich auf dieses liebliche Flöten hin nicht was tut. Wahrscheinlich kommt dann aus dem Häuschen zunächst ein foxterrierähnlicher Vertreter des Hundegeschlechts (Vater, wie leider in vielen Fällen, unbekannt). Das ist Bobby, der Spielgefährte Puppis. Die Neugier treibt Ihnen vermutlich nunmehr die junge Tüpfelhyäne zu. Sie ward am 18. September 1951 geboren, als erstes Kind einer im Aufnähen noch unerfahrenen jungen Mutter. Der Vorsicht halber nahmen wir ihr das schwarzbraune Wusselwesen und gaben es unseren Fräulein aus der Küche des Wirtschaftshofes in die „Ziehe“. Dort, inmitten von Futtereimern und Kochtöpfen, zwischen Herd und Anrichte, zwischen Lappen und Schürzen, Frauenstrümpfen und Wärterstiefeln, unter erholungsbedürftigen Zicklein und Kälbchen wuchs es auf und wußte sich für sein kleines Leben eine eigene



Welt zu schaffen. Was gab das für ein Vergnügen, wenn sich der junge Kobold von Fräulein Iris wie eine keckernde, haarige Magenwurst in die Luft werfen ließ! Oder wenn er auf Vortragsfahrten im Kraftwagen des Fahrers Sonntagsmütze, das gute Stück, zerlegte! Aber der Spaß fand ein vorzeitiges Ende. Ein junger Wärter neckte das kleine Mädchen — das Sie übrigens nicht dafür halten werden —, fuchtelte mit einer alten

Druckschrift vor ihrer Nase. Puppi faßt zu und will — bei ihrer literaturfeindlichen Einstellung — das papierene Ärgernis zerreißen. Der Jüngling jedoch möchte ihr das erbeutete Spielzeug entwenden. Das hat sie ihm kreuzübel genommen und zwackt ihn. An einem der nächsten Tage kommt er wieder zu ihr. Puppi erkennt ihn aus einem ganzen Kreis von Umstehenden und beißt ihm ein großes Luftloch in den Hosenboden . . . Nie war sie uns von der

Seite gekommen! Auch heute tut sie das noch nicht. Aber einen anderen jungen Pfleger, den sie möglicherweise verkannte, kniff sie, nun einmal verärgert, ebenfalls. Damit war's aus. Hinter ihrer ungebundenen Kinderzeit schloß sich das Tor laut eines sofort rechtskräftigen Urteils: „Puppi wird im

Alten Raubtierhaus in Gemeinschaft mit ihrem Gespielen — das in Ansehung mildernder Umstände — hinter Schloß und Riegel gesetzt.“ Dort wohnt sie jetzt. — Eigentlich ist sie bestraft worden, weil sie mit ihren Zähnen ihr Recht vertrat. Und darum sollen Sie auch ein freundliches Wort zu ihr sagen!



Kulane

Wer das ist? Keine aufsehenerregenden Sonderlinge wie etwa Giraffen oder Ameisenbären. Es sind Esel. Nun nicht etwa solches Gesockse, wie man es gelegentlich vor einem Wägelchen auf der Straße sah. Nein, das ist edles Wildblut; keine müde, zusammengedroschene Knechtsnatur. Unsere Hausesel, die bei uns den Sack zur Mühle trugen und heute noch in südlichen Gebieten geritten werden oder einen Karren zerrren müssen, sind auch nicht von schlechten Eltern. Ein dunkles Schulterkreuz auf grauem Grunde zeichnet sie aus. Ihre Heimat ist Nubien, also das nordöstliche Afrika. In den steinigen Steppen nahe dem Roten Meer sind sie zu Hause. Da klabastern die letzten ihres aussterbenden Stammes in aufgestöberten Trupps durch ödes Wüstenland und suchen, wieder beruhigt, die kargen, harten Gräser und Zweige in der dürren Landschaft auf. Sie — nicht die noch etwas südlicher beheimateten, ein wenig höheren und rötlicher getönten Somali-Esel mit Ringelstreifen an den Beinen — hat der Mensch in seinen Dienst gestellt. Was wunder, wenn sich dieser an trockene, heiße Luft gewöhnte Hufer unter unserem feuchtkalten Himmel nicht wohlfühlt? Es geht ihm wie dem Zigeunerbuben im Norden: „Dieser Nebel drückt mich nieder, der die Sonne mir entfernt.“ — Dann machen sich die Leute lustig über den „faulen, dummen Esel!“, über eine an sich feurige und mutvolle Gestalt, allerdings mit einem Hang zum Störrischen, die nur -- in eine andere Welt geboren — im Sklavendienst sich nicht von ihrer besten Seite zeigt.

Wer Wildesel sind, das zeigen die zwei aus dem Fernen Osten hierher gekommenen Kulänchen. Es sind noch Fohlen. Ihre Felle, im Winter langwollig aufgerauht, sind graugelb, unterseits hell. Aber das Weiß schiebt sich von unten her in den Achseln und besonders in den Weichen in die lichte Isabellfarbe der Decke. Auch das Feld rund um die Schwanz-

wurzel ist weiß, vom dunkel gezierten quastigen Eselsschwanz fein aufgeteilt, und wirkt wie ein „Spiegel“. Eine dunkelbraune Stehmähne — Kennzeichen für wilde Equiden — strafft sich vom Scheitel aus über den Nacken und läuft, sich im Sattel etwas verbreiternd und von hellen Säumen begleitet, als Aalstrich über den ganzen Rücken weg. Die schwarzgespitzten Ohren sind freilich länger als beim Pferd, aber wieder nicht so lange Löffel wie bei den grauen Vetteren aus Nordostafrika. Und das ist einer von den Gründen, aus denen die alten Entdecker unsere Gäste zu den „Halbeseln“ stellten, von denen drei weitere Formen den mittel- und südwestasiatischen Raum bevölkern: als da sind der größere und kastanienbraune Kiang des tibetischen Hochlandes, der Onager, von dem vor wenig Jahren Hagenbecks Tierfänger aus Persien eine Schar nach toller Jagd unter glühender Sonne nach Hause brachte, und noch eine syrische Form.

Unsere Kulane — von den Mongolen Dschiggetai geheißen — sind echte Kinder der Steppe, die im waldlosen Gebirge oder in der bewässerten Senke leben und die sengende Hitze wie den eisigen Schneesturm vertragen. Das südliche Sibirien, die Mongolei, Nordwestchina und Turkestan durchwandern ihre Herden, den Steppenwermut und andere sparrige Kräuter abweidend.

In unserem Zoo stecken sie nahe dem Dickhäuterhaus in der Behelfsunterkunft der Giraffen, zusammen mit südamerikanischen Guanakos. Mit diesen winterharten „Kamelen der Neuen Welt“ passen sie ganz gut zusammen. Solange es nicht eben Kühjungen schüttet, sind sie im Freien; natürlich auch im Schnee. Dies wird verständlich, wenn man weiß, woher sie kommen. Für ihre Art bezeichnend war es, als sie das erste Mal herausgelassen wurden: Mit ihren großen Augen und aufgeblähten Nüstern näherten sich die zwei Neulinge der alten Ponystute Almud. Das gab ein langes Beschnuppern. Alsdann drehte sich das Hengstchen um und pfefferte ihr mit den Hinterhüfchen eins an den Hals. So endete die Begrüßung: „Schön guten Tag — und eins vor den Latz“. Damit waren die Fronten geklärt: Wir wollen friedlich miteinander wohnen, aber jede Partei für sich; kommt uns nicht zu nahe und mischt euch nicht in unsere inneren Angelegenheiten! Und es ist erstaunlich, wie die zwei Kulankinder zusammenhalten, wie „Brüderchen und Schwesterchen“; als wären sie zusammengeheftet. Sie stehen zueinander in Not und Gefahr. Das Stutchen ist wirklich ein liebes Ding; besuche ich

sie im Stall, schmiegt es sich an, betastet meine Hand mit seinen samtigen Lippen und läßt sich leiten. Der kleine Hengst kommt auch und drängt sich dicht heran. Aber das ist ein Lottrich. Immer möchte er sich im Gewimmel so drehen, daß er einem die weißliche Kehrseite zuwendet, und unvermutet versucht einem der Hallodri eins von hinten her bauchwärts zu verbrezeln.

Der kann noch gut werden!

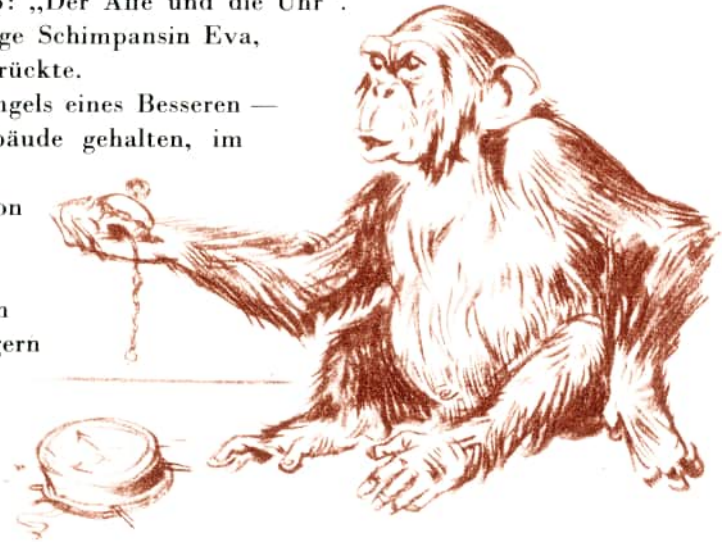
Der Affe und die Uhr

Manche Säugetiere, die greifen können, scheinen besondere Vorliebe für das Schrauben zu haben. Ich weiß von einer Bärin, die sich heimlich auf diese Weise ihre Käfigtüre öffnete, selbst wenn jene Verschlüsse vom Schlosser ganz besonders fest angezogen worden waren. Ich kenne Elefanten, welche die Muttern aus den Streben ihres Versandkastens lösten. Und hier ein Fall, der mich an eine Fabel erinnert, die in meinem Schullesebuch stand. Die hieß: „Der Affe und die Uhr“.

Der Affe war unsere junge Schimpansin Eva, als sie wieder einmal austrückte.

Sie wurde damals — mangels eines Besseren — in einem alten Wohngebäude gehalten, im sogenannten Schweizerhaus, das wohl um 1824 von einem Schweizer Zuckerbäcker Kintschi im Rosental errichtet worden war, allen älteren Leipzigern bestens bekannt; die Schweizer Konditoren waren — nebenbei bemerkt — in Deutschland sehr beliebt und berühmt, sie

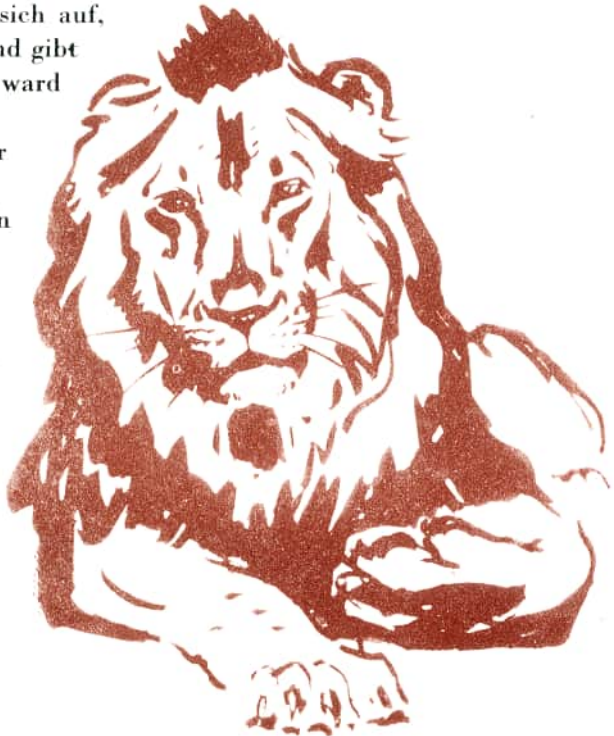
fertigten das feinste Gebäck und Eis. Kurzum — vor noch nicht fünfzehn Jahren bewohnte dort die Schimpansin zusammen mit ihrer Pflegerin zwei Zimmer. Nebenan war ein betagter Wärter untergebracht, ein unverheirateter, etwas mürrischer Einzelgänger. Und weil er die Rinderabteilung



zu betreuen hatte, nannten ihn unsere Leute kurzerhand den Ochsen-Emil. Eines Tages öffnete sich Eva wieder einmal das Fenster — alles Verschraubbare reizte sie zum Betätigen. Von den Fenstern waren deshalb schon die Wirbel entfernt worden, aber mit bewundernswerter Beharrlichkeit kriegte Evchen dann doch den Verschuß auf. Nun stieg sie aufs Dach, und von da aus kletterte sie ins Zimmer des Ochsen-Emil, dessen Fenster offen stand. Dort schuf sie Ordnung. Als erstes klaute sie den Wecker — den nahm sie auseinander und kam nun glücklich bei ihrer Wärterin an, die lange Hand voll Schrauben und die übrigen hoffnungslosen Reste des ehemaligen Uhrwerks zeigend. Der ward es himmelangst. Inzwischen war der Ochsen-Emil nach Hause gekommen und hatte den Raub bemerkt. Dem ward sofort klar, wer sein Wohngelaß heimlich besucht hatte; er schlug nun furchtbaren Krach. Er tobte und schimpfte das Blaue vom Himmel herunter und stürmte wutschnaubend in Evas Zimmer. Die aber tat wie immer, wenn sie etwas Verbotenes vollbracht hatte: Sie wußte von nichts. Sie zog sich in den Bunker ihrer Tierheit zurück, auf dem geschrieben steht: „Jenseits von Gut und Böse“. Entwaffnet von diesem Fratz blieb unserem Ochsen-Emil seinerseits nichts anderes übrig, als — zerfallen mit dieser fremden Welt — in sein uhrenfreies Heim zurückzukehren.

Das Wiederhören

Der um die Leipziger Raubtierzucht verdiente Oberwärter Fischer hatte — vor Jahrzehnten — einen Löwen namens Nero aufgezogen. Der kam in die abgerichtete Gruppe der reizenden Claire Heliot. Nach etwa vier Jahren trat sie auf ihrer Fahrt durch die Welt wieder einmal in Berlin auf, und zwar im Circus Busch. Da fuhr Fischer hin, aber nicht im grünen Rock. In bürgerlicher Kleidung stellte er sich unter die Zuschauermenge. Eben wurde gefüttert. Da ruft Fischer: „Nero!“ Der Löwe erkennt sichtlich die Stimme, legt sein Fleisch wieder hin — was das bedeuten will! —, richtet sich auf, kommt zu Fischer ans Gitter und gibt ihm die Pranke durch. Darüber ward sogar seine Herrin neidisch. Später besuchte der Oberwärter denselben Löwen noch einmal in Stuttgart. Er ging zu ihm in den Käfig. Das Tier fiel seinem alten Pfleger sofort um den Hals und leckte ihm das Gesicht; beleckte ihn so sehr mit seiner kratzigen Zunge, daß es schmerzte und zu fürchten stand, daß Blut komme. Dann wäre Fischer verloren gewesen; wahrscheinlich hätte ihn darauf der Löwe als Beute behandelt und aufgefressen. Claire Heliot



gelang es nur mit Mühe, die Pranken des Löwen von der Schulter des Umarmten abzulösen. Fischer stieß dann den Überzärtlichen zurück und sprang aus dem Käfig. Als er hernach wegging, stand der Löwe, so lange er ihn erblicken konnte, am Gitter hoch aufgereckt, sah ihm nach und rief seine „Au!“. Alle Umstehenden waren gerührt.

In Lesebüchern wurde früher gelegentlich die Geschichte von dem römischen Sklaven Androklos erzählt, der im Zirkus mit Raubtieren kämpfen sollte, auf den aber ein riesiger Mähnenlöwe zugeschritten kam, sich schmeichelnd an ihn schmiegte und ihm die Hand leckte, weil er angeblich dem Tier vor Jahren eine Fußwunde geheilt und mit ihm zusammengelebt hatte. Ich sage, lediglich, was die Leistung des Wiedererkennens anlangt, liegt der Sachverhalt nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten. Wohlverstanden, nicht mehr.

Der Yak

Es sind die Hochebenen Tibets und der anschließenden Gebirgszüge, die der Yak bewohnt; unwirtliche Flächen in 4000 bis 6000 Meter Höhe, mit ihrem kargen Bewuchs, mit ihrer dünnen Luft und ihren rasenden Schneestürmen im Winter. Dementsprechend ist das Tier verpackt, das die Unbilden solchen Wetters aushalten muß. Das lange, schwarzbraune, zauselige Haar fließt geradezu von seinem gestreckten Körper bodenwärts. Die Unterseite ist von einer zotteligen „Mähne“ behangen. Was das bedeuten mag? Vielleicht ist es eine Liegematratze, die das stattliche Tier mit sich herumträgt. Legt es sich nun auf den kahlen, durchfrorenen Boden, hält das Haarpolster die Kälte ab, bis zu den Eingeweiden durchzudringen. Neugeborene Kälber sind ja so gut eingewickelt, daß sie aussehen wie Pudel auf Stockbeinchen. Bejahrte Bullen können Hünen sein. Im alten Berliner Zoo stand ein solcher Riese, ganz schwarz. Ob seines langen, herabwallenden Behanges nannten ihn die Besucher „den Leichenwagen“. Übrigens sind die in unsere Tiergärten gelangenden Stücke gezähmt und schon ins Haustierleben übergeführt; so kommt es, daß sie in schwarzem, rotgelbem oder weißem Kleide, ja auch gescheckt erscheinen können. Ernst Schäfer, der verdienstliche deutsche Erforscher Osttibets, ist Wildlingen begegnet — etwa 2 Meter hoch und von einer Angriffslust, daß er die Schußwaffe zur Hand nehmen mußte. Verfehlt wäre es nun, in unseren Zoo-Yaks, die wegen ihres ins Gesicht hängenden Haares einen etwas doofen Eindruck machen, harmlose Lämmer sehen zu wollen. Ei, ich war dabei, wie einer unserer früheren Bullen den Hufschmied, der bei ihm Pediküre treiben wollte, aufs Gehörn nahm und ihn noch gut einen halben Meter in die Luft beförderte. Die Kühe — natürlich — sind meist etwas friedfertiger. Und zwei von denen waren nun eben, von Moskau kommend, uns zugereist und einst-

weilen im Halleschen Garten eingestellt. Einem jungen Bullen hatte man sie vorübergehend als Gesellschafterinnen zugeteilt. Diesem Herdentier war der Zuwachs höchst willkommen; es „dachte nicht daran“ — wobei ich bezweifle, daß Tiere überhaupt so etwas denken können —, den für solch ein Rauhbein lieblichen Besitz je wieder einmal herauszurücken. Die Stunde kam jedoch. Nach den angeordneten Wochen der Beobachtung auf irgendwelche Krankheitserscheinungen hin erschien eine Wärterschar, die die zwei Weibchen haschen sollte. Das war leichter gesagt als getan. Die zwei Yäkinnen mußten dazu in einen Unterstand gedrückt und von da aus einzeln durch einen schlauchartigen Gang in einen Fangkasten gelotst werden. Das gab eine Art Stiergefecht. Was meinen Sie, wie geschickt es der vermeintlich dumme Bulle verstand, jedesmal mit in die enge Behausung zu schlüpfen, in die seine jungen Weiber getrieben wurden? Immer nach der Melodie: „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen“. Kühne Pfleger stiegen mit ins Gehege, das zu einer kleinen Kampfarena wurde. Der ungebärdige, schwarzbraune Geselle griff sie an. Das konnte im Ernstfall mehr als einen bloßen Hosenboden kosten. Doch Geduld und Menschenlist siegten schließlich.

Nun ab nach Leipzig. Dort stand ebenfalls ein heiratsfähiger Junggeselle. Damit er im ersten Ansturm der Gefühle nicht zu übermütig werde, durfte er die „zarten“ Gäste vorerst nur durch ein Gitter sehen. Dabei ließ er's nicht. Seine Nase, breit wie ein Handköffchen, stellte fest, was für einen Fang er gemacht: Wenn bloß nicht das verdammte Gitter dazwischengestanden hätte! Wie ein Berserker raste er durch sein „Geläuf“, den Schwanzbusch — früher als Kriegszeichen hochgeschätzt — gleich einem Banner in die Luft werfend. Dann kehrte er zurück und ließ es den jungen „Damen“ gegenüber an Deutlichkeit nicht fehlen, soweit das in Anbetracht der Widerstände möglich war. Endlich nahte der Tag der Vereinigung.

Was nun kam, das überraschte. Der Hausherr stellte sich je einer Neuen wie zum Kampf gegenüber. Sie legten die gehörnten Stirnen aneinander, und nun begann zunächst ein großes Rammeln. Natürlich schob der Rabauderich das schwächere, doch sich tapfer haltende Fräulein an die Wand. Und dann war Friede. Was das heißen soll? In einem solchen Tierverband muß von vornherein klargemacht werden, „wer die Hosen anhat“. Ist es entschieden, wer, wenigstens für die nächste Zeit, Potzoberst, also Herr im Hause ist, dann kann's im Guten weitergehen.

Und es ging weiter. Da zeigte es sich wieder, daß die Liebe auch ins wilde Büffelblut zu schlagen vermag. Allerdings: Das Herz des ungestümen Mannes tickte von Anfang an mehr für den einen der beiden Ankömm-linge. Warum? Unsereiner findet beim besten Willen keinen großen Unterschied zwischen den Zweien. Dem Herrn Bräutigam war eben die eine — sie hat ein weißes Hinterfüßchen —, wie man in Sachsen sprechen würde: „symbaadscher“; die andere war ihm mehr oder weniger schnurz. So stellte er sich neben diesen seinen Liebling. Und wie lange! Man sah's: Der junge Herr schob eine ruhige Kugel! Beim Zuschauen kann man kalte Füße kriegen. Machen Sie sich ja kein falsches Bild von der Zärtlich-keit dieser Boviden! Das ist kein stürmisches Vereinen, wie mancher meinen mag. Die Partner stehen, wie gesagt, erst nebeneinander; er und sie. Lange Zeit. Wie Liebesleute, die in dumpfem Schweigen zu-sammen gehen oder stumm nebeneinander sitzen und hinterher noch glauben, sich trefflich unterhalten zu haben. Ab und an überkommt es „ihn“ wie ein Rausch. Doch nach diesem Aufbäumen der Natur stehen sie wieder beisammen; er hat seinen Kopf auf ihren Widerrist gelegt, als liebten sich beide, doch keines wollt' es dem anderen gestehn. Nach einem Viertelstündchen nimmt er vielleicht von neuem Anlauf, mit einem vernehmlichen Grunzlaut; der hat unserem Freund ja den Ehrentitel Grunzochse eingetragen. Aber über die Erklärung kommt's nicht viel weiter hinaus. Das mag gut ein, zwei Tage so hingehen. Indes — so genau wollen wir's ja gar nicht wissen. Die Hauptsache ist: Nach der vorge-schriebenen Dreivierteljahresfrist steht ein Wollebutz von Yäcken an derselben Stelle, wo sich für heute die Alten noch nicht schlüssig werden können.



Affiges



Es war nicht die erste Affenjagd, die wir erlebten, als zwei Rhesus plötzlich im Dickhäuterhaus freigekommen waren und im Taubenschlag erschienen, wo die guten „Briefer“ entsetzt vor den gelben Teufeln durchs Flugloch stoben und über dem Gespensterhaus kreisten. Im Gegenteil. Und auch sonst erinnerte manches an ähnliche Geschehnisse. Als zum Beispiel diesmal der Wärter, dem die zwei kleinen Verbrecher entwischten, darob zur Rede gestellt ward, da hatte der's noch nicht einmal weggekriegt. Es ging ihm wie der alten Frau, die vor vielen Jahren im Affenhaus ganz nah dem Käfig stand. Auf einmal johlt die Zuschauermenge, denn ein in die Höhe flitzender Affe hat ein Augenglas in der Hand. Und erst ein Weilchen danach fragte die alte Dame verwundert: „Ei der Tausend, wo ist denn meine Brille?“ Sie hatte nichts von dem Raub bemerkt; so schnell greifen die Schlingel.

Nachdem die beiden Flüchtlinge den Taubenschlag verlassen, ward vorläufig nichts weiter von ihnen gesehen. Aber nach wenigen Minuten kam die erste Meldung:

Der Affe im Boudoir

Sie hielten sich im benachbarten Häuserviertel auf. An einem Haus seien sie am Blitzableiter emporgestiegen, von einem Erker zum anderen geklettert, säßen nun im zweiten Stock auf einem Fensterbrett und guckten auf die Straße. Ein Erkundungstrupp zieht los und kommt vor das Gebäude. Das ist aber verschlossen; es ist ja Sonntag nachmittag. Endlich wird Einlaß gewährt. Ein Schutzmann schließt sich an. Traps, traps, geht's die zwei Treppen hinauf. Kling, kling! Erst kommt eine Weile lang niemand; dann lugt eine leicht verdrossene Zimmerfee durch

die Tür: Die Dame des Hauses sei nicht zu sprechen, sie sei im Bad. Und Affen? Affen hätten sie überhaupt nicht; hier sei eine herrschaftliche Wohnung. Ehe sie aber das Vorsaalfensterchen zuknallt, tritt der Herr Wachtmeister vor. Als sie den sieht, entsinkt ihr der Mut, die Stellung weiter zu halten, und sie läßt die drei ein. Die zwei Wärter schleichen sich in das Zimmer, das hinter dem Vorbau liegt. Es ist das Schlafzimmer, voll besetzt mit kostbaren Porzellanen und Kristallschalen. Der eine Mann springt sofort ans Fenster, wirft es zu und stellt sich davor, damit die kleinen Durchgänger nicht etwa rückwärts mit der bekannten affenartigen Geschwindigkeit wieder ins Freie sausen. Die ihrerseits hopsen auf einen Schrank — knapp an einer teuren Vase vorbei. Hier nähert sich ihnen der zweite Wärter, und unsere Flüchtlinge krabbeln unters Bett. Der Verfolger kriecht ihnen nach. Die Bedrängten machen einen Satz nach dem Fensterstock, und mitten im Sprung faßt sie hier der Wachtposten mit der Hand im Genick.

Das will übrigens bei stärkeren Affen gemacht sein! Noch deutlicher ergab sich das, als einmal einem Schausteller auf der Herbstmesse zwei Rhesusaffen entwischten; taufen wir sie kurzerhand

Die Mess-Affen

Die waren erwachsen, und alle Hochachtung vor einem alten Rhesus! Die Hausgehilfin kann ich schon verstehen, die in einer Septembernacht in ihrem Zimmer noch Licht hatte und plötzlich zusammenschrak, als zwei solche Kobolde vom Fensterbrett aus an die Scheibe klopfen. Nun kam eine Aufforderung nach der anderen an den Zoologischen Garten, er möge die kleinen Räuber holen, die ihn eigentlich gar nichts angingen. Der rechtmäßige Besitzer meldete sich aber auch nicht. Der stellte sich erst ein, als die Ausbrecher wieder hinter Gittern saßen! Kein Tag verging ohne eine Beschwerde. Gleich am zweiten hatten sie in Gohliser Gärten die Birnbäume geplündert, ganze Spaliere abgeleert und eine Frucht nach der anderen seelenruhig heruntergeworfen. Die Verfolgungen mit dem Netz verliefen ergebnislos, denn die Ausreißer flüchteten durch die Baumkronen. Einmal schien die Gelegenheit ganz günstig. Ich verständigte die Feuerwehr, die Übeltäter herabzuspitzen. Die brachen aber durch.

Dabei wurden die beiden Kumpels wohl versprengt, fanden sich aber — waschechte Lumpazivagabundi — bald wieder zusammen. Der eine führte den anderen. Inzwischen wurde schon nicht mehr von zweien, sondern von vier wildernden Affen geredet. „Die ham verleichd Junge gekriegt“, hieß die Erklärung. Der Spaß hörte jedoch auf, als die Nachricht eintraf, die ausgebrochenen Frechlinge säßen auf einer Veranda an der Wiege eines Säuglings. Nun ward im Einvernehmen mit einem tierverständigen Herrn in dessen Laube eine Falle gebaut; ein Stein zog die Tür zu, sobald die Näscher nach aufgehängten Bananen sprangen. Der Fang wäre schnell gelungen — wenn nicht ausgerechnet an diesem Tage eine Frau dort unbedingt ihre Wäsche aufhängen mußte. So wurden die Gesuchten abermals vertrieben. Schließlich gingen sie doch auf den Leim. Ihr Lotterleben hatte ein Ende. Nun mußten sie immerhin noch gegriffen werden. Dreimal faßte der Abgesandte des Zoologischen Gartens das starke Männchen, das ihn annahm, und dreimal mußte er's zunächst wieder loslassen. Als es ihm endlich gelang, war er selbst so matt und abgekämpft, als habe nun ihn der Affe gelaust.

Vom Baum-, Haus- und Schleusenaffen

Es ist ja wirklich ein spaßiges Völkchen, solch eine Makakenherde. Im Zoologischen Garten ward ihnen eine Affeninsel gebaut mit Unterkünften, einem lebenden Baum, Spielgeräten und allem Affenkomfort — und in den nächsten Tagen sind bereits an die fünfzehn Stück im Freien; trotz aller Erwägungen, Erfahrungen und Berechnungen. Die feierlichen Tore, welche Meister Bühring für jenen Affentempel entworfen hatte, waren wohl nach Meinung dieser Strolche nur als Stege errichtet, um bequem ins Antilopenhaus und dessen Umgebung zu wandern. Und davon machten sie reichlich Gebrauch. Sie hatten sich bald mehr bei ihren Nachbarn einquartiert als in ihrem zuständigen Heim und fraßen mit den Gnus, den Elen und Hirschziegen zusammen aus einem Trog. Begegnete man solch einem Schwerenöter, der eben auf seinem Laufsteig da oben hinschlenderte, und rief ihm barsch zu, er möge nach Hause gehen, dann blieb er wie beleidigt stehen, fuhr einen frech von oben her mit Grimassen an, zog die Ohren und die Stirnhaut vor und kriegte vor Wut rote Bäckchen. So lustig das alles war, wenn plötzlich vor den Besuchern



diese braunen Wichte vorüberwitschten — es ging nicht auf die Dauer. Ganz wie sie die mächtige Rüster, die in der Affeninsel stand, entlaubten und die Rinde abnagten, so trieben sie es auch im Freien. Wenn ich früh durch den Garten ging, dann war der Boden unter den Bäumen, die sie heimgesucht, von Zweigen wie besät. Dem Obergärtner mußte ich recht geben, wenn er sich mit gesenktem Kopf beklagte, die Saubande habe wieder den neugepflanzten

Pyramidenappeln die besten Spitzentriebe abgeknickt. Außerdem raubten sie die Papierkörbe aus, warfen Äste von mehr als Daumenstärke von den Bäumen auf die Spaziergänger und vollbrachten allerlei anderen Unfug. Jeden Tag kamen neue Unheilsmeldungen. Nein, das wilde Treiben konnte man nicht mehr mit ansehen, bei aller Freude am freilebenden Tier. So wurden sie wieder eingefangen. Bei der Jagd schlüpfte einer vom Wasserbecken durch den Überlauf ins Schleusenrohr und machte sich nun sichtlich einen Spaß daraus, einmal an dessen Öffnung in der Affeninsel, das andere Mal durch die Mündung am Parthenfluß nach den Seelöwen hin sein vorwitziges kleines Gesicht zu stecken. Waren wir oben, dann guckte er unten. Endlich ging aber auch er in die Falle.

Oh, welcher ältere Leipziger entsänne sich da nicht der zwei Zoo-Affen, die vorm Kriege ausgebrochen waren, zunächst ins Schlafzimmer des Pächters der Gastwirtschaft eindringen und hier die Vorhänge von den Fenstern rissen, alsdann ins Rosental marschierten und einen Baum erstiegen! Die Polizei erschien auf dem Plan und versuchte es, schlau wie sie war, zunächst in Liebe und Güte: Ein ganzes Körbchen frisch gekochter Eier ward herbeigebracht und eins nach dem anderen den Bengels hinaufgeworfen. Die fingen die hartschaligen „Früchte“ auch richtig auf, pfefferten sie aber, nachdem sie gekostet hatten — undankbares Gesindel! — den Spendern wieder nach dem Kopf herunter.

Sie sehen, wir haben schon allerlei erlebt mit dieser Kolonne. So konnte ich's der Frau nachfühlen, die eines Sonntags in unseren Wirtschaftshof kam und nicht müde ward zu erzählen



Von der Meerkatze in den Gardinen

Man sollte überhaupt nicht glauben, wieviel Affen unter den Leuten sind. Manche haben wohl Freude an solch einem munteren Wesen in einem Tierhändlerschaufenster oder auf dem Arm eines Matrosen, und nehmen es mit. Ein Affe gehört aber nicht in die menschliche Wohnung. Und so beginnt meist kurz nach dem Kauf das eigentliche Affentheater. Nicht selten wird dadurch der eheliche Burgfriede gestört, und schließlich bleibt kein anderer Weg als der zum Zoo. Ich sage nicht zuviel, wenn ich verrate, daß ein ganz Teil des hiesigen Affenbestandes geschenkt worden ist. Allermeist fällt den Vorbesitzern der Abschied schwer, es können tränenreiche Trennungsstunden folgen. Einmal aber ging's mit Frauen. Und das will ich eben zum besten geben.

An einem Feiertagnachmittag werde ich auf den Wirtschaftshof gerufen. Da steht eine ganz einfache, aber sehr gesprächige Frau, die auch noch einen Sprachfehler hat, und das macht ihren Schwalch besonders einfältig. Als ich komme, ist sie bereits mitten „im Tee“. Sie sei überaus tierlieb. Und so sei sie mit ihrem Mann bald „auf den Hund gekommen“. Den mußten sie abschaffen. Nun war der Mann ihrer Wohnungsnachbarin, ein kleiner Schausteller, der auch eine Luftschaukel besaß, unheilbar krank geworden. Während er im Siechenhause lag, verkaufte oder verschleuderte seine Enehälfte die von ihm gehaltenen Tiere und ging weg. Eine Meerkatze schenkte sie ihr, also dieser Frau. Die ist Feuer und Flamme für den Affen gewesen. Der war frei gehalten worden und sollte nun im Zimmer rausgelassen werden. Soweit ging alles glatt.

Als er aber aus dem Kasten war, krawanzte er an den Gardinen hinan. Sobald er wieder herunterkam, begann er auf der Diele Saltos zu machen, wie er das wohl aus seiner beruflichen Tätigkeit bei dem Schausteller gewohnt war. „Wumm, wumm, wumm, wumm!“ Die Leute, die zwei Stockwerke darunter wohnten, kamen gestürzt: „Was macht ihr denn da oben? Heute zum Feiertag!“ Aber der Gardinenaffe hat weiter gebumst, sowie er wieder von der Wand auf den Boden trat. Jetzt wollten sie — der vielen Beschwerden müde — den Affen einfangen. Das war leichter gedacht als getan. Die Frau war natürlich beherzter als „er“. „Sie“ hat das Meerkätzchen angelockt: kam das heran und hat ihre Hand gefaßt, so





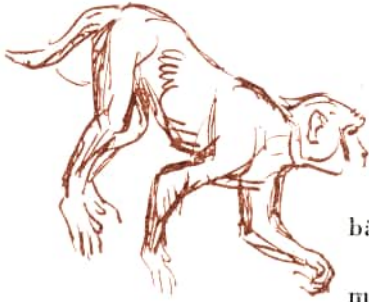
hat sie fix zurückgezogen, aus Angst, es möge beißen.

Das ist nun freilich nicht die rechte Art, Affen zu haschen. Aber schließlich hat sie ihn doch wieder in seinen Käfig gebracht und ihm sogar durch Hals-

krabbeln und andere weibliche Listen die Leine angemacht. Das hat vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag gedauert und ist eine richtige Affenvorstellung gewesen. So kommt das gute Frauchen treuherzig gegen 18 Uhr mit einem Handwägelchen und einer verhängten Kiste darauf angezockelt, stellt immer wieder den Zeigefinger an die Schläfe und dreht dabei die Hand: „Un hier! — Un hier!“ zum Zeichen dafür, wie dumm sie gewesen sei, sich einen Affen aufzuladen. Sie bittet und fleht, wir möchten doch das Tier behalten; sie habe nur noch einen Wunsch, das Geschenk loszuwerden. Sie zieht den Wohnungsschein heraus, zum Beweis, daß sie den Unhold nicht gestohlen habe. Sie ist einfach selig, als wir den Kasten mit Inhalt übernehmen, und will fort. Wir aber möchten ihr wenigstens die Leine zurückgeben. „Nein, nein!“ Sie wolle nichts von alledem zurück, auch den Kasten nicht, und vor allem nicht den Affen. Ganz glücklich kommt sie immer wieder und bedankt sich. Ich biete ihr paar Freikarten an. Sie schrickt zurück: „Um Gottes willen! Nee, nee!“ Sie fürchtet wohl, sie müsse damit gleich in den Zoo gehen — dabei ist's schon finster geworden — und könne der furchtbaren Meerkatze wieder begegnen. Sie wolle jetzt „zu Hause“ und müsse sich mit ihrem Manne erst erholen. Seit früh habe sie nur ein Brötchen gegessen, sonst nichts; soviel Wirtschaft habe ihnen der Affe gemacht.

Ich wüßte kaum, wann ich jemand so überfroh aus dem Wirtschaftshof hätte gehen sehen, nachdem er hier ein Tier abgegeben hatte. Aber ich wüßte auch nicht gleich, wann wir so gelacht hätten, wie über diese Affengeschichte.





Der Reiseaffe

Zum Ulkigsten freilich, was mir mit Kleinaffen vorgekommen, gehört ein Erlebnis aus dem Zirkus. Es paßt hierher, weil es einem Tierbändigerehepaar widerfuhr, das mit einer Leipziger Löwengruppe dorthin — in die Nähe von Dortmund — geschickt war, und dem die Zirkusleitung

die „Exoten“ mit anvertraut hatte.

Eines Tages sind die Affen raus! Die ganze Mannschaft zieht auf Affenfang. Ein Arbeitsloser greift einen im Busch. Einen letzten erwischt man nicht; der hat sich auf einen einzeln stehenden Baum gemacht. Was tun? Der Stamm wird abgesägt. Und da

man findet, daß sich ein Affe auf einem Ast besser ausnimmt als auf einem Brett, so soll ein Stück Baum in seinen Käfig kriegen. Los geht's. Aber während der Zim-



den Ast in den Kasten ein Affe zum zweiten Male diesmal auf einem Mast.

mermann brav und bieder setzt — wupp —, ist unser

Affe zum zweiten Male

draußen. Oben sitzt er,

Aber während der Zim-

Den kann man nicht gut auch noch

absägen. Was helfen alle

sehnsüchtigen Blicke nach dem frechen Stückchen? Für heute

muß es droben bleiben, zumal sich die Besucher schon zur Abendkasse drängen. Die Vorstellung ist voll im Gange. Da erscheint zu aller Erstaunen — der Affe im Zelt, klettert seelenruhig eine Stange hinan und guckt sich die Vorführung von oben mit an — auch ohne Eintrittskarte. Der Direktor ist wild über die Störung seiner teuren Nummern. Den ganzen

nächsten Tag wird gejagt und hinter dem Lauseaffen hergeprescht — die Fangabteilung kann aber nur den zweiten Sieg für sich verbuchen. Also, was nützt das alles: Der Affe bleibt verschwunden, und der Zirkus muß wandern; er baut ab und verläßt nach Osnabrück. Früh beizeiten wird

unter dem Jubel der westfälischen Stadtjugend aufgebaut.

Da schreien die Kinder: „Ein Affe ist ausgerückt!“ Potz

Teufel, was ist da schon wieder los? Die Stallmeister

fluchen. Sieh an, es ist der Ausbrecher! Kurz vor der Ab-

fahrt aus Dortmund war er in einen anderen Zirkus-

wagen gerannt und nach Osnabrück mit abgefahren.



Soviel Anhänglichkeit bewahrte er denn doch seinem angestammten Betrieb und seinen Kollegen vom Bau. Wie er das machte, das zeigte sich, als die Rutsche von Osnabrück nach Wolfenbüttel weiterging. Unser Affe war wieder mit „in Knagge“, war wieder „mittenmang“ die Meute, nur eben als Freibeuter. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß ihn beinahe ein ähnliches Schicksal ereilt hätte wie sein Vorbild „Fipps“, den unsterblichen Affen Wilhelm Buschs. In Wolfenbüttel auf dem Spielplatz angekommen, zog er wieder auf Abenteuer aus, stieg bei einem Mädchen in die Kammer ein und fraß ihr — 's war gerade um die Zeit, da bald der Flieder blüht — die Ostereier weg. Der Zirkus bekam die Schadenersatzforderung. Nun stehen Sie sich den Direktor vor! Da wurden Worte gesprochen, die nicht in frommen Büchern stehen. Inzwischen fing es an zu regnen; auch das noch. Unser Äffchen zog die Konsequenzen und brachte sich in Deckung. Wohin? In einen Schornstein. Erst als Jupiter Pluvius die Himmelschleusen verstopft hatte, kam auch unser Freundchen wieder zum Vorschein, diesmal aber schwarz wie ein Satanas. Keck, wie er geworden, begab er sich in demselben Hause in die herrschaftliche Ostereierstube. Aber darauf hatte bloß einer vom Zirkus gewartet, der sich fünf Mark verdienen wollte. Und während sich Fipps'chen eben einiger Marzipanier annahm, schloß der ausgesandte Häscher das Fenster. Diesmal half keine List. Der Eierfresser ward erwischt, und das Pelzchen wurde ihm gewaschen; aber noch acht Tage lang sah der Bartel wie ein Schornsteinfeger aus. Das kümmerte ihn wenig. Viel näher ging's wohl seinem Herzen, daß er die nächste Reise nicht mehr als blinder Passagier auf eigene Kosten und Gefahr mitmachen durfte, sondern als ein armseliges, von sich selbst und dem Geschick genarrtes, aus Kindermund belachtes und verspottetes Schauäffchen, vor dessen Käfig der Herr Direktor beim morgendlichen Rundgang auch noch drei Kreuze machte.

Ein Aschenbrödel unter den Tieren



„Hyänen? — Widerliches Viehzeug!“

„Entschuldigen Sie — wie meinen Sie das?“

„Nun — das sehen Sie doch schon am ganzen Bau; und dann fressen sie doch auch Aas.“ Das ist die übliche landläufige Einstellung den Hyänen gegenüber.

Gewiß, sie fressen Aas. Haben Sie aber auch schon einmal bedacht, daß sie damit eine wichtige Aufgabe in der freien Natur erfüllen? Wo soviel Leben ist wie in der Steppe, gibt es natürlich auch viel Tote. Und diese Vierfüßer sorgen — in Gemeinschaft mit Geiern und anderen — dafür, daß die offene Landschaft nicht verpestet; sie sind gewissermaßen wandelnde Friedhöfe und dadurch wertvolle Mitbewohner in Gottes vielfältigem Zoo.

Ihr Körperbau — nun ja, uns Menschen mutet er nicht gerade ebenmäßig an. Sie sind vorn überbaut. Aber auch das wird seinen Sinn haben. Vielleicht wirkt es sich vorteilhaft aus, wenn der nächtliche Räuber etwas verschleppen will; sind doch Tüpfelhyänen gesehen worden, die einen ansehnlichen Kadaver im Galopp davonschleiften. Finden sie einmal kein Aas, dann gehen sie Schlafende oder Kinder an. Ein Junge wurde von solch einem Dieb im Maul davongetragen. Erstaunlich, wie schnell sie mit einem gefallenen Zebra aufräumen. Ganze Fleischbatzen verschlingen sie hapsend, und einen Pferdekinbacken, den sogar die Löwen liegen lassen, zertrümmern ihre Zähne.

Daß wir einen Nachtwandler vor uns haben, sieht man den großen Ohren an. Und wie scheu ist das Tier! Kaum, daß man an seinen Käfig tritt — schon weicht es wie mit bösem Gewissen zurück. Bei jeder Erregung stellt es übrigens seinen buschigen Schwanz hoch wie eine Standarte. Und einen neuen Ankömmling aus seinem dunklen Versandkasten herauszubringen — das will zuweilen gemacht sein!

Alles Dinge, die selbst den Eingeborenen das Tier weidlich unheimlich machen. Sie trauen ihm nicht, halten es wohl auch für einen bösen Geist, eine Art Wechselbalg, der sein Geschlecht verändern kann und dessen Schatten bereits den wachsamen Hunden schadet. Dazu die feixende Stimme! Die kann einen unkundigen Reisenden wirklich zum Fürchten bringen. Sie ist übrigens wandelbar. Die auffallendste Rufweise ist ein Heulen. Dann zerreißt eine Reihe gellender, aufwärts gerissener Laute



die Still. Bei gesenktem Kopf werden sie vorgebracht. Ob das die Schallwirkung verstärkt? Wahrscheinlich gilt diese Melodie dem entfernten Artgenossen. Die

Tüpfelhyäne hat aber auch ein „Gelächter“ — im Gegensatz zur gestreiften Artgenossin. Bestimmt ist es ihr dabei gar nicht zum Lachen zumut, denn sie bringt dieses wie

Kichern klingende Stakkato auch dann hervor, wenn einer Alten die Jungen genommen werden. Schließlich kann sie noch wie verzweifelt quieksen und quken, freilich auch befriedigt brummen. An

Abwechslung mangelt es also dem Gesang nicht. Und was hat es mit dem Geschlecht auf sich? Das

ist wahrhaftig eine der merkwürdigsten Angelegenheiten im Reich der höheren Tiere. Der Laie kann, solange ein Paar nicht züchtet, die Eltern nicht voneinander unterscheiden. berhaupt birgt das Familienleben der Fleckenhyane so viel Geheimnisse, daß keiner, der es kennenlernte, fürderhin mit Abscheu an ihr vorübergeht.

Selbst in manchen Tiergärten war man noch vor dem Kriege der Meinung, es kämen nur männliche Stcke aus dem südlicheren Afrika, der Heimat der Hyäne — bis 1915 im Leipziger Zoo überraschend die ersten Jungen da waren. Schon vorher waren an einigen wenigen Stellen Europas Hyänen geboren worden. Aber zu einer eigentlichen Zucht war es nicht gekommen. Das geschah nunmehr in Leipzig, wo schon über zweihundert der seltsamen Tierkinder anrckten, und zwar nach einer Tragzeit von rund hundertzehn Tagen. Wieviel auf einmal? Meistens zwei; ausnahmsweise können es auch drei sein, nie mehr. Sie müssen auch nicht pünktlich am selben Tag eintreffen. Die Geburt ereignet sich hinter Holzverschlgen, möglichst ungestört; sonst nimmt die Mutter solch Wrm-

chen ins Maul und schleppt es in der Wochenstube umher. Dabei kann sich dann versehentlich ein Fangzahn durch die Haut drücken.

Die Jungen sind so merkwürdig anzusehen, daß in einem zoologischen Garten folgendes vorkam: Der Direktor macht früh seine Runde. Da sieht er im Abteil der Fleckenhyänen, deren Paarung nicht beobachtet worden war, einige winzige Wesen herumkrabbeln. „Zum Teufel!“ ruft er, „wer hat denn hier zu den Hyänen 'n paar junge Hunde geschmissen?“ — Heiter, nicht wahr? Und doch begreiflich. Den möchte ich sehen, der eine neugeborene Fleckenhyäne auf Anhieb richtig anspricht. Sie ist ja gar nicht gefleckt, sondern schwarzbraun. Erst nach einigen Wochen kommen am Kopf die ersten hellen Stellen: Das Hellewerden, meinte einmal ein Spaßvogel, fängt also auch bei denen am Kopfe an. Im Laufe der folgenden Monate verbreitet sich das Grau rückwärts über den Körper, so daß sich die späteren dunklen Tüpfel als die restlichen Flecke des Kinderkleidchens erweisen.

Aber nicht genug damit. Fleckenhyänen können gleich nach der Geburt gehen und sind von Anfang an schreckhaft. Sie haben auch schon offene Augen. Und das Erstaunlichste — was mir von keinem anderen Raubtier bekannt ist: Sie kommen gleich mit Zähnen auf die Welt. Fast alle Schneide- und sämtliche Eckzähne sind da, die letzteren schon gut einen halben Zentimeter lang. Sie gebrauchen sie auch! Gegen wen? Gegen das Geschwistertier. Das fassen sie im Nacken oder am Rücken und schütteln es ab. Zunächst entstehen dort ein paar Grinder, aber bald wird die Wunde größer, die Hautlappen schließen sich nicht mehr, womöglich legen noch Fliegen ihre Eier daran, und jeder meint, es sei Zeit, das Tier von seiner Qual zu erlösen. Das geschieht nun im Leipziger Zoo nicht so schnell. Das gemarterte Junge wird der Mutter genommen und in die Küche des

Wirtschaftshofes gebracht. Scheint es auch zunächst, als würde das Lebensflämmchen vollends verlöschen — meistens unterstützt die erstaunliche Heilkraft und Lebenszähigkeit der jungen Hyäne die menschlichen Bemühungen. Das Hyänchen wächst, bei Milchflasche oder Amme, sichtlich



heran. Und dann kann man mit den Schlingeln etwas erleben. Während kleine Löwen in dem Alter Streifzüge durch Haus und Hof unternehmen, benimmt sich das Dunkelmännchen durchaus artgemäß: Es sucht sich ein Versteck. In diese kleine, selbstgewählte Höhle flüchtete es bei jeder Störung. Dort rief es auch; mit den Rufweisen der Alten sind Hyänen von klein auf ausgestattet. Dorthin verschleppte es auch alles, was ihm gefiel: Lappen, Pantoffeln, Mützen. Eines Tages fehlte mein Sonntagsanzug, der auf dem Hausflur über einen Bügel gehängt worden war. Nicht wiederzufinden. Da lugen unter dem Eisschrank ein Paar Hosenträger heraus. Das Früchtchen hatte den Anzug ganz heimlich vom Bügel gezogen, hübsch durch die abtropfende Brühe des Eisschranks gezerzt und in sein Lager geschafft. Vorsichtig lunte der kleine Teufel dort unten heraus und zwackte später jeden vorübergehenden Fremden ins Bein. War er durstig, dann packte er seine Pflegerin an der Schürze. Sowie aber ein Mann erschien, flitzte der Kleine im Galopp in sein Versteck. Das sah bei den breitgesetzten Hinterbeinchen zum Totlachen aus.

Gern stellte sich der Kobold ein, wenn unsere Mädchen scheuerten. Hyänen sind überhaupt nicht sehr wasserscheu, mögen sich sogar baden. Und nun stieg der Nickel in den Eimer, als sei er für ihn gebracht. Nachdem freilich der kleine Spitzbube sonntags vormittags die guten Rindsrouladen aus der Küche gemaust hatte, da war's vorbei, und er mußte hinaus in den Käfig, zu seinen Artgenossen. — Meine Hyäne erkennt mich sehr schnell, meistens an der Stimme, brummt, drückt sich ans Gitter, tanzt vor mir und wird ganz „eckig“; ich kraule sie — wofür Hyänen ja sehr empfänglich sind — und sage ihr ein paar Koseworte. Ich könnte mir ganz gut vorstellen, daß aus diesem merkwürdigen, abstoßend wirkenden Geschöpf sogar ein Haustier hervorgegangen wäre.

Von Gretes Hochzeitsreise

Gretchen hatte 20 Lenze auf dem speckig-breiten Rücken, als sich der Leipziger Zoologische Garten mit dem Berliner über seine künftigen Familienverhältnisse in Verbindung setzte. O nein; sie war kein Backfisch mehr, vielmehr bereits zu einer vollkräftigen Nilpferdfrau herangereift, und die verkleinernde Koseform Gretel wollte sich bei ihren rund dreißig Zentnern nicht mehr für sie schicken. Ihr Gemahl Yumbo — ein Jammer — war durch den Bubenstreich eines Besuchers ums Leben gekommen. Ein halbes Dutzend Kinder war ihrer Ehe entsprossen. Und jetzt, nach dem zweiten Krieg, brauchte die der Garten erst recht. Zu diesem Glück fehlte jedoch der Mann. Wir hoben die Augen auf. Im ganzen Land gab's keinen. Nur in Berlin, da hatte einer die furchtbaren Kriegsjahre überstanden. Auf diesen Junggesellen Knautschke, der in besten Jahren steht, fiel unser Blick. Verhandlungen mit Frau Dr. Heintz führten bald zum Abschluß einer Zuchtgemeinschaft. Und Grete ward in einer Riesenkiste auf den Weg gebracht. Das gab ein Aufsehen an der Grenze: „Groß Schwein!“ hatte ein Neugieriger gerufen, der in das geräumige Gelaß gelunzt hatte. Ich mußte an einen holländischen Kollegen denken, der einmal ein Nilpferd nach Amsterdam begleitete und mit einem Handtäschchen in seinem Abteil saß. Beim Übertritt auf holländischen Boden kommt der Zollbeamte und fragt den stillen Fahrgast, ob er etwa noch großes Gepäck mithabe. „Jawell“, antwortet der, „en Nilpaard“. Was meinen Sie, was da der verdutzte Zöllner für Augen machte!

Bis auf einige Abschürfungen war die Reise gut verlaufen. Im Berliner Nilpferdhaus hatten sich etwa dreißig Pressevertreter zum Empfang eingefunden, die natürlich ganz genau erfahren wollten, ob zwischen Berlin und Leipzig Sympathien bestehen und Hochzeitmachen auch bei

Dickhäutern wunderschön ist. Endlich war es soweit. Ich ließ den Eisenschieber ziehen, und wir dachten: „Bitte aussteigen!“ Es ist totenstill in dem großen Raum. Nur der Leipziger Pfleger unterbricht mit seinem: „Gomm, Grete! Gomm, hier!“ das Schweigen. Und Grete „gommt“ auch. Langsam schiebt sie sich rückwärts aus ihrem Bau. Sowie sie jedoch merkt, daß sie mit den Hinterfüßen auf fremdem Boden steht, eilt sie sofort wieder in ihren Kasten zurück, also in das zum Heim gewordene ungefährliche Gefängnis. Hernach tritt sie vorsichtig wieder heraus. Dreimal geht das so. Diesmal wagt sie sich bis ans Wasser, das aber noch versperrt ist. Wasser braucht sie; sicherlich zu ihrem körperlichen Wohlbefinden, aber auch, um sich inmitten des vielen Fremden verbergen zu können. Und nun tappelt sie wie bedächtig ihrem Leipziger Wärter nach, unterwegs jede Örtlichkeit genau untersuchend. An alle führt sie den Kopf. Gar nicht etwa polterig wie ein ungeschlachter Riese. Bei diesen Gängen verheddert sie sich einmal im Kabel der Wochenschauer. Der elektrische Strom muß sofort abgeschaltet werden, damit sie keinen Schlag kriegt. Das hätte zum guten Ende gerade noch gefehlt. Schließlich kommt sie an das offene Wasser. Aber auch daran werden vorläufig nur Fuß und Kopf geführt. Erst beim dritten Mal — da überläßt sie sich der Flut. Und dann öffnete sich der Schieber, der das Brautgemach vom Außenbecken trennt: Herein stapfte der stämmige Bräutigam. Grete schien auch schon Wind gekriegt zu haben. Sie kam vom Wasser, Knautschke vom Land her zur Zwischentür. Beide Tiere führten die mächtigen Mäuler zueinander, wohl um sich zu betasten. Gab das ein Hallo, als sich die Riesenlippen einander näherten! „Der erste Kuß!“ schallte es durch die Halle. Der Filmbetreuer, die Photographen, die Presseleute — viele Frauen darunter — alle drängten sich dicht an die ereignisreiche Ecke. Da wandte ihnen Knautschke die Hinterseite zu und begann ein großes Rühren, d. h., sein schlegelartiger Schwanz fing an, seitlich zu wedeln und frischen Kotbrei zu zerstäuben. Ein vielstimmiger Aufschrei! Die Apparate waren im Nu vertestet von dem gelben, dicken Segen, und manche Dame im Sommerkleid sah aus, als habe sie die Masern. Diesen Sprühregen verbreitet der Bulle wahrscheinlich, um sein Hoheitsgebiet zu kennzeichnen; er tut es überdies nicht immer an derselben Stelle. Schließlich gähnte er. Das ward ihm von der Presse übel ausgelegt, als habe er bereits vom Anblick der sächsischen Grete genug. Das war aber Verleumdung; wenn Tiere gähnen, sind sie durchaus nicht immer gelang-

weilt. Im Gegenteil: Dem jungen Nilferdburschen kam das ganze Theater so gar nicht reizlos vor. Die erste Nilpferdfrau, die ihm in seinem Junggesellenleben begegnet war, hatte ihm, wie's schien, nicht schlecht gefallen. Jedenfalls wollte er zu ihr. Er rammelte so ans Zwischengitter, daß er die Augenbogen beschund. Also hieß es: Erst noch einmal an die frische Luft mit dem rustikalen Gesellen. Nur mit Mühe und nicht ohne Nachdruck von seiten einiger Knüttel gelang das. Da man ja noch nicht wußte, ob er sich seiner Frau gegenüber rüpelig benahm, wurde eine Wartezeit eingelegt, in der sich das Pärchen vorerst kennenlernen sollte. Vor allem mußte Gretchen inzwischen auch mit dem Außenbecken vertraut werden. Es hat immerhin zwei Wochen gedauert, ehe das gesichert schien. Allerlei Vorbereitungen waren getroffen, damit kein Partner den anderen als „fremd“ behandle. Mit Stangen bewaffnet, umstanden die Wärter das feuchte Brautbett. Glücklicherweise brauchten sie nicht einzugreifen. Die beiden Dickhäuter hatten, trotz aller Trennungsgrenzen, den Bund bereits geschlossen. So ist die Liebe. Schon tags vorher war das offenkundig; die beiden haben sich beschnauft, gerufen, sich ans Gitter zueinander gestellt. Der Bulle wich nicht. Er mußte erst von der Zwischentür gelockt werden. Kaum war Grete draußen, um die Stufen hinabzusteigen, war auch schon Knautschke hinter ihr. Sie wollte sich drehen. Aber das war bereits zu spät. Über den Verliebten schlugen die Wasser zusammen. Und das ging so den ganzen Hochzeitstag.



Seelöwenjagd in der Pleiße

Und wieder einmal gab es in Leipzig eine Löwenjagd, freilich eine auf Seelöwen. Am Sonntagvormittag, dem bisher stärkst besuchten Tag des Zoologischen Gartens im Jahre 1928, brach plötzlich eines jener Wassersäugetiere aus. Ich stand in der Nähe und sah die zuschauende Menge ans jenseitige Ufer eilen, wo in der Stelzvogelbucht irgend etwas Neues geschehen sein mußte. Da kommt auch schon der Fischmann — so heißt in der Zoonsprache der Fischverkäufer im „Raketenwagen“ auf der Seelöwenbrücke — und meldet, Entsetzen im Anlitz: „Ein Seelöwe ist durch!“ Eben war er bei den Pelikanen und Marabus auf einen Sprung eingekehrt, hatte denen vergnügten Sonntag gewünscht — und fort war er, unter den Schwimmgittern hinweg. Paar Sekunden später kam eine Nachricht — es war die letzte aus dem Gartenbereich —, der Flüchtling habe die hinterste Brücke passiert.

Also: Alarm! Das heißt: Alarm im Flüsterton. Ich glaube nicht, daß von den Tausenden viele etwas gemerkt haben. Aber die es anging, die wußten, was die Glocke geschlagen hatte. Ein Gespann mit Fanggeräten, Stangen, Kasten, Fischen und zwei Mann im Sturmschritt zum Gohliser Wehr, um den Ausreißer dort aufzuhalten! Alles andere sperrt die Seelöwen ein — was zur ungewohnten Zeit etwas heißen will —, macht den, ach, so saftigen Kahn klar zum Gefecht und versucht, den Kalifornier zu überholen und in sein fließendes Heim zurückzudrücken. Schon gondelt der schlanke Backtrog unter der Raubtieranlage durch, da erreicht uns die Hiobspost: „Seelöwe noch da, aber jenseits des Wehres!“ Schöne Bescherung! Was nun? Ein Netz! Ein langes, gutes Fischnetz. Das gehörte jedoch bislang noch nicht zu den Fangrequisiten des Leipziger Zoos. Also im Auto zu einigen Fischern, die in solchen Fällen immer Rat schaffen. Tatsächlich bekommen wir eins.

So geschwind, wie es die Umzüge in der Stadt erlauben, damit hinaus zum Wehr! Das Brückengeländer ist von einer bunten Menge dicht besetzt; die Ufer sind von Neugierigen förmlich belagert. Und unter der Brücke, dort, wo das schwarze Pleißenwasser über ein Meter tief hinabstürzt und in weißgrünen Schäumen wieder aufquirlt, da steht, umbraust von dem weißen, abschwimmenden Gischt, unser kleiner Seelöwe, den Dackelkopf mit Mausohren und Schnauzbart emporgestreckt, als warte er auf zugeworfene Fische. „Där had nu dän Bärblex, daß er in'n Zoo is!“ An dieser psychoanalytischen Deutung schien wirklich etwas Wahres zu sein. Ursprünglich hatte der Ausflügler das Stauwasser des Wehres durchkreuzt, dann den Damm übersprungen und war in Brückennähe geblieben. Sobald er aber die grünen Mützen kommen sah, deren eine derselbe Wärter trug, aus dessen Hand das Tier x-mal seine Fische auf dem Podium des Zoos genommen hatte, da sauste er flußab. Ein Rennen begann, wie es auf einer Olympiade nicht interessanter gewesen sein kann. Aber der Wärter, wohlgedeckt von Hecke und Schilf, bekam im Endspurt etwas Vorsprung. Beim „Kaiserpark“ sprang er kurzentschlossen in den Fluß und trieb mit einer Stange den geschlagenen Rekordschwimmer zurück. Mehrmals noch versuchte der durchzubringen. Aber schließlich tauchte wohl in seiner Seelöwenseele der obengenannte „Bärblex“ wieder auf, und so kehrte er zu der vermeintlichen Zoobrücke zurück.

Inzwischen waren wir mit dem Netz hinzugekommen und sperrten die Pleiße bei einer anscheinend seichten Stelle ab. Trotz aller Trockenheit reichte das Wasser immer noch in gute Bauchhöhe, und so mußte sich der Mann, der den Übergang in Wasserstiefeln gewagt hatte, am jenseitigen Ufer unter Erlen und Weiden erst einmal auf den Rücken legen und — hoch das Bein! — die vollgelaufenen Beingehäuse am Leib wieder rückwärts auslaufen lassen. „Där macht 'ne gleene Dankstelle uff“, kommentierte einer ganz zutreffend. Aber auch die Sache mit dem Netz kriegte so noch kein Geschick. Die Strömung und die Wasserpflanzen ließen es nicht zu Boden kommen. Und solange es die Flußsohle nicht ganz dicht absperrt, ist es für solch eine Robbe Spaß, darunter wegzukommen; das haben wir oft erfahren. Inzwischen zeigte es sich, daß der Ausbrecher an seine Partie zu Wasser eine solche zu Lande anschließen wollte. Ein Angler half mit seiner Sonntagsbeute etwas nach, und als der schwarze Schwimmer die Böschung nach kurzem Ansprung halb erklommen hatte, stürzte



sich ein tapferer Fischer von unten her auf ihn. Aber wie wollte er ihn fassen? Überall glitt er ab wie von einem Aal. Der Angegriffene drehte sich verdutzt um und hoppelte in sein Element zurück. Tosender Beifall erscholl von allen Seiten. Es hagelte Spott und gute Ratschläge auf uns: Einer wollte seinen Hund losschicken; ein anderer verlangte von mir eine Badehose; ein zudringlicher junger Bursche erklärte mir auf die energische Bitte, uns doch aus dem Weg zu gehen, ihm hätte „geener was ze saren“.

Jetzt galt es, den anscheinend hungrigen Wasserräuber zu überlisten. Das Netz wurde an seiner alten Stelle abgebaut und flach an die Uferkante gelegt, die Lockversuche mit Fischen wieder aufgenommen, und — was wohl nur in dieser fremden Umgebung gelang — der Seelöwe über das Netz heraufgelockt. Kaum hatte er es überschritten, so wurde es hüben und drüben hochgezerrt. Der Angeführte warf sich erschrocken zurück, geriet in die Maschen und rollte, wie in eine Hängematte gewickelt, in den Fluß. Vorsichtig wurde er, damit das Netz nicht riß, herausgezogen und von hundert Händen — das muß ich anerkennend sagen — im Garn gehalten. Ein Wärter faßte den Tobenden beim Wickel, ein anderer an den Füßen, ein dritter schleppte die Kiste herbei . . . Riesenjubel brach aus der Menschenmenge los, als wäre ein Stierkampf glücklich zu Ende geführt. Wie eine Roulade wurde der Durchgänger zum Wagen geschleppt. Noch einmal gewann er freien Kopf, biß seinen Pfleger in die nasse Jacke — aber ein geschickter Stups, zur rechten Zeit am rechten Platz — und die nächsten bellenden „O! O!“ drangen aus dem Bretterschlag hervor.



Wie es überhaupt zur Flucht gekommen war? Im Leipziger Zoo lebt einer der größten Seelöwenbullen, die es überhaupt gegenwärtig in Gefangenschaft gibt. Es ist derselbe, der fast alle von Besuchern zugeworfenen Bissen wegschnappt. Das jüngere Männchen — das war unser Ausbrecher — beißt er vom Futter fort und verfolgt es als seinen vermeintlichen Rivalen. Bereits am Sonntagmorgen hatte der von seinem Artgenossen so schlecht behandelte Seelöwenjüngling urplötzlich dem Raubtierhaus einen Besuch abgestattet und sich seine Kollegen vom Lande angesehen. Freiwillig war er über die Mauer in sein Gehege zurückgekehrt. Kurz darauf überfällt ihn der riesige Bulle, der sich in seinen Haremsrechten gefährdet wähnt; der Kleine schießt davon, gerät in voller Fahrt mit dem Kopf zwischen die Gitterstäbe und arbeitet sich nun vollends durch.

Im ganzen ist alles günstig abgelaufen. Es konnte natürlich auch anders kommen. Indes — warum sollte sich eigentlich ein Seelöwe in der Seestadt Leipzig nicht wohlfühlen?

Wie die Schimpansin Suse im Zoo spazieren ging

Das war vor einigen Jahren zum Niklastag, also im Dezember. Eine Woche vorher war Bruno, unser neuer Affenpfleger, als „zweiter Mann“ angetreten. Da kommt am Spätnachmittag, gegen 18 Uhr, ein fünfzehnjähriger Junge auf den Wirtschaftshof des Leipziger Zoologischen Gartens gestürzt und ruft erregt: „Die Suse, die Suse!“ Gleich darauf erscheint auch Bruno mit erhobenen Händen und fleht um Hilfe. Was war geschehen? An diesem Tage hatte unser erster Affenpfleger Ernst wegen anderer Verrichtungen früher aufgehört, vorher allerdings seinen neuen Mitarbeiter beauftragt, die Schimpansin Suse in ihren Schlafkasten einzusperren, aber nicht dazu in den Käfig zu gehen. Mehrmals schärfte er ihm das ein. Meist läßt sie sich gut zu Bett bringen; aber aller drei, vier Wochen hat sie ihren Rappel. Da ist sie nicht auf ihr Nachtlager zu kriegen. Sie bekommt alsdann eine Decke und bleibt außerhalb ihrer Kabine. In solchen Zeiten haben sogar erfahrene Wärter Wirtschaft mit ihr. Neulich ist vertretungsweise solch älterer Pfleger bei ihr; da setzt sie sich vor die Tür, schreit Zetermord und läßt ihn nicht wieder heraus. Der legt schnell eine Kette mit Schloß um die Türschiene, hatte wohl damit die unternehmungslustige alte Dame eingeschlossen, sich aber auch. Da mußte Bruno zu Hilfe kommen, den Zwischenschieber öffnen und seinen Kameraden, der sich selbst verhaftet hatte, befreien. Ja, so eine ist das, unsere Suse.

Also: Bruno will die große Äffin einstecken, ohne in den Käfig zu gehen. Es gelingt und gelingt nicht. Er aber meint, was andere können, kann ich auch. Es ist niemand mehr im Haus, nur ein halbwüchsiger Bursche mit Dauerkarte als letzter und einziger Besucher. Der rät ihm: „Nimm einen Besen mit!“ — „Aha“, sagt sich Bruno, „dort liegt das Geheimnis! Das hat Ernst auch so getan!“ Und schon öffnet er die Eisentür und be-

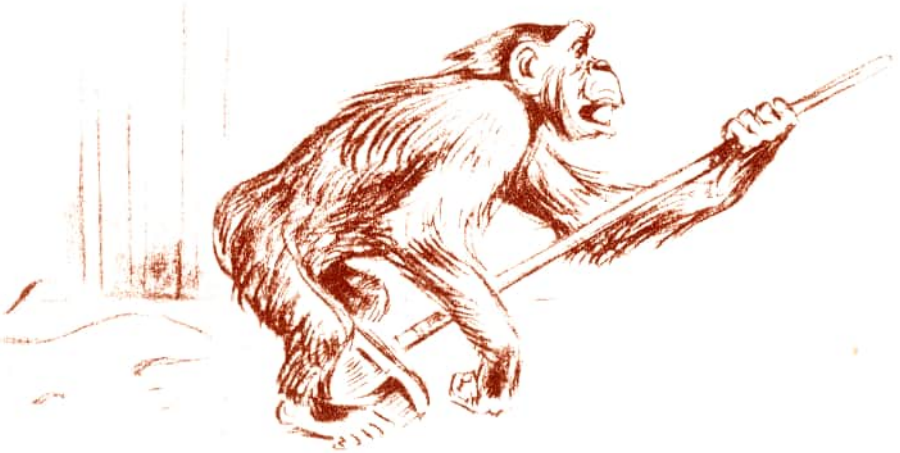
tritt trotz der „ernstlichen“ Warnung die Kemenate der Frau Suse. Die Tür war damals nicht von innen her zu verschließen; das Schloß schnappte nicht einmal richtig ein. Bruno verläßt sich darauf, daß das Tier diesen kleinen Fehler nicht bemerkt; es hat den auch kaum sehen können. Nun geht er daran, die Widerspenstige auf ihr überbautes Schlafnest zu treiben. Die anscheinend noch gar nicht schläfrige Schimpansin indessen klettert auf den Querbalken hinauf, er hinterdrein — und das war sein Fehler, die Tür ungeschützt lassend. Kaum ist er mühsam nachgeturnt, springt sie herunter, an den unbewachten Ausgang, murkst erst etwas am Schloß, reißt die Tür mit einem Ruck auf und rennt um den großen Käfig herum. Naht ihr Verfolger, so schreit sie lauthals los. Seine Wehr, den Besen, entreißt sie ihm. Aber er weiß sich zu helfen, holt ein Fangnetz und hält sich damit das zudringliche schwarze Weib vom Leib, wenn es angreifen will. Trotz alledem ist sie nicht wieder in ihr Gehäuse zu drängen; erklimmt vielmehr die Käfigdecke, kommt einmal herunter, einmal hinauf — und plötzlich ist sie ganz verschwunden! Der Flüchtling ist nicht mehr zu finden. Da entdeckt Bruno eine verborgene Tür oben in der Wand, die er bisher überhaupt noch nicht gesehen hatte — Gott, was hat so ein altes Haus für verborgene Gemächer, auf die man erst nach Jahrzehnten achten lernt! Diese Klappe hatte das findige



Tier aufgezogen und so den Boden über dem Besucherraum im Menschenaffenabteil erreicht. Nun stand ihr der Weg auch zum zweiten Boden offen und damit zum Glasdach, das über der vorderen Halle des Affenhauses liegt. Einiges Hin und Her. Plötzlich kracht es! Eine Deck-scheibe des Oberlichtes ist durchbrochen. Wahrscheinlich war das ziem-lich schwere Tier durch eine Glastafel getreten; oder sollte sie gar einen Scherben heruntergeschmissen haben? Jedenfalls kriegt es der Junge jetzt mit der Angst und rennt auf den Wirtschaftshof; Bruno nicht lange hinterher. Nun zieht der Oberwärter samt einem Helfer zum Kampfe mit dem Drachen aus, mit dieser schwarzhaarigen Amazone, die sich da oben selbständig gemacht hatte. Sie treten ins Affenhaus, finden aber zunächst den Ausreißer nicht. Auf einmal tut sich im Glasdach eine Lüftungs-klappe auf, die abends geschlossen wird; die Schimpansin guckt durch und ruft den Ankömmlingen ein „Hu!“ entgegen. Tolles Bild! Stellen Sie sich das vor! Jetzt kraxeln die beiden Häscher hinauf. Sofort saust die Gesuchte oben hin, tritt aber nunmehr immer bloß auf die Fensterrippen, aufs Gestänge. Klugerweise macht jetzt die Mannschaft für den wildgewordenen Affen eine Falle zurecht: Zehn Glasscheiben hebt sie in dem Glasdach über dem Schimpansenkäfig aus, fünf Scheiben quer, zwei Reihen tief. Dort sollte die Alte hinuntergehen. Sie wird dahin getrieben, denkt aber gar nicht daran, durch das rechteckige Loch zu steigen; rennt vielmehr auf das Holzgesims, also die seitliche Dachver-schalung, und findet mit erstaunlichem Spürsinn eine Öffnung, die mit Sackleinwand verhängt war. Damit gelangt sie in einen verlassenen, tot-gelegten, verwinkelten Seitengang zwischen Affenhaus und Nachbar-schaft, über den niemand recht Bescheid wußte. Jetzt hieß es, dem mondsüchtigen Spaziergänger planmäßig die Luft abgraben. Eine Stunde vergeht darüber, ehe der Zugang zum Boden richtig verbaut ist. Dann wird Suse vorgedrückt, kommt wieder an jenes große offene Viereck. Dort setzt sie sich — die gläserne Oberwelt war ihr ja mit Brettern vernagelt —, kann sich aber nicht zum Abgang entschließen. Da kriegt sie von hinten einen gelinden Schups, und hopst — ob sie wollte oder nicht — auf ihren Zwinger. Bruno stellt sich wie ein Haremswächter vor den Zugang zum Dachboden, sagen wir besser: wie der Engel vor das Tor zum Paradies. Die Äffin hangelt an den Eisenstangen hinab und findet drunten im Gang ein langes Messer, das der Wärter vom Futterschneiden her liegende-lassen hatte. Das faßt sie am Heft und rast nun wie eine Wahnsinnige,

wie ein Amokläufer, rund um ihre alte Wohnung. Furchtbar hat es ausgesehen, wie das verrückte Affenweib mit dem Messer angehetzt kam. Sie hat es nicht benutzt, aber doch in der Hand gehalten, wie einen Dolch, und damit gefuchelt.

Mit ihrer blanken Waffe ist sie nun mehrmals an der offenen Käfigtür vorbeigejagt. Doch auf einmal ging sie 'rein. Ihre Schlafhütte aber bezog sie für diese Nacht nicht, holte sich nur eine Decke heraus und wickelte sich ein. Das Messer hatte sie am nächsten Morgen noch bei sich. Soweit möchte jeder meinen: Na ja, da sieht man's — einem erfahrenen Wärter kann das nicht widerfahren. Und es hat ja weder an Vorwürfen noch an Spott für den armen Bruno gefehlt. Aber da soll keiner zu früh jubeln. Es sind schon Nachtwächter bei Tage gestorben!



Guanakos und der Frühling

Was Guanakos sind, ist Ihnen wohl geläufig; wenn nicht, können Sie die kleine Lücke biologischer Bildung leicht neben dem Dickhäuterhaus des Leipziger Zoologischen Gartens ausfüllen. Dort stehen einige jener schlanken, leichtfüßigen Kamele der Neuen Welt, oberseits rötlich sandgelb, unten und an den Beininnenseiten weiß. Allerdings ohne Tornister mit Fettspeichern, wie sie etwa den Trampeltieren in den Höckern aufgepackt wurden. Und das macht jene an sich kleineren Südamerikaner von den Hängen der Kordilleren so elegant und behende. Ich habe Guanakos — die übrigens Stammeltern des Haustieres Lama sind — im Zirkus über drei Pferde weg springen sehen.

Kurz und gut: 1953 erhielten wir im Austausch mit dem Berliner Garten einen ein Jahr alten Hengst. Noch klein, aber: oho! mit Temperament! Da steckte Musike drin. Wir konnten es nicht wagen, ihn auf die Straußenwiese zu lassen. Mit einem Wupp wäre er aus dem Graben über Hecken und Zäune in den Anlagen gewesen. Also einstweilen weg mit ihm, in die ehemalige Giraffenunterkunft. Doch ist's nicht gut, daß der Mensch allein sei. Deshalb hoben wir die Augen auf nach einer „Gehilfin“. Das Glück wollte es, daß an der Wasserkante gleich zwei auftauchten: eine von drei, die andere mit zwei Jahren. Das hätte gepaßt. Aber wer soll das bezahlen? Unsere braven Löwinnen haben's getan, mit einigen ihrer Kinder.

Zunächst kam die inzwischen vier Jahre gewordene ältere. Sie stieg aus ihrem Kasten und ward in die Kabine neben den jungen Herrn geleitet. Aber auch sie war nicht von schlechten Eltern; die hatten sich wahrscheinlich ebensowenig im Tischkasten gefunden. Sie übersah die Lage — ein Satz aus dem Stand über die mannshohe Schranke — und ohne viel zu fragen: drüben bei ihm war sie; und wurde mit ihm einig. So war das gar nicht gemeint gewesen. Der junge Mann sollte sich erst an seine Zu-

künftige gewöhnen. Aber sie verfuhr gemäß der alten Dichtererfahrung: „Ohne Liebe lebe, wer da kann“.

Paar Wochen später kam die zweite, also etwas jüngere. Wir sagten uns: Im Freien leben sie in Rudeln, und der erste Fall war gut verlaufen; also: rin zu den beiden in den geräumigen Auslauf. Die zwei Jüngferchen schienen sich wiederzuerkennen. Der ungestüme Hengst merkte auch etwas. Die ältere war ihm auf einmal Luft, er hetzte hinter der neuen her. Die wehrte sich, erhob zum Protest den Schwanz henkelartig, legte die Ohren hinter, keckerte schnappernd und spuckte. Der stürmische Liebhaber wollte sich jedoch nicht abhalten lassen. Nach kurzen Pausen, in denen er selbst wieder zur Puste kam, raste er hinter der spröden Stute her: eine feurige Bestätigung des Heine-Wortes: „Es liebt sich so lieblich im Lenze!“ Uns blieb nichts übrig, als den Unhold herauszufangen und ihm zur Beruhigung eine Weile Arrest zu geben. Und wenn Sie nunmehr bei Frühlingsausgang in den Leipziger Zoo zum Giraffenhaus kommen und finden von den Guanakos eins und zwei für sich, dann wissen Sie Bescheid. Man möchte dem jungen Berliner vorerst den Rat erteilen, den mir einmal das Wohnungsamt bei einer Auseinandersetzung gab: „Mäßigen Sie sich!“



Dickhäutige Gesellen



Gewiß, die Zeiten, als Elefanten, Nashörner, Tapire, Flußpferde und Schweine, auch wissenschaftlich, als Vielhufer zusammengebündelt wurden, sind vorbei. Trotzdem finden sich diese dickhäutigen Gesellen immer wieder in den sogenannten Dickhäuterhäusern der Zoologischen Gärten zusammen.

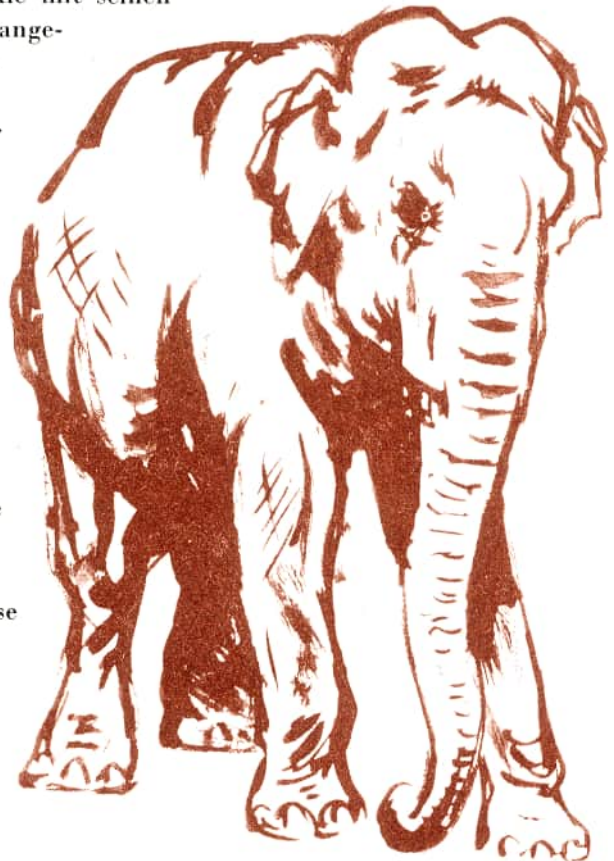
Die größeren davon — und dazu gehören die Giganten des Tierreichs — stammen aus der gleichen Region. Nur die heiße Zone mit ihrer üppigen Pflanzenwelt vermag ganze Herden solcher Kolosse zu erhalten, die jahraus, jahrein ihre Zweige, Stauden, Gräser oder Schilf vertilgen — ich schätze für einen erwachsenen Elefanten täglich einen bis anderthalben Zentner. Das Afrika jenseits der Sahara allein stellt drei Hauptformen: den schlankköpfigen, großbohrigen Elefanten mit den riesigen elfenbeinernen Stoßzähnen, jenen krummrückigen Hünen aus dem feuchtwarmen Urwald, der bei seiner Vorliebe für das Wasser gelegentlich den Sumpf besucht, indessen auch die Steppe begeht. Zum Teil dieselben Pfade wandeln die afrikanischen Nashörner, deren Nasenbeine die zwei gefährlichen Hornzinken tragen. Außer buschigen Schlammufeln beziehen auch sie die offene Landschaft, selbst felsige Berggegenden, vorausgesetzt, daß genug Wasser in der Nähe ist — Wasser brauchen all diese Tropicentiere schon zur Pflege ihrer rissigen Haut. Heute nur noch in den Gewässern des „dunklen Erdteils“ ist der biblische Behemoth zu Hause, das Nilpferd. Unglaublich, und doch wahr: Sein mehr dem Landleben zugetaner Gattungsgenosse aus den Sumpfwäldern Liberias, das Zwergflußpferd, ist erst seit etwa hundert Jahren in Europa bekannt geworden. Im ganzen hatte das Kind schon recht, das neulich vor diesen Fleischwalzen fragte: „Opa, warum heißt denn das Tier Flußpferd und nicht Flußschwein?“ Wahrhaftig bilden sie mit den Borstentieren eine dicke Verwandtschaft.

Aber hinter dem tierreichen Afrika steht das unerschöpfliche Indien nicht zurück. Die südostasiatischen Wälder, einschließlich der großen malaischen Inseln, sind die Heimat des schöneren indischen Elefanten, des uns von Jugend an bekannten Rüsseltieres. Vom Fuß des Himalaja bis in die eben bezeichneten Gebiete haust noch — von einem Panzerhemd behangen — das einhörnige Nashorn und wird stellenweise von kleineren, doppelt bewaffneten Formen abgelöst. Zu diesen dreizehigen Vorfahren unseres Pferdes tritt in Hinderindien und Sumatra eine merkwürdige Gestalt mit einer scharfgezeichneten Schabracke auf dem Rücken, absinkendem Hinterteil, vorn vier, hinten drei Zehen und kurzem Rüssel: der Tapir. Merkwürdigerweise findet sich sein etwas unscheinbareres Gegenstück in den Wäldern und Bergen Süd- und Mittelamerikas.

Nach alledem ist es recht wohl begreiflich, wenn sich diese, von den neueren Gelehrten auf drei verschiedene Ordnungen verteilten, Dickhäuter in der Gefangenschaft wieder zu einer Gruppe zusammenfinden, weil sie ähnliche Ansprüche ans Leben stellen. Aber es ist noch ein anderes, was Elefant, Nashorn, Tapir und Flußpferd gewissermaßen zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenfaßt. Machen sie nicht alle den Eindruck des Urtümlichen, Vorsintflutlichen, aus sagenhafter Ferne auf uns Überkommenen? In der Tat: Vereinsamt steht die Elefantenfamilie auf der Erde, wie der letzte Ausläufer eines versunkenen Riesenstammes. Und hat man den Tapir nicht geradezu ein lebendes Fossil genannt? Müde kommen sie einem vor, als paßten sie nicht mehr in diese ewig junge Welt. Leider, Gott sei's geklagt, hat der Kulturmensch, dieser unerbittliche Vernichter der freien Natur, das Seine dazu getan, jene uralten Helden-geschlechter vom Erdboden zu vertilgen. Natürlich ist deren Schwarte dem Feuertüchlein nicht gewachsen, und ihre Instinkte sind auf solch einen tückischen Fernkampf nicht eingestellt. So ist das Flußpferd erschreckend weit zurückgedrängt worden. Das indische Nashorn ist am Aussterben. Eine Farmersfrau erzählte mir, sie allein habe über dreißig afrikanische Nashörner niedergeschossen. Und was soll man dazu sagen, wenn uns ein Engländer schrieb, er habe am Rand eines Wildschutzgebietes in einem Jahr sechzig überlaufende Elefanten niedergeknallt und damit mehrere tausend „Pfund“ gemacht?

Nur zu leicht möchte man meinen, es sei die Plumpeheit, die den Tieren zum Verderben werde. Das glaube, wer nie mit ihnen zu tun hatte. Was konnte ein Tapir laufen, als es ihm beim Photographieren in sein kleines

Hirn kam, abzurücken? „Was haste, was kannste“, eilte er zum Parthenfluß, erst im Trab, dann im Galopp. Zwei junge Wärter hatten sich anzustrengen, den Flüchtling wieder einzuholen. Erstaunlich rasch kann sich auch ein scheinbar schläfriges Nashorn rühren. Und wie haben sich die beiden jungen Nilpferde angestellt, als sie ins Leipziger Dickhäuterhaus verpflanzt wurden, übrigens eins der schönsten und größten seiner Art! Blindwütend wie kleine Büffel rannten sie umher und bereiteten dem Direktor eine schwere Dreiviertelstunde. Solange konnten sie nämlich nicht wieder an der Wasseroberfläche entdeckt werden. In Wirklichkeit sind sie öfter zum Atmen heraufgekommen, aber derart vorsichtig, daß es nicht bemerkt wurde. — Gar nun von den Streichen der Elefanten ließe sich ein ganzes Kapitel schreiben; so von der verstorbenen Sally, die eines Nachts im Leipziger Zoo spazierenging, eine Pumpe abbrach, ein Häuschen umstieß, zwei Heufuder beiseiteschob, das Kassenfenster eindrückte, vor den Eisbären die Geländer aushob, die Raubvogelkäfige umlegte, deren Insassen ins Freie ließ und einige Lorbeerbäume versetzte! Und was hat der böse Bulle Jackie mit seinen 60 Zentnern Leibeslast schon alles angerichtet! Fauststarke Eisenstangen bog er mühelos durch; einen Baum entwurzelte er fast, als er umgesetzt wurde, und ständig noch bewarf der Rüpel die Besucher mit üblen Klößen oder bespritzte sie unvermutet vom Bad aus. Geradezu ein Ausbund von kindlichem Übermut war das Elefantenmädchen Baby, wenn es seiner Mutter das Futterfaß wegrollte, sich im Heu herumsielte, seinen treuen Wärter umwarf oder heldenmütige Angriffe auf Täubchen machte. Wer das miterlebt hat, dem wird das Herz schwer bei dem Gedanken, daß diese eindrucksvollen Gestalten dem Untergang geweiht sein sollen.



Der Sperlingsfresser

In meiner Kompanie war ein Unteroffizier, der, wo er nur konnte, zumal im Manöver, Spatzen fing, sie in sein Kochgeschirr versenkte und später aß. Der hieß im ganzen Bataillon „der Sperlingsfresser“.

An diesen Unteroffizier mußte ich schon oft in unserem Zoo denken; am ehesten bei den Störchen. Besonders einer davon hat sich zum Spatzenjäger entwickelt. Im Frühling, wenn die ersten Sperlinge flügge sind, dann blüht sein zweifelhaftes Gewerbe. Die Neulinge flattern, noch unerfahren, hinein in diese böse Welt, und ahnen nicht, wie kurzes Federlesen mancher mit ihnen macht.

Frißt nun das Langbein am Futtertrog, so frißt gewöhnlich ein Schwung von jungen Spätzchen mit. Plötzlich fährt der scheinbar gastfreie Herr mit seinem Schnabel in die Schar, langt sich einen „Mitesser“ heraus, schlägt ihn herzhaft auf den Boden, daß dem armen Schelm Hören und Sehen vergehen mag, und schluckt ihn dann im ganzen hinter. Man kann's verfolgen, wie er den Hals hinabrutscht, und es mag einem angst werden, das Klappertier — den Menschenkindern meistens als Freudenbringer bekannt — ersticke. Oder der Rotschnabel pirscht sich, geduckt und rasch ankommend, an einen keck im Busche schilpenden „Schnerlzh“ und stößt unerwartet nach ihm. In Ermangelung eines Besseren nischelt er auch ein Entchen ab, und selbst im Winter kann er, in ein Haus gesperrt, als Selbstversorger tätig sein. Dann hat er's auf die Mäuse abgesehen.

Noch toller treibt es freilich sein bekropfter Vetter, ein Marabu, der würdige Herr Kanzleirat. In unserer früheren Chemnitzer Zweigstelle — das war vor vielen Jahren — blieb lange Wochen rätselhaft, wohin die schmucken Zierentchen kamen. Eins nach dem anderen verschwand vom Weiher. Sollten sie entwichen sein? Bis wir dahinter kamen: Die schnappte der

vermeintliche Philosoph im grauen Gehrock, schüttelte sie ab und verschlang sie. Weit schlimmere Kindesräuber können Pelikane sein. Begegnet denen eine Jungentenschar, dann vermögen sie mit ihren Hamenschnäbeln die Kücken richtig einzuschaufeln und abzuschlucken.

Und welche Familientragödie spielte da einmal auf dem großen Teich? Auf der Insel wohnte eine Gruppe stattlicher Mantel- und Silbermöwen. Das sind ganz große Spitzbuben. Die müßte man eigentlich wegen Vergehens am keimenden Leben belangen. Sie sind dahintergekommen, daß eine Entè in bestimmter Haltung etwas absetzt, das eindringlicher Beachtung lohnt, nämlich: ein Ei. So stellen sie sich, wie ihr Pfleger mehrmals sah, gelegentlich hinter der Legerin an und warten geradezu auf den Segen, zertrümmern eilends die Kalkhülle und fressen sie aus.

Nicht genug. Kommt da an einem Maientag ein Entenmütterchen mit ihrer frisch geschlüpften Kinderschar vom Hirschhaus angewackelt. Die Alte will die Herde am Teich vorüber zur Parthe führen. Die Kücken jedoch scheinen das Wasser zu spüren, zwängen sich durch die Gittermaschen und plumpsen wie Dunenbällchen in die Flut. Der Mutter bleibt nichts anderes übrig als zu folgen. Doch eh' sie einen Durchschlupf findet, sind die großen Möwen da und schlingen mit je einem Ruck die vorwitzigen, niedlichen Dinger hinter — das Märchen vom Wolf und den Geißlein ins Vogelhafte übersetzend. Die Alte soll gänzlich außer Fassung geraten sein; zunächst verwirrt, hat sie den einen Wüterich verzweifelt angefallen — doch eben zu spät.

Zum Glück kann es auch anders kommen. Eine kleinere Sturmmöwe schien ebenfalls Appetit auf Entenklein zu haben. Gerade ziehen zwei Entenfrauen mit ihren Kindern daher. An der Brücke wagt die hungrige „Emma“ den Überfall auf die Jungen — und Möwen haben verteuftelt scharfe Schnabelscheiden! Die beiden Mütter aber stürzen sich auf den frechen Piraten, kriegen ihn zu fassen und tauchen ihn eine Weile unter, bis ihm der Geschmack vergangen ist. Erschöpft flüchtet der „Getitschte“ auf einen Schwimmbalken und muß mitansehen, wie die zwei wackeren Amazonen, ihre Kleinen in der Mitte, an ihm vorübergleiten wie eine für den Frieden im Tierreich demonstrierende Flottille.



Ein Fabeltier

Die Herbstkleinmesse auf dem Platz hinterm Frankfurter Tor hatte einen starken Anziehungspunkt. Das war die von Hagenbeck-Stellingen beschickte Tierschau. Diese Ausstellung stand größtenteils unter dem Gesichtspunkt, Tiere aus den Polargebieten zu zeigen. Darunter waren einige Bekannte, aber auch ein großer Unbekannter. Das war ein See-Elefant, gelegentlich Meerwolf genannt. Wer hätte je einen gesehen? Für Leipzig war es meines Wissens der erste.

Der Name ruft richtige und falsche Vorstellungen wach. Es handelt sich nicht um einen Elefanten, sondern um eine Robbe, also einen Verwandten der uns aus dem Zoo wohlbekannten Seelöwen und Seehunde. Besonders den letzteren steht sie nahe; denn sie hat keine Ohrmuscheln, nur Ohrlöcher. Sie kann auch nicht die ruderförmigen Hinterbeine unter den Leib schlagen wie die bellenden Seelöwen. Schließlich schiebt sie sich an Land nicht so geschickt in spannerartigen Bewegungen fort wie diese, sondern schnellst sich mehr, den Körper krümmend und streckend, den Seehunden ähnlich, vorwärts; ist daher im ganzen unbeholfen, wenn sie einmal auf dem Trockenen liegt. Ganz anders in ihrem eigentlichen Element, in der See. Die kalten Meere rund um den Südpol sind ihre Heimat. In riesigen Scharen wanderten sie durch die stürmische Südsee, eine Art sogar bis herauf an die kalifornische Küste, und kamen nur ans Land, um sich zu paaren, Junge zu werfen und sich zu hären. Natürlich kann bloß das Weltmeer derartige ungegliederte Fett- und Fleischmassen hervorbringen; es nimmt ihnen ja durch den Auftrieb die Körperlast ab. 360 Zentimeter ist Moppi lang, wie der hiesige See-Elefant von seinen Wärtern getauft worden ist. Er paßt also gerade in ein mittleres Wohnzimmer. Die Weibchen werden kaum so groß. Alte Bullen aber haben $6\frac{1}{2}$ Meter gemessen und schlagen damit den Rekord unter den Flossen-

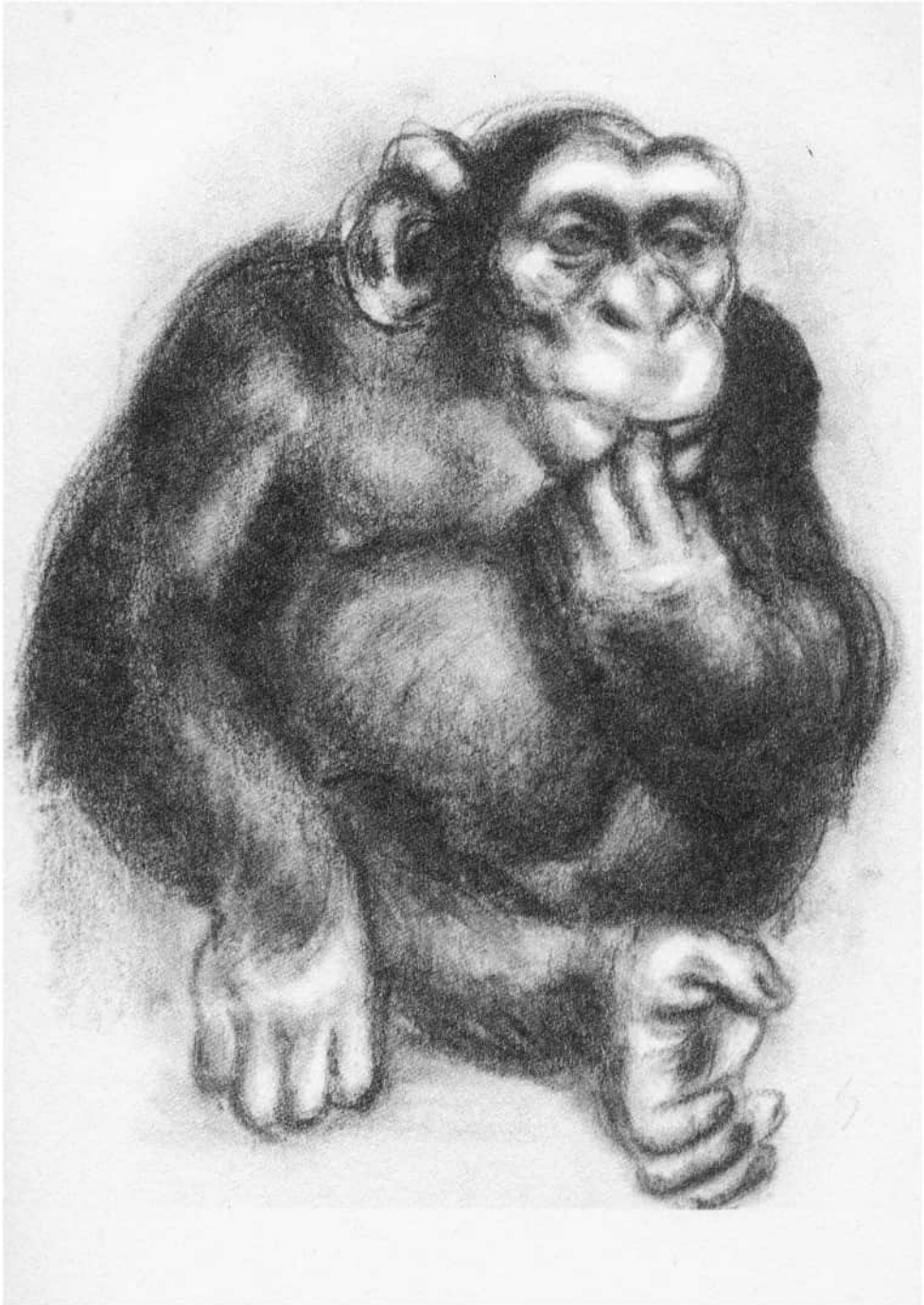
füßern; es sind die mächtigsten von allen. Ja, in einzelnen Fällen spricht man sogar von 9 Meter Länge. Solch ein Bursche kann bis zu 60 Zentner wiegen; das ist tatsächlich so schwer wie ein gutgenährter Elefant aus dem Dickhäuterhaus. Das Gehege auf dem Meßplatz mußte darum auch besonders fest angelegt und gut versteift werden, sonst drückt es Moppi mit seinen 30 Zentnern einfach um. Ist er heute, wo die vollschlanke Linie regiert, auch nicht gerade eine Modeschönheit, so hat er doch hübsche, große Augen. Die Körperfarbe ist schwer zu bestimmen; sie wechselt mit der Feuchtigkeit und der Härung des Felles. Im allgemeinen liegt sie zwischen Grau und Braun. Bei all ihrer Massigkeit können sich diese Tiere so geschickt wie eine Sejungfer biegen; Moppi vermag sich einen Futterfisch von der Schwanzspitze wegzunehmen, wobei sich die Haut in typische Falten legt.

Das Merkmal jedoch, das den See-Elefanten ihren Namen verschafft hat, ist nur an älteren männlichen Tieren feststellbar. Wenn diese nämlich erregt werden, dann strecken sie ihre fleischige, krumm herabhängende Oberlippe vor und bilden ein Rüsselchen von etwa 80 Zentimeter Länge daraus. Ein zu komisches Mienenspiel! Welchen Sinn dieses „Lange-Nase-Machen“ hat, weiß ich nicht; den See-Elefantinnen scheint es aber zu gefallen. — Wird es solch einem Ungetüm zu heiß, so wirft es sich mit den kurzen, starken Vorderfüßen nassen Sand auf den Rücken und erinnert damit erneut an die Gepflogenheiten unserer Landrüsseltiere. Bei ihren Taucherfahrten durch das südliche Weltmeer holen sie sich Kopffüßer und Fische aus der Flut. Im Magen eines Tieres wurden auch einmal zwölf runde Steine, jeder zwei Fäuste groß, gefunden.

Zur Brunftzeit gehen sie ans Land. Hier fechten die alten Männchen erst ihre Eifersuchtskämpfe aus, obwohl meist die Weibchen in der Überzahl sind. Sie können anscheinend nicht genug davon kriegen. Dabei beißen sie sich wütend, so daß ihr Fell tiefe Risse bekommt. Die Paarung selbst erfolgt im Meer. Zehn Monate danach wird das schwarze Junge abgesetzt, das etwa 30 Pfund wiegt und acht Wochen lang von der Mutter gesäugt wird. In dieser Zeit fressen die Tiere nichts, sondern zehren vom eigenen Fett. Hernach werden die rasch heranwachsenden Kinder ins Meer geführt. Auf ihren menschenfernen, von hoher Brandung umtosten Felsen-eilanden waren die See-Elefantenherden früher völlig sicher. Sie kannten den Menschen nicht und hatten darum keine Scheu vor ihm. Drangen zuweilen ein paar Gelehrte in ihre wilde Einsamkeit, dann blieben sie ruhig



liegen. So machten einmal einige Forscher auf den Ker-
guelen vier Schritt neben Elefantenrobben ihre
astronomischen Messungen. Diese Harmlosigkeit haben
die Tiere entsetzlich büßen müssen. Denn wenn einmal
die Menschenbestie dahinterkommt, wie aus der freien
Natur Geld zu schlagen ist, dann wehe ihr. Mit
List paßten die Totschläger den Augenblick
ab, wo die Robbenherden an Land gekom-
men waren und schnitten sie nun vom
Ufer ab. Bullen, die sich zur Wehr
setzen wollten, wurde eine Kugel
in den Kopf gejagt oder die lange Lanze
in den Rachen gestoßen. Die kopflos
gewordene Herde von zum Teil trächtigen
Weibchen wurde vollends mit Keulen hingschlachtet, ihre Felle wurden
aufgeschnitten, die Specklagen herausgerissen und auf Tran ausgekocht.
Um dieses Schmiermittels willen sind aber Tausende jener herrlichen Tiere
in schändlicher Weise hingemetzelt worden; in den ersten Jahrzehnten des
vorigen Jahrhunderts jährlich annähernd 40 000 Stück. In einer halben
Stunde konnten solche Mordgesellen an die 400 Stück erschlagen. — Das
hiesige Stück ist, soviel ich weiß, von Süd-Georgien gekommen. Viel-
leicht nicht lange mehr, und jene Riesen, die jetzt noch einen lebenden
Vertreter zu uns gesandt haben, werden unseren Kindern nur aus Büchern
wie Fabelwesen erscheinen — ein verschollenes Geschlecht.



So ein Esel

Auf dem Reitplatz stehen die Kinder Schlange vor Pferden und Wagen. Da wird auf dem Wirtschaftshof ein neues Eselgespann angefordert. Der Wärter bringt zwei seiner Pfleglinge an, hat aber in der Eile aus der Herde einen falschen mit gegriffen, der noch gar nicht eingefahren ist. Der Reitjunge — so heißen hier die trabenden Rosse- und Wagenlenker — gibt sich alle erdenkliche Mühe, das zweite Einhuferchen anzuschirren. Das aber setzt jedem derartigen Versuch erfolgreichen Widerstand entgegen. Andererseits geht es jedoch nicht von der Stelle, selbst dann nicht, wenn es einen handfesten Kläps kriegt. Es bleibt neben seinem Artgenossen stehen wie ein Sägebock. Lieber ließe es sich totschlagen. Inzwischen wird immer dringender von der Reitbahn das Eselgespann verlangt. Der kleine Reitjunge wird ob der vermeintlichen Bummelerei ausgeschimpft, weiß sich nicht mehr zu helfen und heult nun los, in der Rechten die Peitsche, in der Linken das Taschentuch; bis jemand dahinterkommt, daß ihm ein falsches Tier gegeben worden ist. Der Wärter, darob zur Rede gestellt, verteidigt sich hinwiederum mit dem Bemerken, das könne vorkommen, denn es sähe ein Esel aus wie der andere — was doch bestimmt falsch ist. Nun soll das unrechte Langohr wieder ins Gehege zurückgebracht werden. Aber das denkt ja nicht daran, von der Seite seines eingeschirrten Freundes zu weichen. So bleibt nichts anderes übrig, als den dritten, den richtigen Esel, noch heranzuholen. Der wird eingespannt, und nun soll die kleine Kutsche auf den Reitplatz jagen. Aber was geschieht? Das überzählige Grauchen trippelt auf einmal — ein fünftes Rädchen — mit hinaus — auf einmal! —, so daß schnell das Hoftor vor seinem befransten Dickkopf geschlossen werden muß. Man sollte nicht glauben, wie viele Menschen ein einziger einfältiger Esel an gedeihlicher Arbeit hindern kann!

Der Papagei im Dienstbetrieb

Was ist nicht alles schon sprechenden Papageien in die — Krallen geschoben worden; Kohlen sollen sie gekauft und viele andere Leute verkohlt haben. Was ich aber jetzt erzähle, ereignete sich wirklich im Leipziger Zoo.

Im Herbst wurde ins Kriechtierhaus ein Graupapagei hereingenommen. Der graue Jako ist ein Feind der Männer; mit denen ist er garstig, sträubt vor ihnen das Gefieder und hackt. Das haben manche so an sich. Dabei plappert er wie eine Frau. Kommt abends der Inspektor ins Haus und fragt, ob noch jemand hier sei, damit er niemand einschlieÙe, was auch schon vorgekommen ist — da ruft Herr Jako wie ein Mensch: „Jawohl!“ Jener kehrt an seinen Arbeitsplatz zurück, um die Besucher erst durchgehen zu lassen. Nach einer Weile kommt er wieder und fragt abermals. Und immer noch erhält er Antwort. Nun geht er den Säumigen nach, um ihnen begreiflich zu machen, daß nunmehr geschlossen werden muß. Da ist überhaupt niemand darin. Merkwürdig. — Paar Tage später wiederholt sich dasselbe geheimnisvolle Spiel. Jetzt aber verrät sich der Sprecher: unser Graupapagei.

Der Schlingel mischte sich aber noch anders in den Dienstbetrieb. Ich habe für unsere Wärter einen bestimmten Pfiff, damit ich nicht erst ewig im Haus zu suchen brauche. Neulich komme ich ins Kriechtierhaus und pfeife. Niemand tut dergleichen. Ich werde ärgerlich, rufe nunmehr und stelle den ersten ankommenden Pfleger über die Unachtsamkeit zur Rede; ob er den Pfiff denn nicht gehört habe. Ja, gesteht er, das schon; aber der graue „Papprich“ habe sie so oft veralbert, daß sie nicht mehr wüßten, wer eigentlich gepfiffen habe. Das Bürschchen hatte mein Signal glatt nachgeahmt und nach Belieben die Wärter vor sich antreten lassen. Bis die's satt hatten und ihm ihrerseits eins piffen.

Von Elefantenschildkröten

Wir stehen in unserem Kriechtierhaus vor den Elefantenschildkröten, einem unter unseren Augen aussterbenden Geschlecht. Auf ihrer Inselwelt südöstlich Afrikas und nordwestlich Südamerikas konnten sie es sich leisten, wie kleine Festungen zu Tausenden umherzuwandeln. Klein? Es hat einige von gut fünf Zentnern gegeben. Da sie entdeckt wurden, lebten freilich auf jenen entlegenen Eilanden weder größere Säugetiere noch Menschen. Als die sie dann zu „nutzen“ begannen, war es natürlich mit ihnen aus. — Nun ist man schlechthin geneigt, solchen Riesen Unge-
schlachtheit und Stumpfheit anzudichten. Trifft das wirklich allenthalben zu?

Vor vielen Jahren war von der Seychellen-Insel Mahé ein herrliches Paar über Hamburg nach Leipzig gekommen. Zwölf Jahre später lag eines Tages das Weibchen tot auf dem Sand. Kein Anzeichen irgendwelcher Krankheit war vorher bemerkt worden. Das Stück wurde ins Leipziger Zoologische Institut in der Talstraße gebracht und unter den Augen Professor Grimpes geöffnet. Der Enddarm war, wie sich's gehört, gefüllt, kein Schmarotzer fand sich in den fünfzig bis sechzig faustgroßen Nahrungsbällen, die Darmwände waren unentzündet. Dann wurden Magen und Vorderdarm zerschnitten. Da zeigte sich etwas Eigenartiges: Hier lagen große, hell braungraue, formlose Klumpen, die sich schleimig und glitschig anfühlten und stark nach Firnis rochen. Sie zusammen mochten anderthalb bis zwei Kilo wiegen. Was konnte es sein? Bald war's uns klar: Glaserkitt. Wie aber kommt K . . . ? Ganz einfach so: Das Glasdach über dem Schildkrötengehege war ausgebessert worden. Die Arbeiter hatten den Kitt auf dem Heizkörper dieses Raumes angewärmt. Da hatte sich in einer unbewachten Stunde die Riesin darüber hergemacht, die Batzen verschlungen und war — verendet.

Man fragt sich: Hatte sie sich nur auf ihr Getast verlassen, oder ist ihr Riechvermögen gar so schwach? Ist nicht gesagt. Denn es ist bekannt, daß manche Schildkröten Vorliebe für harzige Stoffe, für Fauliges, überhaupt für Dinge haben, die von unserer Nase oder Zunge abgewiesen werden. Und wer weiß, ob den Sinnen des Schildkrötenweibes jener Firnis nicht einem Pflanzensaft ähnlich erschien? Mit anderen Worten: Vielleicht ist das Tier nur das Opfer einer unheilvollen Geschmacksverirrung geworden.

Als ich während des ersten Weltkriegs jahrelang im Lazarett lag, hielt ich in meinem Zimmer unter anderem eine Landschildkröte, die mir mein Kommandeur aus dem Balkan geschickt hatte. Ich „erforschte“ im Wasserbecken, ob sie schwimmen könne, draußen im Garten, wie schnell sie zu laufen vermöge; erprobte ihr Lieblingsfutter — frische, doch geschälte Pflaumen — und eroberte damit die Herzen der Schwestern, natürlich für die Schildkröte. Die durfte nunmehr frei marschieren. Der Weg ging durch einen Tagesraum, alsdann durch einen großen Krankensaal, hernach einen dunklen Flur entlang, und schließlich kam die große Entscheidung: Genau gegenüber lagen sich das Verbandzimmer und die Küche. Meinen Sie etwa, die hätte sich verlaufen? In kurzer Zeit hatte sie den Bogen raus und stellte sich regelmäßig zu gewisser Stunde in der Küche ein. Hätte sie das hundert Jahre machen dürfen, wäre vielleicht eine Fährte entstanden; denn im Einhalten bestimmter Wege und Örtlichkeiten sind Schildkröten überhaupt groß. Auf einer der Galapagos-Inseln zum Beispiel hatten die Elefantenschildkröten auf dem Wege zu den Quellen breite und wohlausgetretene Pfade hinterlassen.

Daß diese harmlosen Panzer wirklich etwas Sinn für räumliche Ordnung haben und darin etwas lernen können, darauf deutet ein Versuch, den unser viel zu früh dahingeshiedener Kriechtierpfleger Hermann Herzog machte. Er hatte unsere drei Riesenschildkröten an eine gewisse

Tischordnung gewöhnt, so daß sie am Futter der Größe nach antraten; die mächtigste am weitesten von der Glasscheibe ab, die kleinste, eine immerhin sehr stattliche

Leopardschildkröte, ganz vorn.

Ein halbes Jahr hatte die Erziehung gedauert: Besonders das große Männchen, das jetzt in der Aquariums-



vorhalle aufgestellt ist, mußte oft zurechtgewiesen werden. Benahm es sich wieder einmal vorbei und kam sein Wärter dazu — flugs stapste der Ertappte auf den richtigen Platz. Und schließlich erschien die seltsame Gesellschaft ganz artig in Reih und Glied an der gedeckten Tafel.

Aber selbst ungewöhnlichen Lebenslagen wissen jene schwarzen, langhalsigen Hünen aus der Kriechtierreihe zu begegnen. Neulich sah ich einer *Testudo gigantea* beim Fressen zu. Vor ihr lag ein Krautstrunk. Über den machte sie sich her. Sie suchte ihn mit ihrem „Schnabel“ zu ergreifen. Der Strunk aber rollte weg und entzog sich damit tückisch immer wieder dem Zugriff. Sie suchte den Hartnäckigen zu halten; setzte einmal den rechten, einmal den linken Vorderfuß auf die widerpenstige Walze.

Das spricht für eine gewisse geistige Regsamkeit. Elefanten finden sich auf ähnlich zweckmäßige Weise mit zu großen Rüben ab. Also etwas von der einstellungsreichen Seele wohnt auch in solchen starren Gehäusen. Nur bieten dem Dickhäuter der gewandte Rüssel und das freiere Beinwerk noch ganz andere Möglichkeiten. Diese Urwaldriesen haben sich die Wendigkeit erhalten, im offenen Kampf der Vielgestalt des Angriffs zu begegnen. Jenes Kriechtiergeschlecht hingegen beschränkt sich darauf, sich in den bergenden Bunker seiner verhornten und verknöcherten Leibeshülle zurückzuziehen. Darin ist man allerdings geschützt vor Dornen, Kakteenstacheln und scharfen Korallenspitzen; man ist gefeit gegen Stiche der Moskitos und, wenigstens im Alter, gesichert vor den Krallen des Raubvogels; man verträgt auch einen Sturz den steilen Hang hinunter — kommt jedoch nie über die unbewegliche Verteidigung hinaus. Und das bleibt ein bedenkliches Verhalten auf dem Wege der Entwicklung.

Seelöwen

Es war einmal . . . Wer nachts durchs Rosental nach Gohlis schlendert, vernimmt todsicher vom Zoo her seltsames Gebell. Das sind Seelöwen, die dort in den Abendstunden eine Art Unterstand beziehen. Tagsüber tummeln sie sich in einem abgegitterten Stück der offenen Pleiße — eine ganz ideale Unterbringung. Dort, am Brückengeländer lehnd, mag man sich auch in Ruhe darüber klarwerden, was für interessante Tiere jene nächtlichen Ruhestörer sind; denn man kann sie in jeder erwünschten Lage und Bewegung beobachten — stundenlang. Locken wir einen heraus! Jeder sieht's: Das sind keine Löwen. Eher könnte man bei diesen aalglatten, wurmförmigen Körpern mit schlangenartigen Köpfen und Fischflossen an die Fabelwesen der Meerweiber denken. In Wirklichkeit hat man Raubtiere vor sich, die ehemals auf dem Lande lebten. Sie mögen damals den Bären nahegestanden haben. Der Kampf ums Dasein trieb sie wahrscheinlich ins Wasser. Die ältesten Urkunden dafür weisen ins Miozän, etwa in eine Zeit, da sich in Deutschland die Braunkohlenlager bildeten. Seitdem haben sich jene im flüssigen Element zu Formen entwickelt, die geradezu als Schulbeispiel für die Lehre von der Anpassung bezeichnet werden können.

Alle Artverwandten, wozu außer Seelöwen und Seebären die Seehunde, See-Elefanten, Seeleoparden und Walrosse gehören, faßt man als Robben zusammen. Von den Gelehrten werden sie treffend Pinnipedia genannt, das heißt Flossenfüßer. Wahrhaftig sind Hände und Füße zu richtigen Rudern geworden. Und kurz sind die Gliedmaßen, wie es die Kraftentfaltung im Wasser erfordert. Wer scharf hinsieht, findet in jeder Flosse fünf Strahlen, die durch lange, lederartige Schwimmhäute verbunden sind; auf den Füßen zeigen sich sogar noch drei, zuweilen selbst fünf Nägel. Aus der Ferne könnte man sie für die Nähte auf einem Paar Glacéhand-

schuhen halten. Diese Reste ehemaliger Raubtierkrallen werden heute noch benutzt: Die Tiere putzen und kratzen sich damit. Ebenso drollig sieht es aus, wenn sie sich mit ihren plattenförmigen Vorderflossen, seitlich im Wasser liegend, im Gesicht herumreiben; als wenn wir uns mit einem Brett die Augen auswischen wollten! Überbleibsel aus grauer Vorzeit sind ferner die kleinen Mausehren. Sie kommen allein Seelöwen und Seebären zu und unterscheiden damit die Ohrenrobben von Seehunden und Walrossen, denen die Ohrmuschel vollends abhanden gekommen ist. Bauprinzip: möglichst wenig Widerstand dem Wasser! Die Augen sind groß, haben flache Hornhäute und kugelige Linsen, wie wir sie ja von vielen Fischen her kennen. Über Wasser scheinen sie nicht sehr scharf zu sehen; Futterstücke, die unbewegt am Ufer liegen, werden nicht gleich erkannt. Vorm ersten Weltkrieg lebte übrigens im hiesigen Garten ein beidäugig erblindeter Seelöwe, der sich trotzdem ganz gut zurecht fand.

Nun aber die Nase! Dringt hier kein Wasser ein? Keine Spur; die zwei Spalten sind verschließbar wie bei den Krokodilen. Kommen die Tiere nach längerem Tauchen wieder über Wasser, dann atmen sie freilich hörbar schniehend. Die Oberlippe ist mit zwei Büschen langer Borsten besetzt, die an einen seitlich herabhängenden Seemannsbart erinnern. Jene drücken die Tiere weit vor, sobald sie dem Wärter einen Fisch aus der Hand nehmen. Besonders auffällig machen sie es, wenn sie einem fremden Artgenossen begegnen. Das gibt eine minutenlange Untersuchung mit den Hundeschnauzen, und zwar unter gegenseitigem Betasten mit jenen sicher feinempfindlichen Sinnesborsten; man denkt, sie wollten sich küssen. Wenn die eleganten Schwimmer ihren Spitzkopf aus dem Wasser schieben und bellen, als seien sie dem Ertrinken nahe, da erblickt man auch ihre Zähne. Tatsächlich steht da ein verkümmertes Raubtiergebiß, das aber nur noch zum Greifen dient. Das Kauen geht unter Wasser ohnehin nicht sonderlich gut, und Fanghände fehlen ja.

So werden die erjagten Fische gleich im ganzen verschlungen. Wer aber die Tiere für gar zu harmlos hält, der bedenke, daß in Halle einmal ein Seelöwe dem Wärter eine Hand weggebissen haben soll.

Stehen die Gäste aus dem Großen Ozean auf ihren auswärts gebogenen Vorderlatschen hier am Podiumrand, mit zurückgeworfenem Kopf und



vorgedrücktem Kropf, dann gleichen sie wohlbeleibten Rednern, die sich auf die Handflächen stützen. Der Rumpf, der auf den quergestellten Hinterfüßen wie auf einem zweiteiligen Stativ ruht — ein Stummelschwänzchen ist übrigens auch vorhanden — ist plump, gedrunken, fast walzenförmig. Aber was schadet das bei einem Meerbewohner? Das Wasser hilft ihn ja tragen. Die Fettschicht ermöglicht den Tieren erst recht den Aufenthalt in kalten Gewässern. An den Felsenküsten sind ihre Herden zu Hause. Ans Land gehen sie eigentlich nur zur Fortpflanzung. Ein alter Bulle sammelt unter erbitterten Kämpfen mit seinen Nebenbuhlern einen Harem von Weibchen um sich. Nach etwa einjähriger Tragzeit bringen die Mütter, vermutlich an derselben Stelle, ihre Jungen zur Welt, die sie natürlich säugen und mit denen sie schon nach einigen Tagen ins Wasser gehen. Während ihres Landaufenthalts werden die geselligen Tiere in entsetzlichen Schlächtereien „gejagt“, das heißt von der Küste abgetrieben und erschlagen, und zwar um ihres Felles, Trans und Fleisches willen. Am Land sind sie eben unbeholfen. Sie hoppeln dann in spannerartigen Bewegungen voran; immerhin noch geschickter als die Seehunde. So sind manche Artbestände der arglosen Wesen durch das kurzsichtige, unersättliche, geldgierige Raubtier Mensch erschreckend gelichtet worden. Die Decken der Seebären werden zu Sealskin verarbeitet. Liegen unsere nassen, schwärzlich glänzenden Seelöwen eine Weile in der Sonne, dann werden ihre Felle kaffeebraun, an manchen Stellen sogar weißlichgelb.

Die verhängnisvolle Hilflosigkeit an Land ist die natürliche Folge der Anpassung ans Wasserleben. Wenn man rechte Freude an den Tieren haben will, muß man sie schon im Wasser sehen. Mit unsagbarer Meisterschaft beherrschen sie die Flut. Eilen sie einem Futterfisch nach, dann schießen sie wie abgeschossene Torpedos an der Wasseroberfläche hin, seitlich von Sprühfontänen begleitet. Gilt es ein entfernteres Ziel zu erreichen, dann bogen sie zuweilen, das heißt, sie tauchen mit gekrümmtem Leib und schnellen sich wohl auf diese Weise vorwärts. Durchs Wasser fliegen sie förmlich, gleichviel ob mit dem Rücken oder Bauch obenauf. Ganz klar ist mir die Technik ihrer unglaublich raschen Fortbewegung noch nicht, doch dürften die Vorderflossen als Drehruder den Hauptanteil haben.

Interessant ist bei der Fütterung weiterhin, welchen Blick die ewig hungrigen Gesellen für das Erreichbare haben. Fällt ein Futterstück in der Nähe des einen Tieres nieder, dann bemüht sich das entfernter wartende

regelmäßig gar nicht erst darum; es wäre ja doch aussichtslos.

Die Gesellschaft hatte auch bald heraus, daß vom Publi-

kum meist an der Brücke gefüttert wird.

Besonders der große Bulle postiert sich dort

fast den ganzen Tag. Man sieht ihm ja

auch an, wo's geblieben ist. Am Ufer

schleppt er sich mehr, als daß er hüpfet. —

Mit welchem Geschick Seelöwen im

Zirkus Bälle und Fackeln auf ihren Nasen

balancieren, ist bekannt. Zu alledem stimmt, daß

Robben wohlentwickelte, windungsreiche Gehirne besitzen. Sie sind auch

findig. Ich werde nie vergessen, wie „der Große“ im vergangenen Som-

mer durch Verschläge und Stege hinweg die Freiheit gewonnen hatte.

Paar Sekunden später wäre er in den freien Fluß gesprungen und wer

weiß wohin gewandert. In Rotterdam ist einmal ein solcher Flüchtling

durch die Kloaken der Stadt bis in die Maas gekommen. — Unsere See-

löwen sind übrigens Freß- und Hungerkünstler zugleich. Einen Viertel-

zentner Fische am Tag kann jeder bequem verdrücken. Aber wenn's sein

muß, wird gefastet. Die im vorigen Jahr hier angekommenen hatten seit

sechzig Tagen nicht gefressen. Während ihres alljährlichen Landlebens

sollen sie sich's ja auch verkneifen und wochenlang von ihrem Fette

zehren. — Vom letzten Transport war in New York ein Stück eingegangen.

Das hatte einen Gummiball verschluckt, der den Magenmund immer

wieder verschloß.

Nun sind schon wieder zwei neue Exemplare in festen Kisten hier einge-

troffen, so daß vorübergehend acht solche „Schladricher“, wie kürzlich

jemand sagte, den Fluß rebellisch machen. Das sollte jeder einmal

gesehen haben.

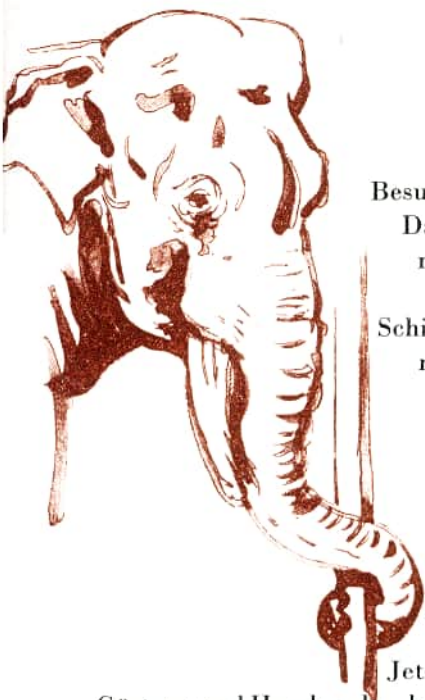


Der hereingefallene Omar

An einem Freitag — natürlich einem Freitag! — ereignete sich im Leipziger Zoo ein eigenartiges Mißgeschick: Omar, der neue Elefantenbulle, purzelte in den inneren Graben. Er sollte ins Freie gelassen werden, wurde leicht abgewehrt, ging deshalb noch einmal zurück, geriet zu weit an den Grabenrand, setzte sich, bekam das Übergewicht und „kippte aus den Latschen“. Sofort wurde die ganze Zoomannschaft alarmiert. Als erstes wurden die Ausgänge vergittert und versteift; sodann wurden Omars Hinterfüße mit Ketten und Tauen umwunden, damit er — im Fall der Unfälle — sofort hätte festgelegt werden können. So konnte nichts mehr passieren. Omar dachte auch gar nicht ans Ausbrechen. Wie aber ging es ihm?

Er war trotz einer harten, von der gegenüberliegenden Mauerkannte erwischten Kopfnuß gleich wieder aufgestanden und im Graben vorgetrottelt bis zu den Elefantinnen. Da gab es zärtliche Berüsselungen. Wir alle hatten ihn uns schon mit gebrochenen Gliedern und zerschlagenen Stoßzähnen vorgestellt. Paar Hautabschürfungen, das war alles. Und die konnten jetzt gleich im engen Graben, der wie ein Notstand wirkte, behandelt werden. Omar verhielt sich erstaunlich ruhig und „verständlich“. Es galt nun, ihn an das mittlere Innengehege zurückzuführen. Da standen jedoch die Pfeiler im Wege, und seine Keulen sind ja so mit Muskeln bepackt, daß kein Durchkommen war; trotz oft wiederholter Versuche. So mußte er höher gestellt werden, bis seine Hüften den Grabenrand überragten. Nun wurde von hintenher nachgeholfen. An der nächsten Säule ging's schon rascher; da hatte er bereits den Bogen raus.

Jetzt konnte man darangehen, ihn aus dem drei Meter tiefen Graben wieder auf die Plattform seines sonstigen Lebens zu befördern. Dem kam er zuvor. Gestützt auf seine Zähne und den Rüssel, probierte er es, sich selbst herauszustemmen; doch — wohlgemerkt — nicht auf der niedrigeren



Besucherseite, sondern am Rande seiner Wohnung. Das mißlang, wie zu erwarten. Ein Heben etwa mit unserem Flaschenzug kam nicht in Frage, sondern eher ein solches nach Art einer Schiffsschleuse. Der Koloß von nahezu 80 Zentnern mußte unterbaut werden und dann das Seine dazutun. So wurden zwei Wagen voll Strohballen herangekarrt und stufenweise vor seinem Kopf in den Graben gepanst, ferner die Besucherseite abgesetzt, damit er gar nicht erst darauf kam, dort Fuß zu fassen. Eine Schiffskette ward durch einen Ring gezogen und ihm zugeworfen; vielleicht, daß er sich mit seinem Rüssel daran hochzerrte.

Jetzt schien der Strohberg hoch genug; Wärter, Gärtner und Handwerker hatten im Schweiß ihres Angesichts geschuftet, um ihn aufzutürmen. Nun ward Omar herangeführt. Vorsichtig bestieg er die weiche Terrasse; aber willig. Es war, als begreife er, was da beabsichtigt war. Doch unter seiner Last platzten die Ballendrähte und die Beinsäulen versanken in den Fugen. Immer von neuem mußten ganze Schober nachgestopft werden. Da stellte es sich heraus: Es fehlte noch eine Schicht. Inzwischen drohte Omar, nach dem Nebenabteil abzugleiten. Also geschwind dort abriegeln! Zweimal versuchte er umzukehren; alle Arbeit schien umsonst. Mit „Nase hoch!“ und unter dauerndem Zureden ließ er sich zurückholen. Inzwischen war das Polster weiter erhöht worden; und er hob einen Fuß. Vorläufig vergebens. Es langte nicht. Aufgeregt und angestrengt brüllte das Tier, als rufe es um Hilfe. Seine Beine schlotterten. „Omar, lift!“ Mit einem Haken ward der gehobene Vorderfuß unterstützt, gezogen, und — ging's auch nicht beim erstenmal — mit vereinten Kräften von Mensch und Tier konnte der linke fünfzehige Vorderfuß über die Eisenkante ins Gehege gesetzt werden; der zweite folgte. Wir hatten gewonnen. Der Rüssel faßte das Zwischengitter, und die Hinterbeine kamen nach. Omar war wieder daheim. Alles atmete erleichtert auf und beglückwünschte sich im stillen. Alles war erschöpft; der Elefantenbulle auch. Und alle wußten, daß einem Tier, das zu seiner eigenen Befreiung so sinnvoll mitgeholfen hatte, das Mißgeschick nicht gleich ein zweites Mal widerfahren dürfte. Wie das doch geschah — davon ein andermal.

Der Schweinshirsch

Ich werde so oft gefragt, wie sich Zootiere benehmen, wenn sie plötzlich freikommen. Hier ein Beispiel dafür.

Im Sommer traf eine Bombe das Haus der kleinen Hirsche, eine andere warf ein Gitterteil aus der eisernen Fassung bis hinüber in den Bereich der Büffel. Damit war das Gehege der rehgroßen Schweinshirsche offen; jener niedrigen, plumpen und doch gewandten Gestalten aus dem südostasiatischen Raum, in den sich so viele urtümliche, geweihtragende Tierformen zusammengedrängt haben. Der schwere, volle Leib, rund 60 Zentimeter hoch, der den „Bock“ wie gemästet erscheinen läßt, hat ihm wohl den Namen verschafft. Am 20. April 1940 in Leipzig geboren, war er zu einem strammen, untersetzten Burschen herangereift, trug eine schwarzbraune, kaum getupfte Decke, hohe Rosenstöcke auf der hellen, schöngezeichneten Stirn und ein zackiges Sechsergeweih, das sich sehen lassen konnte. Zur besagten Zeit stak er allein, stieg bei Störungen ängstlich und scheu, also fluchtbereit, durch den begrünten Auslauf, den unterseits weißen Schwanz wie einen Wedel auf- und niederklappend.

Als am 20. Juli 1944 der Angriff vorüber war, hatte sich unser Hirschlein nur um gute drei Meter aus dem unheimlich gewordenen, bislang so vertrauten Wohnraum über den Weg ins Gebüsch verzogen und sich dort niedergetan. Da wäre es wohl liegen geblieben wie ein verwunschener Märchenprinz, wenn ihm nicht einer zu nahe getreten wäre, in der Hoffnung, den vom Lebenswege Abgekommenen gleich wieder an Ort und Stelle bringen zu können. Für solche Zwangsmaßnahmen ist aber der Gekrönte nun einmal nicht; das mußten wir schon oft erfahren. Er macht sich auf und eilt in den hintersten Gartenzipfel an der Parthe, in den sogenannten Holzhof. Dort ist wieder Dornröschenfriede. Da schießen

die Nesseln zu Hecken, die Winden umspinnen den altersschwachen Zaun, und schlanke Königskerzen leuchten über dem Gestrüpp. Doch auch hier wird er gestört. Ein Wärter schleicht sich heran. Da hat sich der Versteckte, dem das natürlich nicht verborgen blieb, vorsichtig empfohlen; und zwar muß er den Weg durch den Fluß genommen haben, anders ist es nicht denkbar. So ist er auf den Kickerlingsberg und ins nördliche Rosental gelangt.

Einige Tage, und aus einem Gohliser Landhäuschen wird ein „Reh“ gemeldet; im Garten stehe es. Wir wußten sofort Bescheid. Ich frage etwas zaghaft zurück: „Ist's auch bestimmt ein Reh?“ — „Aber gewiß, ich bin ja Försterstochter!“ Nun gut, die Ähnlichkeit ist wirklich groß. Zweimal ging der brave Futtermeister los. Wenn er hinkam, stand der Heimliche natürlich schon wieder woanders. — Die nächste Kunde kam aus Stahmeln. Das war an einem Sonntagmorgen. Ganz genau ward uns der Weg beschrieben, wie wir zu fahren hätten; dann brauche man den Flüchtling von der Landstraße nahe dem Gasthof nur wegzunehmen. Zwei oder drei Mann brausen los, nach der Melodie: „Es gingen drei Jäger wohl auf die Pirsch.“ Als sie eintrafen, erzählte man sich im Ort noch etwas von der lustigen Hirschhatz; der Gesuchte selbst aber stand abseits in einem Krautfeld. Nun fangen Sie einmal ein solch gewarntes Tier in flachem Land! Selbstredend wich es den Häschern flink aus. Sie zogen mit hängenden Köpfen wieder heim. Der Zwergen-Waldkönig mochte sein Haupt um so höher tragen; jedenfalls hatte er seine Augen aufgehoben und war der Burgaue zugetrollt. Dort ward er gesichtet, und ein Vertreter der grünen Gilde fragte an, ob man ihm nicht die Kugel antragen sollte. Dagegen protestierten wir mit Händen und Füßen. **L e b e n d** müsse man ihn heimbringen! Am liebsten hätte ich dem entkommenen Inder ein Schild um die Sprossen gehängt: „Bitte nicht schießen! Gute Leute!“ Und nun schien der Heilige Hubertus unsere Standhaftigkeit zu lohnen. Das Geschick war uns hold, es kam die große Chance: Der Entwichene fing sich selbst. Freundlicherwise ward der Zoo von einem Sportplatz am Elsterwehr aus angeläutet, wir möchten das Tier abholen; es sei in der Falle. Wie war das gekommen? Der hochumzäunte Tennisplatz hat an seiner Rückseite eine winzige Tür, die hatte offengestanden. Vom angrenzenden Wald aus war der Hirsch — wie das viele Tiere lieben; vielleicht im Gefühl, eine Deckung zu haben — am Maschengitter entlanggestrichen, durch den Schlitz gegangen, hatte die „Lichtung“ abgeäugt

und war wie ein Waldgeist wieder lautlos im Dickicht verschwunden. Aber es war gesehen worden. Als der stille Gast seinen Besuch wiederholte und sich nicht gleich wieder hinausfand, hatte eine listige Menschenhand die Tür herangezogen. Der Zoo ward verständigt. In der Meinung, das Tier sei schon im engen Gehäuse, übersieht der Inspektor bei seiner Ankunft gleich die Lage und ruft nach Helfern, da man allein auf einem großen Spielfeld einen Hirsch nicht erwischt. Inzwischen kommt dem Geweihten, der sich schon halb in Selbsthaft begeben hatte, bei jenen Vorbereitungen die Sache nicht geheuer vor; er fängt, angesichts des nahen Buschwerks, wieder an, am Gitter hin und her zu fegen, gerät — und das kann nicht mehr der heilige Schutzherr der Jägerei, sondern nur der Teufel gewollt haben — an die Tür, stößt dort ans Gitter, das Pfortchen springt auf, und draußen ist er. Noch ein paar Fluchten, und das dichte Gesträuch des Richard-Wagner-Haines nimmt ihn bergend auf, der damit wieder zum „Thiergarten“ ward, wozu er vielleicht vor Jahrhunderten einmal gehört hat.

Nach dieser aufregenden Begebenheit auf der Lindenauer Flur hat sich der ruhelose Orientale am Flutkanal entlang davongemacht und ist — die Nachrichten der Forst- und Gartenverwaltung ergaben es — ins Rosental zurückgekehrt. Er tauchte wieder am Schlößchenweg auf und zog, gemäß dem Kinderreim: „Wem's zu wohl is', der geht nach Gohlis“, in Richtung Möckern ab.

So kam der denkwürdige 12. November. Gegen 17 Uhr, also bei einbrechender Dunkelheit, klingelt es wieder neben meinem Schreibtisch.

Da meldet — noch heute danken wir's ihr — eine Baßstimme, der Hirsch sei gefangen, und zwar vom Kleingartenverein an der

Dantestraße. Der Weg, den die Abholer zu fahren hätten, ward wieder genau geschildert: erst geradeaus, dann rechts

rum, links einschwenken usw. Das konnte

nicht mehr fehlgehen; und während

unser Fangtrupp sich abermals auf

die Fährte des Vagabunden begibt,

lasse ich mir voller Spannung be-

richten, was vorgegangen war.

Vom Rosental her muß das Tier die Elster überquert und in Theiles Gärtnerei eingedrungen sein. Die hat



ihm behagt, zumal dort Kartoffeln und Gemüse standen. Die Beete waren ein wohlgedeckter Tisch. Der Landstreicher hat sich keinen faulen Kerl heißen lassen und munter die Erdäpfel ausgebuddelt; hier war buchstäblich der Bock zum Gärtner geworden. Das blieb nicht unbemerkt. Ursprünglich hatte man einige Leute in Verdacht, bis man den Dieb auf frischer Tat ertappte. Ja, es gelang — welch Glück! —, den nächtlichen Spitzbuben in einen Geräteschuppen einzusperren. Hatte nun diesmal der Tierschutzengel seine Hand im Spiel? Ein Unbedachter läßt die Türe offen: husch, war der Dicke durch, schüttelte die Gartenerde von den Schalen und begab sich, ein Tobias Knopp der Cerviden, eilig weiter fort, die nächste Straße nordwärts, kreuzte eine andere und trällerte hinter der Kirche weg in die Dantestraße. Nachmittags in der fünften Stunde trifft er von da aus in der Schrebergartenanlage ein, biegt gleich links in einen Gang und hält Kurs auf das Anwesen des ahnungslosen wackeren Herrn Lehmann. Herr Lehmann füttert gerade seine Karnickel. Es dämmt bereits. Da ruft einer: „Komm her! E Ziegenbock, e Ziegenbock! Bring den Strick mit!“ Nun kommt der Nachbar von hinten herum, Herr Lehmann von vorn, und beide rieglern ganz strategisch die „Schneise“ ab. So gehen sie langsam aufeinander zu und nähern sich dem eingegengten Verirrten. Der aber besinnt sich nunmehr auf seine Kraft, der Schweinshirsch wird „zum Schwein“, rammelt seine Stangen in den Zaun, bricht drei Latten heraus, aber nicht mehr. Es zeigte sich der Segen eines wohlgepflegten Staketes; der stämmige Eindringling blieb darin hängen. Jetzt griffen die zwei beherzten Männer zu und kriegten den vermeintlichen Ziegenbock an den „Hernern ze sacken“. Da spürten sie erst dessen Gewalt. Aber er befand sich in harten Händen. Sie schleppten ihn zur Kantine, wo er einstweilen im Keller ,
einige Minuten Karzer ,
bekam.

Die nächste Schwierigkeit war, den Zoo sofort zu erreichen. Ein findiger Wachtmeister half. Über die Zoo-Gaststätte kam die Nachricht hin, wohin sie kommen



sollte. Inzwischen traf die ausgesandte Schar, vier Mann hoch, mit Kasten und Fangwerkzeugen ein. Es war auch hohe Zeit, denn der Häftling rumorte im Keller herum und gefährdete allerlei gesicherten Hausrat. Die Pforte wird geöffnet, unsere Leute treten in den Gang. Nun springt der Hirsch in einem mächtigen Satz dem Inspektor gleich ins Gesicht; er wollte wohl über ihn hinwegflitzen. Da kam er jedoch an den Falschen. Der hielt ihn fest, und noch fester packte sein getreuer Kamerad Johannes, weiland im Raubtierhaus beschäftigt, zu. Der kühne Springer wurde überwältigt und in hölzernen Gewahrsam gebracht. Ab die Post!

In lobenswerter Zusammenarbeit mit einigen hilfsbereiten Zoofreunden war damit das Stromerleben des „Ausreißers wider Willen“ beendet. Im Zoologischen Garten ward er in sein altes, inzwischen wieder hergerichtetes Gehege zurückgebracht. Und wie benahm er sich jetzt? Genauso wie vorher. Er schonte sich zunächst, denn bei seinen Durchbruchversuchen hatte er sich sein Mundwerk blutig gestoßen, und vertreten hatte er sich auch. Aber er war zu Haus und wohl ganz ausgesöhnt mit seinem Schicksal, das ihm nun wieder einen Platz gab, wo er sich geborgen fühlte. Man hätte meinen können, er habe die Freiheit $3\frac{1}{2}$ Monate lang gekostet und schätzen gelernt, sei wild geworden und versuche, baldmöglichst wieder auszubrechen. Nichts von alledem. Seine Hütte und sein Gatter sind die ihm vertrauten Räumlichkeiten, in denen der Tierfriede erklärt worden ist. Wild, aufgeregt, wird man erst an fremden Örtlichkeiten und unter fremden Menschen; im Heim, in den gewohnten Pfählen, ist man ein zufriedener Zeitgenosse, und es sieht aus, als hinge die Zähmheit den berühmten vier Wänden an.

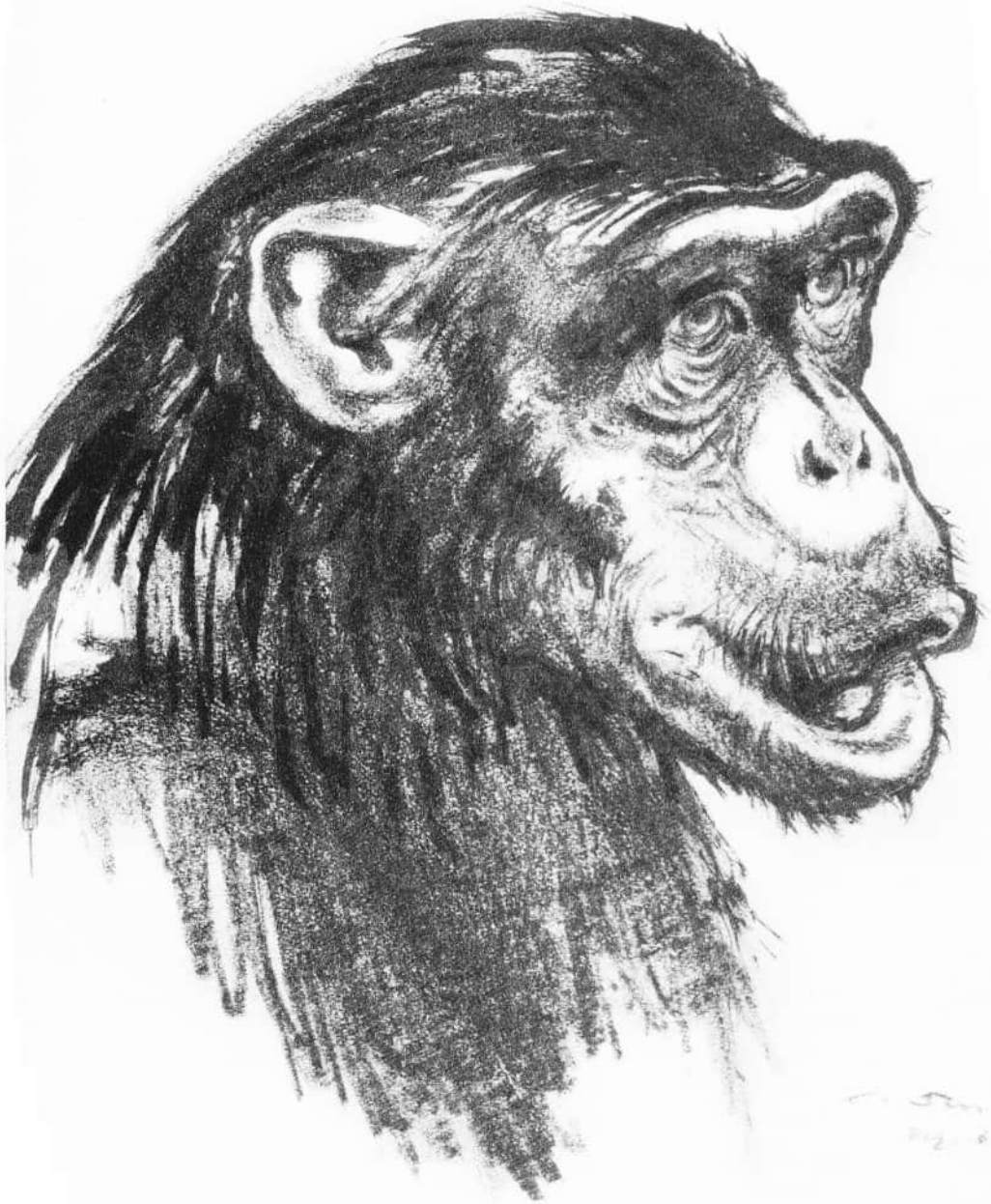
Auffallend war ferner, mit welchem sicherem Gefühl sich das ins unbekanntes Land geratene Tier sofort die Teile herauschnitt, die seiner Natur gemäß sind. In seiner indischen Heimat — vom Pandschab, dem Zwischenland von Indus und Ganges, bis nach Assam und Siam hin — haust der Schweinshirsch, nächtlich, meist einzeln, lieber auf Grasfluren mit eingestreutem Gebüsch als im vollwüchsigen Wald, und da mehr auf größeren Lichtungen. Nun hat er auch hier auf seinem Spaziergang die offene Landschaft bevorzugt und sich den seiner Art von Haus aus angestammten Lebensbereich zu seiner Welt gewählt. Ob er übrigens auf seinen Streifen die Brücken benutzt oder die Wasserläufe durchschwommen hat, wie er des ferneren die Eisenbahnstrecken überquerte, habe ich nie erfahren.

Und noch etwas ist nicht minder beachtlich! Wenn man sich den Bezirk auf dem Stadtplan ansieht, den der Ausgebombte in einem guten Vierteljahr durchkreist hat, so entspricht er annähernd einem geschlossenen, in diesem Fall von Häuserblöcken umrahmten Revier, das man kilometerweise abstecken könnte. Auch der Wildling wandert gar nicht in die weite Welt hinaus, sondern bleibt einem ziemlich engen Gebiete treu. Mit anderen Worten: Hätte man den Hirsch nicht aus dem Zoo verjagt, er wäre sicher gerne dort geblieben. Mehr noch als für uns gilt für die meisten Tiere: „Drham is drham.“ Sie verwurzeln oft erstaunlich fest mit ihrer Heimat — und wenn's der Leipziger Zoo wäre.

Kolibris im Leipziger Zoo

Das war wohl einer der seltsamsten Tiertransporte, der je in den Leipziger Zoologischen Garten kam: zwei Kolibris; Gesamtgewicht — etwa sechs Gramm! Mit dem Preis anderer Tiere verglichen, sieht sich die Sache schon anders an! Es war Anfang August, just in den Tagen, als die Segler aus der Lindenstadt weggezogen waren. Wer bedenkt dabei, daß jene vermeintlichen Schwalben, die aber Rackenvögel sind und bis dahin mit lautem „Srieh“ über unsere Dächer stürmten, zu den nächsten Verwandten der neuen, gefiederten Schmetterlinge gehören? Beide sind Meister im Flug, doch unbeholfen am Boden. Mit ihren spitzen Krällchen vermögen sie sich wohl anzuhalten — Kolibris können noch im Tod an Blättern hängen —, aber nicht zu gehen. Sie kommen auch nicht zur Erde. Dagegen haben die amerikanischen Zwerge lange, dünne Schnäbel; dem Specht ähnliche, doch aufgespaltene, zu Röhren bildsame Zungen und einen Gefiederglanz, der die Poesie aller Naturforscher auf die dahinschießenden schimmernden Gestalten vereinigt hat. Mit ungefähr 600 Arten treten diese flatternden Kleinode in ihrer Heimat auf, kommen meist aus den Tropen, aber auch vom Feuerland bis nach Labrador und Alaska hin vor, also bis nahe an die kalten Zonen, und können Höhen von 4000 bis 5000 Meter besiedeln. Nur die Blüte begrenzt ihr Reich; eine wundervolle Verwobenheit von Pflanze und Tier! Einige der Namen lassen etwas von dem Eindruck ahnen, den jene Sonnenwesen auf die ersten Beobachter machten. Da gibt es Edelsteinvögel, Schweif- und Zwergelfen, Bergnymphen, Wunder- und Flaggensylphen, Blumenküsser, Schimmer- und Topaskolibris. Das Hummelelfchen ist das allerkleinste: kaum 6,5 Zentimeter lang.

In Leipzig ist alles Erdenkliche zu ihrem Wohlbefinden aufgeboten worden: im Kerbtierhaus ein mittelgroßer, luftiger Schaukasten voll frischer



Blumen, dazwischen ein hängendes Stämmchen mit wenigen schmalen und hochgelegenen Spitzstäben; tagsüber eine „Sonne“, die des Gefieders Pracht erglitzern läßt, und für die Nacht ein „Mond“, welcher über das Ganze gedämpftes Licht ergießt. An Wänden und Stangen sind sonderbare, in Wasser stehende Flaschen mit schlanken Mundstücken angebracht. Sie enthalten vormittags süße, nahrhafte Flüssigkeit, aus Honig, Zucker, Milch, Fleischsaft und anderen kräftigenden Zutaten hergerichtet. Für den Rest des Tages wird ein anderes Gemisch bereitet. Ebenso wichtig aber ist, daß der Wohnraum der empfindlichen Gäste mit winzigen Kerbtieren besetzt wird; denn Kolibris sind Insektenfresser. Der Blütensaft ist nur Zukost. Kleine Fliegen, Mücken, Käfer und Spinnen haschen sie eifrig; vor Stubenfliegen können sie schon erschrecken.

Naschhafte Ameisen mögen sie nicht.

Tritt man an das bunte Vogelheim, so staunt man, daß die Insassen nicht an die Scheibe fliegen. Hingegen bewegen sich die unruhigen Geister in einer Flugweise, die man nur von Schwärmern oder Schwebfliegen kennt. Sie können nämlich — das ist das Rätselhafte — in der Luft an einem



Platze stehenbleiben, wie am Ort befestigt, als säßen sie auf einem unsichtbaren Zweig. Kommen sie zum Trinken, dann „hängen“ sie sich im Schwirrflug mit angezogenen Füßchen vor den Gläsern auf. Lange Hände, kurze Arme, starke Brustmuskeln und leistungsfähige Herzen — dreimal so groß wie der Magen — schaffen wohl die Bedingungen zu dieser Kunst. Die Zahl der zitternden Flügelschläge hat Professor Stresemann für unsere Arten auf etwa 2000 in der Minute gemessen. Vibrierend steht einer vor der Blüte, stößt sein Schnäbelchen durch das „Löwenmaul“, fliegt zurück — wirklich rückwärts! —, schwebt seitlich ab, steigt auf, wie von einem Fädchen gezogen. Das Schwirrgeräusch klingt wie eine gedrehte Kinderschnurre oder ein leisegehender Motor, und der erzeugte Luftstrom ist deutlich fühlbar. Das aufrecht schwingende Körperchen wird wie ein Kreisel hin und her geschwenkt. Der Schwanz entfächert sich bei jeder Wendung. Die kleine Beute lecken sie am Fenster ab, zuweilen schnappen sie aber auch im Flug danach. Gelegentlich ertönt ein kurzes Trillern oder ein gezogenes „Ziep“. Entzückend, wenn

sie sich auf den benetzten Blättern baden. Wie sie sich mit den Flügelchen im Tau wälzen! Bei aller Herrlichkeit ist jedes dieser Federflöckchen ein kleiner Eigensinn. Er hat seinen bestimmten Schlafplatz, seine Trinkstätte, überhaupt seine besondere Art, sich zu geben. Und unverträglich sind sie! Gern drängen sie den anderen vom Futter ab, sollen selbst große Schwärmer verjagen, ja sogar Falken mit ihren Schnäbelchen nach den Augen zielen. Wie erst, wenn die Liebe ihr Herz entzündet!

Das Schönste, was einen die zierlichen Gaukler sehen lassen, scheint ihr Spiel zu sein. Wenn der kleine Ritter Blutschnabel mit der güldenen Schuppenkehle bei sinkender Sonne flitternd um ein Ästchen kreist, sich dann zum Grünling niedersinken läßt und die beiden wie zwei fliegende, schimmernde Fechter ein Turnier auf Stoßdegen eröffnen, dann muß man immer wieder an die begeisterten, älteren Beschreiber denken, die da meinten, „zwei umeinander wirbelnde Funken einer Feueresse“ vor sich zu haben.





Vom heiligen Zebu

Zu den neuen Tieren, die vor Ostern zu uns kamen, gehört ein weißes Zebu, ein frommes Stück, das sich aus dem Eisenbahnwagen in einen Kasten und aus diesem frei weg in eines der Gehege führen ließ.

In einem Buche heißt es ja, das Zebu sei ein heiliges Tier — und innerlich ausgeglichen. Von wegen! Was es damit auf sich hat, dazu ein Wort.

Wir wollten eine Zebukuh aus unserem Büffelhause in das Nebengelände setzen. Erst in eine Kiste stecken? Ach was, das treiben wir freihändig! Die abzweigenden Gänge mußten wir natürlich abriegeln, damit das „heilige“ Tier keine Seitensprünge machte und nicht auf Abwege geriet. Ich selbst übernahm mit zwei jungen Wärtern die Absperrung des Pfades, der zwischen Fasanerie und Yakgehege hinführt. Wir hatten eine Leiter, die wir in Brusthöhe vor uns hielten und seitlich am Eisenwerk befestigten. Der eine meiner Helfer stand links, der andere rechts zum Halten; ich aber blieb in der Mitte. Das Zebu kam. Von seiner Heiligkeit war nicht mehr viel zu spüren. Es sah wohl unsere theatralische Aufstellung, senkte das bewehrte Haupt, verdrehte die Augen, nahm Anlauf, stürmte ausgerechnet auf mich los und warf mich um, daß ich eine Weile lang bewußtlos liegenblieb. Nachdem ich wieder zu mir gekommen war, hatte ich nur noch die Erinnerung, wie mein Kopf auf den gefestigten Weg aufschlug, und das hatte geklungen — selbstkritisch sei's gesagt —, als wenn man einen hohlen Tontopf scharf auf den harten Boden setzt. Seitdem bin ich, selbst gegenüber Heiligen, etwas vorsichtiger geworden.

Nächtliche Runde

Der Kinderfestzug ist vorüber; vorbei mit seinen tausend bunten, schwankenden Laternen, und die voranmarschierenden Musikanten haben das letzte Mal den bösen Fuchs gewarnt, der immer wieder die Gans gestohlen haben soll. Der Nachtwächter, begleitet von „Luchs, dem Bissigen“, erscheint auf der Brücke, zieht die Glocke, deren tönerner Stimme Feierabend für den Tierpark verkündet, und fügt ein paar Worte urgemütliches Sächsisch hinzu, wenn die Nachzügler noch immer nicht den Weg zum Konzertplatz finden können. Nun wird es still. Eine Straßenlampe des Rosentals wird im schwarzen Pleißenwasser zum zitternden Band, als habe sich ein goldener Flitter aus dem Kinderjubiläum in den Weidenwurzeln verfangen. Unheimlich still ist es hier hinten geworden. Wie mag's erst sein, wenn die Sommernacht vollends durch die Wipfel dringt und Bäume, Gitter und Häuser einspinnt? Dann einmal rund durch den Zoologischen Garten! Verdrehter Gedanke. Doch im Ernst, wie wär's? Eines voraus! Erleuchtet wird nur mit einer Taschenlampe. Überraschen wollen wir die Herrschaften, die bei Tag als Artvertreter in den Schau Fenstern des Zoos allen Augen preisgegeben sind. Was treiben sie wohl in der Finsternis, wo sie niemand stört? Vielleicht schleichen wir zuerst ins Aquarium. Bitte, erschrecken Sie nicht! Das klirrende Getöse, das da soeben einsetzt, erzeugt ein sich selbst einschaltender Motor, der die Durchlüftung in Gang hält: eine Windmaschine. Was Wind und Welle, Wärme und Gefälle in Bach, Teich und Meer vollbringen, die Durchmischung des luftigen und des feuchten Elements, das geschieht hier unter „höherer Gewalt“. Nun strömen ganze Büschel silberner Perlschnüre empor, also die Luft und, meine Herren vom Stammtisch, keine „Gohlenseire“!

Ein Blitz in jenes Becken! Sieh einer an. Wie sich der Hummer hat!

Beschwörend macht er in seiner ausgeschachteten Grube „Hände hoch“. Bravo, Herr Ritter mit der steinernen Faust! Aber warum auf einmal diese Flucht in die dunkelste Ecke? Ein paar Schläge mit dem Fächer-schwanz, und der Geharnischte fährt, immer Front nach dem Feind, mit dem Rücken an die Wand, als habe er in seinem Beinwerk den Rückwärtsgang eingeschaltet. Auch einer von den Ehrenmännern, die lieber im Schatten kämpfen!

Mondsüchtige Dunkelmänner scheinen auch die Flußaale zu sein. Die Jungen zumal stecken tagsüber nur ihre Köpfe wie Spargel aus dem Sand. Aber nachts sind sie da. Laßt sehen! Ach, schon „verblüht“; denn mit einem eleganten Zug verschwinden sie in ihrem Loch. — Ganz anders sieht es bei den Barschen aus. Der ganze Schwarm — bei Tageslicht so bewegt — liegt am Boden, gestützt auf die abgespreizten, roten Brust-flossen; das Bild einer Staffel kleiner Kampfflugzeuge. Übrigens eine der wenigen Gelegenheiten, bei der ein nicht zu ermüdendes Quartett — Pfeil zum Gedächtnis — in den Sang ausbrechen könnte vom still ruhenden See, dessen Fischlein schlafen — was man so schlafen nennt. — Wie wenig Ruhe gönnt sich da jener Maulbrüter aus Südafrika. Im dunklen, purpurgesäumten Hochzeitsstaat mit weißer Kehle hütet er die Laichgrube, das Brautgemach. Eifersüchtig wird jeder Fischjüngling verstoßen. Wußten Sie, daß ein Elterntier dieser Kaltblüter die Eier und später die Jungen in sein Maul aufnimmt und darin die bedrohte erste Jugend verbringen läßt?

Überraschendes zeigt sich im Plattfischbecken. Schollen und Butte, tagsüber im Sand vergraben, nur mit den Knopfaugen wie mit einem Scherenfernrohr den Grund überblickend, liegen mit ihrem seltsamen Körper frei auf dem Plan, als brauchten sie sich nachts nicht gegen Sicht zu schützen. — Einer silbernen Unterseebootsflottille ähnlich stehen die Flossenblätter beieinander. Übertroffen wird diese unterirdische Pracht noch von einigen zweifleckigen Buntbarschen. Kobaltblau leuchten ganze Reihen rundlicher Tupfen auf dem rötlichen Rumpf, als seien die Bullaugen eines innen erleuchteten Fahrzeuges mit Türkisen verglast. — Vollzählig haben sich die Axolotl, diese amerikanischen Querschnitzmolche, vor ihren Unterschlupfen eingestellt. Die weißen





haben etwas Embryonenhaftes an sich; die erdbeerfarbenen Kiemenbüschel am Hals erscheinen meinem Begleiter als Pleureusen. —

Aus ihren Verstecken haben auch einige Grottenolme ihre Windhundköpfe geschoben.

Von Haus aus leben sie in ewiger Nacht, in den unterirdischen Wässern der östlichsten

Alpen. Ihr Auge bleibt zeitlebens von einer Haut überzogen; die ganze

Körperoberfläche ist aber licht-

empfindlich. So schlängelt sich das Tier durch die

Flut und findet seinen Lebensunterhalt — mit toten Augen.

Und nun in die Tropenluft des Kriechtierhauses. Die Elefantenschildkröten, wohl die Letzten ihres Stammes, hocken mit gesenkten Köpfen dicht beisammen; sie haben ihre Abendmahlzeit schon vor Dämmerung gehalten: ein Tablett, gehäuft voll von gekochtem Reis, Bananenschalen, Brotbrocken, Krautstücken, Fruchtschnitten gab es. — Schwimmendem

Laub gleich überragen die Nasenhügel und Augen der vor sich hin dösenden Krokodile das Wasser. — Was schafft die große Natter drüben in ihrem Kasten? Sie drückt sich kriechend an einen Stamm und streift dabei die Hornhaut, ihr Natternkleid ab; fährt richtig aus der Haut. Nun schwebt die Hülle oben, wie ein brav aufgehängtes Nachthemdchen. — Auffallend regsam ist die größte Riesenschlange. Wie ein nachtwandelnder, zusammengedrehter Teppich windet sie sich empor und wäre wohl bereit, ihre Kraft und Kunst an einem Nager zu erweisen, wenn er jetzt ihren Weg kreuzte. — Anders hält es eine Puffotter. Sie bläht sich auf, schwillt an wie Fausts Pudel und richtet ihren dicken Giftkopf auf uns. Gehen wir, ehe sie etwa vorschießt! — Nicht weit von diesem unfreundlichen Reptil regt sich etwas, das vorher aussah wie eine hängende Frucht mit Ohren. Das sind Fliegende Hunde. Jetzt spreizen die vermummten Schläfer ihre Flügel, belecken die Spannhaut, daß sie sich dehnt wie Gummi, hangeln den Ast herab und strafen die hingestellten Bananen. Gespensterhafte Nachtschwärmer! — Nachts muß man auch unsere Flugbeutel sehen, die eine Kokosnußschale zur Liebeslaube erwählt haben. Wie Teufelehen glotzen sie aus ihren schwarzen Gucken; und, husch! sind sie wieder weg.

In dem benachbarten kleinen Gehäuse gleitet ein brauner „Wurm“ mit

tausend wellenförmig gehenden Beinen über eine faulige Wurzel; ein afrikanischer Schnurfüßler, der sich im Dämmer aus Laub und modernem Holz wagt. Ein „Rührmichnichtan“; greift man ihn doch, so gibt er einen scharf nach Jod riechenden Saft ab. — Halt an! Was lief da über den Weg und dort die Wand empor; ruckweise, wie aufgezogen? Ein Schwung Küchenschaben ist es, allerdings keine von dem gewöhnlichen Gesindel, vielmehr Ausländer, die mit Tiertransporten hereinkamen; also weder Schwaben noch Preußen, auch keine Franzosen. Die feuchte Wärme scheint ihnen und ihrer gesegneten Nachkommenschaft zu bekommen. Nur wenigen anderen zur Freude. Zu diesen wenigen gehört eine Berberkröte. Sie wollte und wollte anfänglich nicht gedeihen. Die schönsten Würmer gingen ihr nicht zu Halse. Da wurde sie in ein Gehäuse versetzt, wo sich die Kakerlaken nachts zusammenfinden. Die gute Unkentante, nicht faul, griff tapfer zu und ist auf diese Weise quatschenfett geworden. Kein Mensch braucht sie mehr zu füttern. Der Selbstversorger liegt nun „wie e Bäffstick“ da. Manchen Tieren fehlt zum Fortkommen eben nur die richtige Gesellschaft. So geht's auch einer Vogelspinne. Der werden allabendlich einige von den braunen, flitzenden Küchenkobolden zugeführt, die immer da sind, wenn man den Rücken wendet, und immer fort sind, wenn man den Pantoffel nach ihnen zückt. Da seht unsere haarige Unholdin! Was ihren Giftklauen verfällt, kommt nicht wieder frei. Bestialisch ist, wie sie den noch mit seinen Peitschenfühlern arbeitenden Geradflügler ohne irgendwelche Zeichen „menschlicher“ Erregung langsam verschrotet und zermalmt. Überzeugen Sie sich morgen früh, wie gründlich sie es tat: Ein paar dünne Insekten-schenkel, Flügeldecken und ein aschenartiges Häufchen sind der Rest. Grillen geigen darüber ihr Totenlied . . . Unheimliche Dinge. Recht gut, daß uns nun wieder die laue Nachtluft umweht.

Horch! Wer ruft da? In langer, ansteigender und absinkender Reihe heult eine Fleckenhyaäne gellend ihre Fragerufe in die schweigende Nacht; mit abwärts gerichtetem Kopf tut sie das und sichert sich damit den Widerhall des Bodens. Eben erstirbt die schauerliche Melodie wie in Resignation. Schon der Gedanke an Totenraub und Leichenfraß — eine im Naturhaushalt so wichtige Mission — läßt uns bei den Aufschreien erschauern. — Scharrt in dem Haus nicht etwas? Wahrhaftig. Grimbart, der Dachs, ist an der Arbeit. Was der während einer Nacht leisten kann, ist erstaunlich; durch doppelte Gitter kann er kommen. Und wie er sein

feistes Wänstchen durch Spalten zu zwängen vermag, muß einer gesehen haben, um es zu glauben. — Ähnliche Blindgänger können Murmeltiere sein. Augenblicklich sitzen sie wie die Häschen im Außenkäfig und knabbern an einem Kohlrabikopf. Aber was haben sie uns im Frühjahr zu schaffen gemacht, als sie nächtlicherweile die Holzverschalung durchnagten und tagelang mit uns „Versteckens“ spielten, bis die Zimmerleute die gesamte innere Verkleidung abreißen mußten! — Nachtschicht haben in dieser Nähe noch einige Amerikaner: Goldhasen und Pakas, Viscachas und das blutdürstige Opossum, desgleichen der interessante, abessinische Klippschliefer, jenes zwergenhafte Huftier.

Wir treten ins Affenhaus. Leise! — Schade, zu spät. Ein Pavian, der eben noch schlafend in einer Astgabel hauchte, mit schlaff herabhängenden Lippen, als habe ihm Morpheus alle Glieder gelöst, wurde von einem knirschenden Steinchen emporgeschreckt und hat mit entsetztem „Ha!“ das ganze Haus alarmiert. Mit verstörten, bleichen Gesichtern kleben die kleinen Makaken und Meerkatzen am obersten Gitterende und starren auf uns Eindringlinge. Eine Gruppe hält sich auf einem Sims umfangen, aneinandergereiht wie ein halb Dutzend Löffelchen. Auf einem Brett hat sich ein Rhesus seitlich hingestreckt gleich einem todmüden Soldaten. Wir drücken uns durch die Flügeltüren. Ein verärgertes Affenweib querkert uns allerhand Freundliches hinterdrein.

Ungnädig empfangen uns die Großen
unter den nächtlichen Räufern.
Eine Löwin schnauzt uns wütend
an und springt uns entgegen. Es
ist eine junge Mutter; über-
besorgt um ihre kleine Bande.
Die kugelhköpfigen



„Molche“ reißen, wohl mehr aus Solidarität, ihre Mäulchen mit auf. Ob Löwen und Leoparden auch nachts im Chorus brüllen? Aber tüchtig: Mit gewissen Pausen geht das bis zum Morgengrauen; zwischen je zwei Stoßrufen des Wüstenkönigs nimmt eine Löwin bestätigend das Wort, bis das dröhnende Massenkonzert verebbt. Woher ich das weiß? Weil in diesem Haus bei neugeborenen Raubtieren zuweilen die halbe

Nacht abgewartet wird. — Daß ich's nicht vergesse: Dort drüben liegt ein Unikum, ein Pumaweib. Nur selten frißt es seine Portion und nimmt doch stetig zu. Wahrscheinlich macht's die Schlaue so: Sie läßt ihr Fleisch als Köder für die Ratten liegen, erschlägt die dann beim Festmahl und verzehrt sie. Ob das nicht den Schinken nach der Wurst geschmissen heißt, ist ihre Sache.



Bitte folgen Sie mir nun zur Brücke. Erkennen Sie, hoch über dem Fluß, die Silhouetten zweier gebeugter Gestalten? Natürlich Marabus. Wie zwei Leibgardisten der guten alten Zeit stehen sie auf der Wacht am Leipziger Rhein (sprich: Pleiße). — Nehmen wir einmal die Wasservogel da unten in unseren Leuchtkegel! Sieh, wie sich gleich die Möwen ducken und heimlich, wie Diebe, auf französisch drücken wollen! Eine Taktik, ähnlich derjenigen der Rebhühner. Die umgebende Finsternis scheint auf manche Tiere wie eine Falle zu wirken. Achtung! Gerade naht ein junger Wärter mit dem Schießgewehr. Der ist auf Rattenjagd. Vergangene Woche hat er 120 erlegt. Jeder abgehackte Rattenschwanz (abgehackt, damit die „Strecke“ nicht zweimal präsentiert wird; so schlau ist die Direktion auch) wird belohnt. Wie kann man aber im Finstern so flinke, kleine Grauchen schießen? Nur in Gemeinschaft von Blitzlicht und Büchse. Mit der Linken wird der stechende Strahlenkreis einer starken Taschenlampe auf den Futtertrog gerichtet, der noch Reste enthielt. Der überraschte Spitzbube duckt sich und versucht höchstens langsam der Entdeckung zu entgehen. Meistens verharret er, wie gebannt. Inzwischen zieht die rechte Hand die Schrotflinte in die Schulter, Kimme und Korn sind mit beschienen, der Hahn ist gespannt — und dann gibt's

Feuer auf den Frack. Ein quiekender Aufschrei, die Getroffene wirft sich auf den Rücken oder stürzt sich in den Fluß. Wer da freilich meint, dem Tier sei, „als habe es Lieb' im Leibe“, muß ein Gemütsmensch sein. Schließlich ist es auch eine lebende Kreatur, die nicht leiden soll. Nur muß ihr Bestand, der in menschlichen Siedlungen emporwuchert, in Schranken gehalten werden. Daß solch ein Räuber in einer Nacht 14 junge Enten erwürgt, kann man nicht hingehen lassen. Nichts, nichts ist sicher vor diesen Verbrechern. Im Frühjahr warten sie auf die Kücken kaum bis zur Dämmerung. In eisigen Winternächten haben sie sogar den Büffeln die Schwänze abgenagt.

Als der Schuß losplatzte, krächte ein angstvoller, gezogener Kettenruf von den Wipfeln herab. Das war ein Pfauhahn. Eben antworten ihm mehrere seiner Artgenossen. Sie haben ihre bestimmten Schlafplätze. Ihre Schmuckfederbüsche hängen wie Schleppen herab. Riskante Schlafgelegenheiten sind es, die sich jene stolzen Vögel wählen. Mitunter kriegt einer, vermutlich aufgeschreckt, nicht den richtigen Dreh über dem Wasser und muß ertrinken. Ähnlich peinlich im steten Besuch derselben nächtlichen Ruhestätte sind Fasanen. Gleich bunten Jockeys hocken sie auf ihrem Zweig. An den Türmchen, die sich, namentlich im Winter, aus dem Häufen, was sie nicht bei sich zu behalten wünschen, kann man sehen, wie genau sie Platz halten. — Spaßig, daß Tukane, die sich in der Dämmerstunde auf ihren Ast begeben haben, den langen Bananen-



schnabel ins Rückengefieder schieben und den Schwanz wie ein Richtscheit als Standarte schräg darüber legen. Schreckt sie nicht auf! — Grollend protestieren die Papageien gegen unsere Ruhestörung. Wie sie die Schöpfe sträuben! Hakennisige Indianer im Kriegsschmuck! Sie



schreien, als hätten sie den letzten Mohikaner zu rächen. Letzten Endes kann man's den armen Schelmen nicht verdenken, wenn sie wenigstens auf paar Stunden nicht gefragt sein wollen: „Lora, wie heiß denn du?“
 Fort! Hier hält's kein Trommelfell aus!

Unentwegt plantschen zwei Seelöwen im Becken. Ihre Augen glühen, als sei das Meeresleuchten darin hängengeblieben. — So, nun einmal vorsichtig ins Antilopenhaus. Aber sacht, sacht! Sonst gibt es eingerannte Köpfe! Zu gern hätte ich die Schlafstellung der Giraffen gesehen; hätte. Als wir kommen, steht ihr Stangenhals längst aufrecht wie ein ausgezogenes Periskop. — Irgend jemand muß hier besonders fleißig sein; man hört ein Scharren und Krawanzen, als sei in diesem Haus die fleischgewordene Unruhe einquartiert. Endlich finden wir dich! Hör auf! Überstunden werden nicht bezahlt, Herr Wombat! Dieser Schlafsack, der am Tag wie tot daliegt, glaubt wohl nachholen zu müssen. Übrigens, sieht er nicht bald aus wie ein mausfarbener, ins Übermaß aufgepumpter Hamster?

Wir stehen am Teich. Das ist wohl der Mond, der sein gelbes Gesicht da unten spiegelt? Bewahre, das erleuchtete Zifferblatt der Turmuhr von St. Michaelis. Am Ufer trollt schnüffelnd ein Igel hin, der ohne Gage mit „Zoologischen Garten“ spielt. Ein Nachtreiher quakt in die Stille. Schafe und Lamas liegen wie Farbenkleckse in der Landschaft. Ihnen dürfte es zu warm im Unterstand geworden sein. Ein Maulesel steht unter einer Esche, stur und stumm. Ich muß an Böcklin's Einhorn denken. — Übrigens scheint der Garten mit dem neuen Stück Rosental auch einige

Mücken übernommen zu haben. Bitte, Herr Doktor, setzen Sie einen neuen Schwarm Stockenten zur Entmückung an! — Gehen wir den Dammweg entlang! Ein Totenvogel, deutlicher: „e Geizchen“, krietscht seine „Komm mit!“ (nämlich zum Friedhof) von einem Eichenast herunter. Noch schlimmer wird es an der Bärenburg; die wird einmal ein richtiger Eulenhort. — Familie Petz liegt auf der Bärenhaut.

Das kann niemand bequemer haben. Sogar die Eisbären haben ihr Schunkeln eingestellt.
 Hallo, etwas artiger! Aber was kann man von



einer Wildsau mehr verlangen? Die prustet uns an und wirft die Nackenmähne auf wie ein Höhlenhund. Viel ergötzlicher benehmen sich die Stachelschweine. Raschelnd werfen sie ihre Stachelkränze hoch. Sie hatten soeben ein bißchen im Erd-

reich gebuddelt. Nun klopfen sie erregt mit ihren Hinterpfoten und erklären uns mit ihren schwarzweiß-geringelten Spießeln den Krieg. Jetzt führen sie auch noch eine Art Hüpfanz vor uns auf. So etwas Ulkiges! Hätten Sie diesen Eckenstehern zugetraut, daß sie wie Bälle hopsen können? — Langsam ist indessen eine Hirschkuh herausgetreten; voll weiblicher Neugier. Mit vorgedrückten Lauschern hält sie ein; starr, wie eine Porzellanfigur. Aber so kupfern funkeln nur lebensvolle Lichter. — Süßlicher Lindenduft umfängt uns auf dem Weg zum Kickerlingsberg. Schau! Was geistert dort mit lautlosen Flügelschlägen in den Busch? Einem Uhu blinken wir in seine Feuerräder. Huu! — Im Gras daneben liegt ein Reh. Märchenhaft schön. Ein Glühwurm irrt vorüber. — Sommernachtstraum!

Vorwärts! Die Nacht ist kurz. Rasch einen Blick ins Nachtpalais der Größten auf dem Lande, der Elefanten. Tilly lehnt in einer Ecke; Benga übt noch ein Weilchen das Rüsselschwenken. Da hinten aber schnarcht jemand; so etwas mag das tapfere Schneiderlein im Wald vernommen haben. Ein kollerndes Fauchen, als wenn eine Lokomotive keucht oder ein Fabrikschlot in Abständen Dampf abstößt. Das ist Jackie, der starke männliche Unhold. Ganz deutlich sehen wir's; diese Kabinen sind ja auch nachts schwach erhellt, des Grabens wegen. Das Ungetüm liegt. Ein grauer Hügel ist dieser Koloß. Nun räkelt er sich. Die klobigen Beine fallen wie Säulen durcheinander. Unvergeßlicher Eindruck! — Gegenüber geht das Faultier im Zeitlupentempo eine Runde. — Draußen auf dem Schmuckhof treiben jetzt die Bisamratten wie Motorboote durch die Flut; bei Tag möchten sie sich am liebsten unter die Erde verkriechen. — Vorsicht! Die Hirtenhunde, mit den 80 Karakulschafen aus Turkmenistan zur IPA, der Internationalen Pelzfach-



ausstellung, gesandt, schlagen an. Verdammte Kerls! Hoffentlich halten die Ketten. Auch auf der Straußenwiese ist noch Leben. Das alte Paar steigt auf und ab. Lassen wir sie in Ruhe; sie sollen brüten.

Zurück: Ist es das Lichtmeer der Stadt oder schon morgendlicher Dämmerchein, worin der lange Schornstein steht? — Regungslos sitzen die Adler auf den Stämmen; die Geier an der Felswand haben ihre Köpfe unter die Schultern gezogen. Eine Palastrevolution dagegen entfesselt unsere unvermutete Inspektion im Flugkäfig der Papageien und Möwen. Alles schwirrt wild durcheinander, wie in einem aufgeflohenen Parlament. — Licht aus! Ein Flamingo hat uns ohnehin schon seiner Herde in schnarrendem Baß gemeldet. Dieser Weiher ist ebenso für den Tag wie für die Nacht geschaffen. Auf dem Rosenbeet daneben haben sich die üppigsten der Blüten aufgetan, und in dem dunklen Wasser spiegeln sich die schneigweißen Tiere wie im silbernen Mondlicht erschauernde Lotosblumen. Hier müßte ein Mirza-Schaffy sprechen.



Inhalt

Zum Geleit	5
Ein seltsamer Gast	9
Was man im Zoo nicht sieht	22
Die Pechmarie	28
Schlangenfütterung	30
Tiere als blinde Passagiere	37
Olga	49
Eine anrühige Gesellschaft	52
Das freut den Zoodirektor sooo sehr!	59
Der Tulpendieb	62
Bluthochzeit	66
Der Saboteur	69
Bambi	71
Der Tiger im Leipziger Hauptbahnhof	75
Mit Walnüssen bei Tieren	78
Die Schmugglerin	83
Wie das Petermännchen verschwand	86
Tiere sehen dich an	89
Kiri und ihr Leierkasten	92
Der Pfau	95
Wer hat bloß	97
Tiere zu zweit	98
Die Wildschweinjagd im Wolfswinkel	101
In der Futterküche	104
Palastrevolution bei den Mantelpavianen	106
Auf Eidechsen-, Frosch- und Otternfang	109

Sikas	116
Tiere haben das Wort.....	118
Stelzvögel im Zoo	122
Die eingewachsene Kralle	127
Von Zicklein, Eseln, Schafen und der Intelligenz.....	130
Puppi und Bobby	132
Kulane	134
Der Affe und die Uhr.....	137
Das Wiederhören.....	139
Der Yak	141
Affiges	144
Ein Aschenbrödel unter den Tieren.....	152
Von Gretes Hochzeitsreise.....	156
Seelöwenjagd in der Pleiße	159
Wie die Schimpansin Suse im Zoo spazieren ging.....	163
Guanakos und der Frühling.....	167
Dickhäutige Gesellen.....	169
Der Sperlingsfresser.....	172
Ein Fabeltier	174
So ein Esel	177
Der Papagei im Dienstbetrieb.....	178
Von Elefantenschildkröten.....	179
Seelöwen	182
Der hereingefallene Omar	186
Der Schweinshirsch.....	188
Kolibris im Leipziger Zoo	194
Vom heiligen Zebu	197
Nächtliche Runde	198